

Quellen zur Geschichte Thüringens

Herausgegeben von
Adrian Hummel und
Thomas Neumann

»Über allen Gipfeln...«

Kultur in Thüringen 1772–1819

Politische, gesellschaftliche, pädagogische Kultur





Quellen zur Geschichte Thüringens

Kultur in Thüringen 1772–1819

Quellen zur Geschichte Thüringens



»Über allen Gipfeln ...«
Kultur in Thüringen 1772–1819
Politische, gesellschaftliche, pädagogische Kultur

Herausgegeben von
Adrian Hummel
Thomas Neumann

Titelfoto:

Die Titelabbildung zeigt einen Ausschnitt des Titelblatts von „Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder von Chr. Gotth. Salzmann.

Dritte rechtmäßige, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Erfurt 1792“.

Landeszentrale für politische Bildung Thüringen
Bergstraße 4, 99092 Erfurt
1999
ISBN 3-931426-29-7

EINFÜHRUNG

Legitimation der Textauswahl

Thüringen als ein kulturelles Zentrum des deutschen Sprachraums	9
Der räumliche und zeitliche Rahmen	11
Der vorausgesetzte Kulturbegriff: ›Kultur‹ als Poetik der Geschichte	12
Die Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe . .	14

POLITISCHE KULTUR

Sachsen-Weimar-Eisenach zwischen den Großmächten

1. Herzog Karl August an Graf von Görtz. Eisenach, 12. Juli 1787	17
2. Herzog Karl August an Freiherrn von Loeben. Weimar, 30. März 1788	18
3. Herzog Karl August an Markgraf Karl Friedrich von Baden. Weimar, 8. August 1788	23

Aufgeklärter Absolutismus in Sachsen-Meiningen

4. Gemeinnützige Instruktion vom 22. Februar 1793 . .	25
-------------------------------------------------------	----

Thüringen und die Französische Revolution

5. Christoph Martin Wieland: Betrachtungen	31
6. Warnung für einer abscheulichen Mode	39

Die Einführung des Code Napoléon

7. Königliches Dekret vom 23. Januar 1803	42
8. Königliches Dekret vom 27. Januar 1808	46

Eine landständische Verfassung

9. Grundgesetz über die Landständische Verfassung des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach (vom 5. Mai 1816)	48
--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----

Das Wartburgfest (18./19. Oktober 1817)

10. Der Studentenfrieden auf der Wartburg	54
11. Jakob Friedrich Fries: An die deutschen Burschen . .	65
12. Brief Karl Friedrich Ernst Frommanns an seinen Sohn Friedrich Johannes Frommann. Jena, 7. Dezember 1817	69

Eine verhängnisvolle Kontroverse: ›Vaterlandsverrat‹?

13. Heinrich Luden: VI. Extrait d'un manuscrit 71
14. August von Kotzebue: Erste und letzte Erklärung . . 73
15. Heinrich Luden: Auch eine Erklärung, aber nicht die
letzte 79

**Nach der Verkündigung der Karlsbader Beschlüsse
(31. Oktober 1819)**

16. Die Herausgeber der Dorfzeitung 83
17. Clemens Wenzeslaus Coudray. Übersicht meiner
Lebensereignisse. 1820 84

GESELLSCHAFTSKULTUR

Der ›Weimarer Musenhof‹

18. Johann Wolfgang Goethe an Johann Heinrich Merck.
Weimar, 22. November 1776 87
19. Karl August Böttiger: Zur Weimarschen Genieperiode
von 1775–1781 87
20. Karoline Jagemann: Wieder in der Heimat
(1796–1797) 91

Leihbibliotheken und Bücherverbote

21. Christoph Erhard Sutor: Nachricht 94
22. Zensur des Buchverleihs? 95

›Volksaufklärung‹

23. Rudolf Zacharias Becker: Versuch über die
Aufklärung des Landmannes 102
24. Rudolf Zacharias Becker: Noth- und Hilfsbüchlein . . 117
25. Karl Hohnbaum an Karl Barth in Rom.
Hildburghausen, 17. Februar 1818 121
26. Dorfzeitung. Sonnabend, den 2. Januar 1819 124

Umgangsformen

27. Über alte und moderne Sprach-Sitte 127

Weimar. Ein zeitgenössischer Reiseführer

28. Joseph Rückert: Bemerkungen über Weimar 135

**Bürgerliche Geselligkeit. ›Mittwochs-Kränzchen‹
beim ›Olympier‹ (1801/1802)**

29. Goethes Cour d'Amour 141

Friedrich Schillers Begräbnis

30. Beerdigte bei der Stadt-Gemeinde 150
31. Johannes Wilhelm von Archenholz:
Schillers Beerdigung 150
32. Nachschrift eines Einwohners von Weimar 153

**Bürgerliches Kriegs-Erleben. Die Doppelschlacht
bei Jena und Auerstedt (14. Oktober 1806)**

33. Brief Georg F.W. Hegels an Friedrich I. Niethammer.
Jena, 24. Oktober 1806 156
34. Friedrich von Müller: Erinnerungen aus den Kriegs-
zeiten 157
35. Brief Johanna Schopenhauers an Arthur Schopenhauer.
Weimar, 7. November 1806 159

**Ein gesellschaftliches Ereignis. Napoleon und der
›Erfurter Fürstenkongreß‹ (1808)**

36. Weimar und Erfurt im September und Oktober 1808 .. 162
37. Johann Wolfgang Goethe: 1808. September.
Oktober 167

Damenmode (nach den Befreiungskriegen 1813/14)

38. W. v. Ch.: Was Sitte, was Mode sei, oder Deutscher
Frauen Volkstracht 172

PÄDAGOGISCHE KULTUR

Christian Gotthilf Salzmann:

Das Schnepfenthaler Erziehungskonzept

39. Etwas von Juden 178
40. Mittel, Kindern das Lügen zu lehren 182

Johann Gottfried Herder:

Pädagogik als Humanwissenschaft

41. Vom ächten Begriff der schönen Wissenschaften und
von ihrem Umfang unter den Schulstudien 186

Didaktik des Kinderbuchs

42. Friedrich Justin Bertuch: Bilderbuch für Kinder (I) . . . 196
43. Friedrich Justin Bertuch: Bilderbuch für Kinder (II) 202
44. Heinrich August Müller: Denksprüche 205

Weibliche Erziehung

45. Karoline von Wolzogen: Agnes von Lilien 208

**Anfänge der Sozialpädagogik. Das ›Falksche Institut‹
in Weimar**

46. Johannes Daniel Falk: Gesellschaft der Freunde in
der Not zu Weimar 213

**Friedrich Fröbel: ›Romantische‹ Pädagogik und
›Sphärisches Gesetz‹**

47. Die allgemeine deutsche Erziehungsanstalt
in Keilhau bei Rudolstadt 217

Erläuterungen 228

Weiterführende Literatur 231

Register 239

**Abbildungsverzeichnis und
Druckgenehmigungen** 243

EINFÜHRUNG

Legitimation der Textauswahl

Thüringen als ein kulturelles Zentrum des deutschen Sprachraums

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dürfen die fürstlichen oder (reichs-) städtischen Territorien auf dem Gebiet des heutigen Freistaates Thüringen (Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Gotha-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburghausen, Mühlhausen, Nordhausen, Erfurt u. a.)¹ zu den kulturell ambitioniertesten Gebieten des damaligen deutschen Sprachraumes gerechnet werden.

Besagte Position verdankte die thüringische Region nicht nur der allseits bekannten Anwesenheit international renommierter Dichter am ›Weimarer Musenhof‹ der Herzogin-Mutter Anna Amalia und des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach: Christoph Martin Wieland (seit 1772), Johann Wolfgang Goethe (seit 1775), Johann Gottfried Herder (seit 1776), Friedrich Schiller (endgültig seit 1787) oder Jean Paul Friedrich Richter (1798 – 1800) lebten dort oder hielten sich doch längere Zeit in Weimar auf. Auch die aufstrebende Landesuniversität in Jena bildete mindestens zwischen den Jahren 1785 (Begründung der ›Allgemeinen Literatur-Zeitung‹) und 1819 (Auflösung der Ur-Burschenschaft, Abwanderung bekannter Professoren) einen überregionalen Anziehungspunkt für bildungsbeflissene Studenten wie Friedrich Hölderlin (1794/95), Wilhelm von Humboldt (1794 – 1797) oder Clemens Brentano (1798 – 1801) und progressive Professoren vom Profile eines Karl Leonhard Reinhold (1787 – 1794), Johann Gottlieb Fichte (1794 – 1799), Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1798 – 1803), Christoph Wilhelm Hufeland (1793 – 1801), Lorenz Oken (1807 – 1819), Jakob Friedrich Fries (1802 – 1805; 1816 – 1819) oder Heinrich Luden (ab 1806).

Außerdem fanden zukunftsweisende Bestrebungen reformpädagogischer Provenienz ihren Ursprung etwa in Schnepfenthal um Christian Gotthilf Salzmann (seit 1784), in Keilhau un-

ter Friedrich Fröbel (1817 – 1831) oder in Sachsen-Hildburghausen durch Karl Ludwig Nonne (seit 1810). Ein reges Theaterleben der Residenzstädte Weimar, Lauchstädt und Gotha (um Konrad Ekhof und Johann Wolfgang Goethe) sowie naturwissenschaftlich-ökonomische Innovationen traten hinzu (Astronomie, Forst- und Betriebswirtschaft, Ornithologie u.a.). Gemeinhin bemühten sich selbst die einzelnen Landesregierungen um fortschrittliche Rahmenbedingungen: Von der napoleonischen Gebietsorganisation dem Königreich Westfalen zugeschlagen, kamen nordwestliche Gebiete Thüringens (Eichsfeld, Mühlhausen, Nordhausen u.a.) wenigstens vorübergehend in den Genuß der Aufhebung aller Leibeigenschaft; Herzog Georg I. von Sachsen-Meiningen wiederum hatte bereits 1793 ein volkserzieherisch orientiertes Regierungsprogramm im Sinne des aufgeklärten Absolutismus verkündet. Sachsen-Weimar-Eisenachs landständische Verfassung von 1816 schließlich galt nicht zuletzt aufgrund der garantierten Pressefreiheit deutschlandweit für vorbildlich; vor allem ihretwegen erlebte Thüringen im Anschluß an die napoleonische Ära einen neuen Aufschwung der Buch- und Journal-Kultur. Freilich lieferte eine verhängnisvolle Weimarer Pressefehde um den angeblichen ›Vaterlandsverrat‹ des Unterhaltungsschriftstellers August von Kotzebue (1818) nicht nur den Anlaß für dessen spätere Ermordung (1819); vielmehr beriefen sich die 1819 bundesweit verfüigten ›Karlsbader Beschlüsse‹ gerade in ihrer Begründung auf die mörderischen Folgen thüringischer ›Pressefrechheit‹.

Wiewohl durch Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach nur widerwillig umgesetzt, bereiteten die radikale Einschränkung der Pressefreiheit, das Verbot der liberal gesinnten Burschenschaft und Strafmaßnahmen gegen sympathisierende Jenaer Universitäts-Professoren der kulturellen Vorreiter-Rolle Thüringens mit dem Jahre 1819 ein vorläufiges Ende. Der Anwesenheit des entrückt vereinsamenden Johann Wolfgang Goethe zum Trotz verlagerten sich die kulturellen Schwerpunkte nach Berlin, Wien und München.

Der räumliche und zeitliche Rahmen

Die beschriebenen Eckdaten thüringischer Kulturhegemonie um 1800² definieren den räumlichen und zeitlichen Rahmen des dreiteiligen Quellenbandes zur Geschichte Thüringens mit dem Titel: »Über allen Gipfeln ...«. *Kultur in Thüringen 1772–1819*. Dabei orientiert sich die untere Zeitgrenze (1772) am Datum der Ankunft des, als Erzieher für den 15-jährigen Erbprinzen Karl August verpflichteten, Dichters Christoph Martin Wieland in Weimar. Unbeschadet der Tatsache, daß C. M. Wieland mit dem Regierungsantritt Karl Augusts von Sachsen-Weimar-Eisenach (1775), der Ankunft Johann Wolfgang Goethes (1775) und dem Ruf Johann Gottfried Herders (1776) zunehmend in den Hintergrund gedrängt wurde, lenkte er – damals neben Friedrich Gottlieb Klopstock (1724 – 1803) immerhin der angesehenste Autor des deutschen Sprachraums – mit der Gründung seiner vielgelesenen Zeitschrift ›Der Teutsche Merkur‹ (1773 – 1810) die Aufmerksamkeit einer kulturell interessierten Öffentlichkeit erstmals nachhaltig auf Thüringen. Häufig unterschätzt, schuf gerade C. M. Wieland die überregional wirksamen Rezeptionsvoraussetzungen thüringischer Kultur um 1800.

Ähnlich der unteren Zeitgrenze bestimmte auch die Wahl der oberen Zeitgrenze (1819) eine Konvergenz politischer und kultureller Ereignisse. Tatsächlich beendete das Jahr 1819 politische Hoffnungen des aufstrebenden Bürgertums auf eine Liberalisierung der Verhältnisse ebenso wie die Vorreiter-Rolle Thüringens in kultureller Hinsicht: Namhafte Autoren waren verstorben, andere verließen das Land bei erzwungener Einführung der Pressezensur; die Jenaer Landesuniversität wiederum erlebte nach Aufhebung der Burschenschaft und Maßregelung sympathisierender Professoren einen erheblichen Aderlaß, selbst abgelegene Erziehungsinstitute – wie etwa das des Reformpädagogen Friedrich Fröbel in Keilhau (bei Rudolstadt) – gerieten unter politischen Druck. Progressive Kreise verlegten ihre Wirkungsstätten deshalb in die privat wie politisch weniger transparenten Gefilde der Großstädte Berlin, Wien und München. Goethes Anwesenheit in Weimar (bis 1832) und dessen

Aufstieg zur touristischen Sehenswürdigkeit vermochten daran nichts wesentliches zu ändern: Thüringen begann mit dem Jahr 1819 seine kulturelle Spitzenposition im deutschen Sprachraum mehr und mehr einzubüßen.

In räumlicher Hinsicht schließlich leiteten die Grenzen des jetzigen Freistaates Thüringen Quellen- und Textauswahl. Anders formuliert: Dem Quellenkorpus integriert wurden nur solche Texte, deren Verfasser innerhalb der Grenzen des jetzigen Freistaates Thüringen geboren oder aber zur Abfassungszeit einer (als Ganzes oder in Auszügen) aufgenommenen Schrift in Thüringen ansässig waren. Außerdem wurde auf eine möglichst repräsentative Berücksichtigung aller thüringischen Teilregionen besonderer Wert gelegt: Zur Sprache gelangen deshalb gerade auch Autorinnen und Autoren jenseits der unbestreitbaren Kultur-Zentren Weimar und Jena (Rudolf Zacharias Becker, Johann Ernst Daniel Bornschein, Christian Gotthilf Salzmann, Karoline von Wolzogen, Heinrich August Müller, Karl Ludwig Nonne, Karl Hohnbaum, Friedrich Fröbel, Franz Xaver Zach, Johann Matthäus Bechstein, Heinrich Cotta, Gottlob Heinrich Heinse, Johann Heinrich Christoph Nonne). An diesem räumlichen Auswahlkriterium läßt sich selbst der Titel des dreiteiligen Quellenbandes zur Geschichte Thüringens messen. Er zitiert aus jenem bekannten Gedicht Johann Wolfgang Goethes, das dieser 1783 in den Fensterrahmen des kleinen Berghäuschens auf dem Kickelhahn geritzt hatte: »Über allen Gipfeln ist Ruh, / In allen Wipfeln spürest du / Kaum einen Hauch; / Es schweigen die Vöglein im Walde, / Warte nur, balde / Ruhest du auch.« Ein Bericht über Goethes letzten Besuch auf dem Kickelhahn (von Johann H. C. Mahr) beschließt denn auch die Anthologie.³

***Der vorausgesetzte Kulturbegriff:
»Kultur« als Poetik der Geschichte***

Problematischer als die räumliche und zeitliche Abgrenzung aufgenommener Quellentexte gerät deren verantwortete Beziehung auf einen, in welcher Form auch immer, vorausgesetzten Kultur-Begriff. Einig ist sich die Forschung dabei lediglich in

der Abwehr des feuilletonistischen, nicht selten zur völligen Verflüchtigung neigenden Begriffsverständnisses. Absolut zutreffend konstatiert Jürgen John deshalb bezüglich der thüringischen Regionalgeschichte: »Hier öffnet sich gerade für Thüringen ein weites Untersuchungsfeld, das auch eines weiten, freilich nicht inflationär zu gebrauchenden ›Kultur‹-Begriffes bedarf.«⁴ Eine genauere Bestimmung dieses ›weiten‹ Kultur-Begriffes versucht Jürgen John freilich nicht.

Demgegenüber setzen die vorliegenden Quellenbände bezüglich des vorausgesetzten Kultur-Verständnisses auf eine semiotische Bestimmung des Kultur-Begriffes im Horizont diskurstheoretischer Überlegungen.⁵ Danach erscheint ›Kultur‹ auf verantwortete Weise heute weder instrumentell, etwa als Erlernung und Bewahrung eines gewissen Traditionsbestandes (Arnold Gehlen u. a.), noch substantiell, etwa als menschliches Bildungsexistential (Claude Lévi-Strauss u. a.), bestimmbar. Von seiner Kommunikationsfunktion her definiert, konstituiert ›Kultur‹ vielmehr ein ›Universum symbolischen Handelns‹ (Clifford Geertz) bzw. einen ›sozialen Wissensvorrat‹ (Ronald Hitzler), dessen Leistung in der Schaffung von ›Weltdeutungs-Mustern‹ besteht (Klaus P. Hansen), welche – in Diskursfeldern organisiert – ihrerseits die Identitätsbildung der am Kommunikationsprozeß beteiligten Individuen, Gruppen oder Gesellschaften gestatten. »Einerseits wird Kultur von den Einzelindividuen geschaffen, andererseits schafft sie deren Identität. Der Mensch ist somit Subjekt wie Objekt der Kultur.«⁶ Sie gerät zur ›Poetik der Geschichte‹ (Moritz Baßler).

Angewandt auf die thüringische Kultur um 1800 entbirgt ein solches Kultur-Konzept die Existenz verschiedenster Diskursfelder, deren ›sozialer Wissensvorrat‹ seine prägende Wirkung auf das ›Universum symbolischen Handelns‹ innerhalb wie – in begrenzterem Umfang – auch außerhalb des deutschen Sprachraumes ausübt. Oder anders gesagt: Mit je unterschiedlicher Resonanz wirken bestimmte Diskursfelder thüringischer Kultur um 1800 auf die historische Entwicklung als ein ausgesprochenes Ferment. Wenigstens vorübergehend gibt ›Kultur in Thüringen 1772 – 1819‹ der Geschichte mögliche Deutungs-

muster (›Poetiken‹) vor. Im einzelnen eignet diese Funktion den Diskursfeldern: *Politische Kultur* – *Gesellschaftskultur* – *Pädagogische Kultur* – *Naturwissenschaftlich-ökonomische Kultur* – *Geisteswissenschaftlich-philosophische Kultur* – *Journal-Kultur* – *Theaterkultur* – *Literarische Kultur*. Dementsprechend bestimmen sie die Gliederung der vorliegenden Quellentexte.

Die Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe

Die ausgewählten Quellentexte finden sich den genannten *Diskursfeldern* (Politische Kultur, Gesellschaftskultur, Pädagogische Kultur, Naturwissenschaftlich-ökonomische Kultur, Geisteswissenschaftlich-philosophische Kultur, Journal-Kultur, Theaterkultur, Literarische Kultur) zugeordnet.⁷

Darüber hinaus reflektieren die ausgewählten Quellentexte den jeweiligen *Diskursverlauf* innerhalb des einschlägigen Zeitraums (1772 – 1819) ebenso wie sie – über AutorInnen- oder Themenkontinuität – Querverbindungen zwischen den einzelnen Diskursfeldern offenlegen möchten. Infolgedessen dokumentiert nicht nur ein eigener Abschnitt zentrale Publikationen der verhängnisvollen Kontroverse um den angeblichen ›Vaterlandsverrat‹ Augusts von Kotzebue (*Diskursfeld* ›*Politische Kultur*‹); auf das betreffende Problem verweist auch ein Brief Karl Hohnbaums an Karl Barth (*Diskursfeld* ›*Pädagogische Kultur*‹). Politische Intentionen und schriftstellerische Leistung der beteiligten Autoren belegen zudem abgedruckte Textproben (*Diskursfelder* ›*Journal-Kultur*‹; ›*Literarische Kultur*‹). Ähnlich ist es um das bedeutende, aber nicht immer unumstrittene Lebenswerk Johann Wolfgang Goethes bestellt (*Diskursfelder* ›*Gesellschaftskultur*‹, ›*Naturwissenschaftlich-ökonomische Kultur*‹, ›*Geisteswissenschaftlich-philosophische Kultur*‹, ›*Theaterkultur*‹, ›*Literarische Kultur*‹). Ferner kommt die schwierige Lage weiblicher Autorinnen und ihre unterschiedlich ausgeprägte (Schreib-) Utopie in chronologisch orientierten Längs- und thematisch ausgerichteten Querschnitten wiederholt zur

Sprache (*Diskursfelder ›Gesellschaftskultur‹, ›Pädagogische Kultur‹, ›Geisteswissenschaftlich-philosophische Kultur‹, ›Theaterkultur‹, ›Literarische Kultur‹*). Entsprechende Querverweise in den vorausgeschickten Einführungen erlauben daher auch eine werkgeschichtliche Lektüre der drei Quellenbände.

Die Auswahl der Einzeltexte erfolgt nach dem *Prinzip der kleinen, in sich geschlossenen Form*; unselbständige Passagen aus längeren Einzelwerken wurden nur in Ausnahmefällen aufgenommen.

Die beschriebenen Auswahlkriterien prägen auch das Bild der *Textwiedergabe*: Dem Layout der Reihe entsprechend gehen dem numerierten Einzeltext kurze Einführungen zu seinem kontextuellen Zusammenhang voraus, die Quellenangabe beschließt ihn. Dem Abdruck selbst wurde dabei stets der rezeptionssteuernde Erstdruck zugrundegelegt; infolge unerheblicher, gelegentlich sogar anziehend wirkender Unterschiede zu modernen Schreibweisen konnten die Quellentexte in ihrem historischen Lautstand belassen werden. Für den Fall postum veröffentlichter Schriften wurde auf kritische Ausgaben zurückgegriffen.

Wort- und Sacherklärungen sowie die Übersetzung fremdsprachiger Textzitate fanden Eingang in die beigegebenen *Erläuterungen*, sofern sie nicht den üblichen Nachschlagewerken in Buch- (Duden Fremdwörterbuch. 6. Auflage; Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden. 19./20. Auflage) oder elektronischer Form (Microsoft LexiRom Edition 2000; Microsoft Encarta Enzyklopädie 99) entnommen werden können. Aktuelle Angaben über *Weiterführende Literatur* erlauben die rasche Vertiefung der angeschnittenen Themen.

Mit Johann Gottfried Herder (1744 – 1803) aber teilen die vorgelegten Quellenbände zur ›Kultur in Thüringen 1772 – 1819‹ eine Überzeugung: »*Sie unterrichten den Verstand, sie bessern das Herz, sie sind und gewähren wirkliche Studia humanitatis.*« (Bd. 1, Text 41)

Weimar und München,
im Goethe-Jahr 1999
Die Herausgeber

Anmerkungen

- 1 Vgl. zur politischen Geschichte des fraglichen Zeitraums vor allem Hans Patze u. a.: *Geschichte Thüringens*. Bd. 5/1/2: *Die Zeit Carl Augusts von Weimar 1775-1828* (Mitteldeutsche Forschungen 48). Köln u.a. 1984. Dem Zusammenspiel kultureller und regionalgeschichtlicher Aspekte widmet sich besonders Jürgen John (Hg.): *Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert*. Weimar u.a. 1994; im dortigen Einleitungs-Essay Jürgen Johns (ebd., S. XIII-LXI) findet sich auch einschlägige Literatur neueren Datums verzeichnet.
- 2 Zur Vielfalt kultureller Bestrebungen in Thüringen siehe v.a. Hermann Heckmann: *Thüringen. Historische Landeskunde Mitteldeutschlands*. 3. Aufl. Würzburg 1991; Heinrich Pleticha: *Kulturlandschaft Thüringen*. Freiburg u.a. 1991. Weniger ergiebig erscheint dagegen Detlef Ignasiak (Hg.): *Beiträge zur Geschichte der Literatur in Thüringen*. Rudolstadt u. a. 1995. Die spezifische Situation Weimars beleuchten ferner Ilse-Marie Barth: *Literarisches Weimar. Kultur, Literatur, Sozialstruktur im 16.-20. Jahrhundert*. Stuttgart 1971; Karl-Heinz Hahn (Hg.): *Goethe in Weimar. Ein Kapitel deutscher Kulturgeschichte*. Leipzig 1986; Gero von Wilpert: *Goethe-Lexikon*. Stuttgart 1998.
- 3 Vgl. Johann Heinrich Christian Mahr: *Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau*. In: *Weimarer Sonntagsblatt* Nr. 29 vom 15. Juli (1855), S. 123 f. [abgedruckt in Bd. 3, Text 135].
- 4 Jürgen John: *Kleinstaaten und Kultur oder: der thüringische Weg in die Moderne*. In: Ders. (Hg.): *Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert*. Weimar u. a. 1994, S. XIII-LXI (hier: S. XVIII).
- 5 Vgl. zu dem im Folgenden dargestellten Kultur-Begriff bes. Aleida Assmann: *Zum Problem der Identität aus kulturwissenschaftlicher Sicht*. In: Rolf Lindner (Hg.): *Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität*. Frankfurt/M. 1994, S. 13-35; Moritz Baßler: *Einleitung: New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. In: Ders. (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. Frankfurt/M. 1995, S. 7-28; Helmut Brackert u. a.: *Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert*. Frankfurt/M. 1990; Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M. 1983; Klaus P. Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. Tübingen 1995; Ronald Hitzler: *Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur*. Opladen 1988; Ulrich Raulff: *Von der Kulturgeschichte zur Geschichtskultur. Eine wissenschaftsgeschichtliche Skizze*. In: Klaus P. Hansen (Hg.): *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften*. Tübingen 1993, S. 133-148.
- 6 Klaus P. Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. Tübingen 1995, S. 213.
- 7 Unter dem Stichwort ›Politische Kultur‹ ist darauf geachtet, daß Überschneidungen mit der von Jürgen John edierten Sammlung ›Quellen zur Geschichte Thüringens von der Reformation bis 1918‹ (Erfurt 1995) möglichst vermieden wurden.

POLITISCHE KULTUR

Sachsen-Weimar-Eisenach zwischen den Großmächten

Seit 1783 bemühte sich Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757 – 1828; reg. ab 1775) um das Zustandekommen des ›Fürstenbundes‹ kleinerer deutscher Territorialstaaten; Ziel dieses ›Fürstenbundes‹ war es, als ›dritte Kraft‹ der politischen Vorherrschaft Preußens und Österreichs im deutschen Sprachraum engere Grenzen zu setzen. Dies sollte dem Aufschwung der heimischen Wirtschaft (vgl. Text 1) ebenso dienen wie der Schaffung eines einheitlichen Nationalbewußtseins (vgl. Text 2 und 3) oder der politischen Handlungsfähigkeit des Reiches im europäischen Kontext (vgl. Text 2). Das Projekt ›Fürstenbund‹, dem Sachsen-Weimar-Eisenach am 29. August 1785 beitrug, scheiterte 1790 an der preußisch-österreichischen Verständigung und der eigenbrötlerischen Uneinigkeit seiner Mitglieder (vgl. Text 3).

1. Herzog Karl August an Graf von Görtz¹. Eisenach, 12. Juli 1787

Nach einer Abwesenheit von etlichen Wochen bin ich nun seit 14 Tagen wieder hier, beschäftigt, um meine nachbarlichen Irrungen so beizulegen, daß die Nachkommen einmal ungestört im Genusse des Ihrigen bleiben können; zu diesem Ihrigen gehört aber auch alles dasjenige, was sie zu ihrem Lebensunterhalt verfertigen und zu verkaufen suchen. Diese Operation wird aber täglich mehr behindert, seit daß die großen Mächte ihre Länder von ihren Nachbarn gleichwie Inseln in dem offenen Meere absondern; sie finden, daß die sicherste Art zu konkurrieren darinnen besteht, daß sie alle diejenigen, welche nicht die Ehre haben, ihre Untertanen zu sein, aushungern, damit sich diese aus Not unterwerfen sollen. Die sächsischen Länder spüren die Folgen dieses wohlthätigen Grundsatzes am allerstärksten, und in kurzem werden wir unsere Wollen- und Lederwaren

kochen und braten lassen, damit wir unser bißchen Freiheit ein paar Tage länger aufheben können. Ein heiterer Blick schien einmal diesen Winter, und man hoffte, der jetzige König wolle auch andere Leute außer seinem Staate leben lassen; ich benützte diesen Anschein und gab beim auswärtigen Departement ein Projekt zu einem Handlungsverein zwischen Preußen und meiner Wenigkeit ein. Vorher sprach ich aber darüber mit dem Geheimen Finanzrat von Beyer, welcher, wie ich wußte, besonders mit dem Kommerzwesen beschäftigt war. Das Ministerium gab dem meinigen auf, nähere Vorschläge zu tun, und diese sind nun vor ein paar Wochen erfolgt. Diese Angelegenheit betreffend schrieb ich beiliegende zwei Briefe, welche ich recht sehr zu bestellen bitte und mir die Freiheit zu verzeihen, daß ich Ihnen damit beschwerlich falle. Mein Vorschlag ist, dünkt mir, sehr billig, und wenn Sie sich näher darnach erkundigen wollen, so werden Sie ihm Ihren Beistand nicht versagen.

Gute Nachrichten von Mainz. Dalberg² dem Fürstenbund feierlich beigetreten.

Willy Andreas u.a. (Hg.): *Politischer Briefwechsel des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar (Quellen zur Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jh. 37). Bd. 1. Stuttgart 1954, S. 364–365. (Nr. 329)*

2. Herzog Karl August an Freiherrn von Loeben³. Weimar, 30. März 1788

Mit Vergnügen gebrauche ich die Gelegenheit, welche mir ein Schreiben des Grafen von Görtz an die Hand gibt, mein Andenken bei Euer Exzellenz zu erneuern ...

Ich darf mit Wahrheit sagen, daß mich ähnliche gute Wünsche und Absichten für das allgemeine Wohl erfüllen; nur weiß ich nicht, wieferne auch der Erfolg meinen guten Willen begleiten möchte. Zwar habe ich zur Stunde noch nicht Ursache, so gänzlich daran zu verzweifeln, da der Geist einer wahren Tätigkeit anitzt so viele erleuchtete Gemüter in Bewegung setzt und mir besonders auch einige meiner Bekanntschaften im Reich die angenehme Hoffnung haben fassen machen, daß alter deutscher

Sinn und Denkungsart noch unter uns zu erwecken sei, trotz aller Hindernisse, welche die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts im Wege legt. Vorzüglich hoffte ich, es würde ein engeres Band der Freundschaft unter den ersten Fürsten Deutschlands die mancherlei zerteilten Absichten, Interessen und Kräfte in unserm Reichssystem mehr vereinigen und solche auf einen Punkt regerer und zugleich zuverlässigerer Wirksamkeit bringen.

Das System der Union schien mir hierzu, nach Maßgabe der zu Mainz angegebenen Entwürfe, vorzüglich geschickt und als eine feste und unerschütterliche Grundlage, welche dem Charakter der deutschen Nation angemessen wäre und als ein würdiges Denkmal derselben bestehen könnte. Dieses war der Punkt, unter welchem man die Sachen zu Mainz ansah, und ich bitte auch Euer pp., sie unter keinem andern zu betrachten.

Das entworfenen Circulare war nur eine nachherige Folge dieser Betrachtungen. Andere Ideen, welche auf einen nötigen Verteidigungszustand, im Kriegs- oder Friedensfalle, zwecken sollten, leiteten sich davon ab. Alle diese Entwürfe aber waren nur zu einer Vorstellung gerichtet, nämlich zur Vereinigung der verschiedenen wirkenden Kräfte auf einen Punkt, um das ohngefähr im Ganzen auszurichten, was jeder einzelne Fürst in seinem eigenen Lande zu bezwecken suchen muß, nämlich angemessene und weise Einrichtung der Dinge, ohne welche kein Staat bestehen und kein Fürst einen Anspruch auf die Ehre seines Jahrhunderts erhalten kann.

Unter diesen Vorstellungen schmeichelte man sich nun, daß der Nationalgeist in unserm Vaterlande erwecket werden könnte, von dem leider auch die letzten Spuren sogar täglich mehr zu erlöschen scheinen. Man hoffte, daß der träge Schlummergeist, der Deutschland seit dem Westfälischen Frieden drückt, endlich einmal zerstreuet werden könnte, und daß mit diesem Kranze die Deutsche Union sich, als ein wahres wirkliches Korps zu Aufrechthaltung deutscher Freiheiten, Sitten und Gesetze, zuletzt schmücken sollte. Auf diese Art aber sah man das, was bisher geschehen und was geschickte Hände zu diesem Bund bereitet hatten, nur als die Anlage an, nur als den Grund, worauf das fernere Gebäude sollte errichtet werden.

Eine gute Anzahl der Fürsten, welche erst nachher der Vereinigung beigetreten sind, glaubten darinnen einen Mangel zu entdecken, daß in gedachten Entwürfen von keinem Verteidigungsstand Erwähnung geschehe, der im Fall irgendeiner feindlichen Unternehmung sie decken sollte, und daß dieses von den hohen Stiftern der Union seie versäumt worden. Die Ursache dieses Verdachtes war, daß letztere nicht sogleich alle und jede Mitglieder von dem wahren Sinn und dem Begriff der Ausdehnung und der Fortschreitung bei diesen Verbindungen, ohne welche solche ohnehin nur ein leerer Schatten sein würden, unterrichtet hatten, und man selbst auch nicht immer sogleich den neuen Zuwachs erfuhr, welchen der Bund erhalten hatte. Das Ansuchen dieser Fürsten bewog nachher den Kurfürsten von Mainz noch besonders, diesen Gegenstand angelegener zu betreiben.

Ob mir nun gleich nicht unbekannt ist, daß schon die geheimern Artikel des Bundes auf diese notwendige Vorsorge deuten, so kann ich Euer pp. meine Meinung doch hierüber nicht verbergen, daß der zu einem Verteidigungsplane gemachte Entwurf noch zu wenig bearbeitet ist, da selbst diejenigen kurfürstlichen Höfe, von welchen hiebei am meisten zu erwarten wäre, noch auf keine bestimmte Weise sich hierüber ausgelassen haben: nämlich auf welche Art ihre Truppen zu vereinigen stünden; wie ein solches Korps, *casu foederis*⁴, agieren könnte; was für Hilfe die übrigen Fürsten hiebei zu leisten hätten; welche Rücksicht man auf den Zustand ihrer Finanzen und Bevölkerung nehmen müsse usf. Dieser Mangel der Anstalten aber erregt bei vielen das Gefühl, als seien sie selbst hiebei unnötig, oder macht sie wohl gar befürchten, daß sie im Falle der Not von den Mächtigen der Assoziation nur nach Willkür dürften taxieret werden. Die Aussicht, durch ein vereinigt Bestreben den Justizzustand in Deutschland zu verbessern, welches hienächst zu Regensburg als eine allgemeine Reichsangelegenheit sollte vorgelegt werden, gab bisher noch einigen Schein zu einem besondern Zweck und Bedürfnis bei dem allgemeinen Bündnisse: sollten aber auch hier die Häupter desselben zurückziehen und unübersteigliche Hindernisse finden bei einem Gegenstand, der mit so geringer Entschlossenheit zu erreichen zu sein scheint, so möchte

der größte Teil der Fürsten wohl bereuen, zu einem Akt unterzeichnet zu haben, wobei sie so gleichgültige Rollen zu spielen angewiesen würden.

Übrigens ist auch ein vorläufiger Hauptplan eines Verteidigungsstandes so schwer nicht zu machen. Jeder kann dabei seine Kräfte für jetzt und für die Zukunft gar leicht übersehen, und die Absichten Josephs⁵ auf Bayern und damit auf das ganze Deutschland sind auch kein solches unzuberechnendes Werk, daß sich demselben gar keine Hindernisse in Weg legen ließen. Die Grundlage hiezu müßte aber bei Zeiten angelegt werden, und das, weil keiner der verbündeten Fürsten, die wenigen vornehmsten Häupter derselben ausgenommen, selbst nach Maßgabe seiner sonstigen Kräfte, im erforderlichen Falle bereit stehen dürfte; wobei denn eine ähnliche Situation wie die von 1778 zu erwarten wäre, wo Preußen und Sachsen sich alleine herumschlagen mußten, England qua Hannover sich nur so weit in die Sachen einließ, als es ihm gut dünkte, und der übrige Rest von Deutschland tat oder vielmehr vermied, was ihm nur möglich war. Dieser Verwirrung, oder dieser Ohnmacht vielmehr, zu gehöriger Zeit mit gehörigem Nachdrucke handeln zu können, sollte der deutsche Fürstenbund abhelfen; und dazu ist kein ander Mittel, als sich zu rechter Zeit vorzubereiten. Dabei bin ich's überzeugt, daß der größte Teil der verbundenen Fürsten von einem neuen Antrieb würde beseelt werden, die Ehre des Vaterlands und ihre eigene Ehre durch richtige und gemeinschaftliche Ordnung, durch eine scharfe und verständige Bearbeitung nach demselben Zweck zu bewirken und zu unterstützen. Wann hingegen die Sachen dem Ohngefähr überlassen werden, so ist auch nichts weiter zu erwarten noch zu hoffen, als was das Ohngefähr mit sich bringt.

Zudem kann ich auch die traurigen Folgen nicht absehen, welche ein solcher Schritt und die nähere Zusammenziehung der Glieder der Union von Seiten der entgegengesetzten Partie auf diese haben, noch solche mit leeren Schrecken erfüllen könnte. Die Ligue, welche der Kaiser in Vorschlag brachte, kam nicht zustand. Braucht der Bund keine anderen Mittel als die in der Tat auf die Erhaltung des Reichs und die gemeine Wohlfahrt zie-

len, wie soll ihm Österreich den Krieg ankündigen? Das größte Übel, das entstehen dürfte, wäre, wann Bösgesinnte uns beschuldigen würden, diese heilsamen und der Konstitution gemäßen Anschläge nur für uns zu nehmen, da man wohl weiß, daß solche auf keine andere Art zu nehmen sind, unsere besten Politiker hingegen den ewig passiven Zustand, worunter Deutschland seufzet, der endlich jede Nerve innerer Kraft zu tatloser Lässigkeit herunterspannt, beklagen und Deutschland einen gerechten Vorwurf darüber machen.

Lassen Sie auch endlich Österreich diese Gelegenheit ergreifen, um den Reichstag zu Regensburg durch seine Vermittelung in mehrere Wirksamkeit zu setzen; was ist daran gelegen! Für die Union geht hiebei nichts verloren. Sie sieht nur durch eine entgegengesetzte Partie das ins Werk gesetzt, was sie selbst bewirken konnte.

Hiebei kann ich noch Euer pp. frei gestehen, daß die ersten Vorschläge, welche dem Kurfürsten von Mainz in meinem Namen sind vorgelegt worden, in vielen Stücken nur für denselben Augenblick waren, um das Interesse dieses wichtigen Standes an den Bund immer mehr zu schärfen, welchen zu erhalten mir notwendiger schien, als durch ein ausgestrichenes Wort die Wirkung, die es hätte haben können, zu schwächen. Die Erfahrung lehrt, daß man dasjenige mit größerem Eifer unterstützt, wozu man selbst Antrieb und Gelegenheit gegeben hat, und daß uns immer eine Anhänglichkeit an unsern Ideen bleibt, indes man das leichter verloren gehen läßt, was uns von andern gekommen ist, und jederzeit mit geringerer Wärme betrieben wird.

Diese Beobachtung bestärkte mich, jene Propositionen so unbearbeitet hinzulegen, wie Sie solche in denen dem Berliner Ministerium mitgetheilten Papieren werden gefunden haben.

Auch glaube ich nicht, daß ein formeller Kongreß zur Zeit noch ersprießlich sein dürfte, sowenig als daß es nicht großer Schwierigkeit von Seiten der vereinten Fürsten unterworfen sein möchte, denen in Mainz residierenden kurfürstlichen Gesandten ihre Stimmen zu geben. Ich bin auch keineswegs an das vorgeschlagene Circulare gebunden; nur müßte man, nach meinen Grundsätzen, die Mittel, zu einem sichern und gewissen Zustand

zu kommen, in Vorschlag bringen und darüber beratschlagen, ob sie können angenommen oder verworfen werden.

Was der Graf Görtz in beiliegendem vorgelegt hat, scheint mir zu dieser Absicht verfertigt; und es dünkt mich, daß Ihr Hof, wann er nicht hiemit übereinstimmen sollte, gänzlich von den preußischen Gesinnungen abgehen würde.

Nun ersuche ich noch Euer pp., über die Länge meines Schreibens nicht ungeduldig zu werden. Da ich mir zum ersten Male die Gelegenheit genommen habe, über diese wichtigen Gegenstände mich mit Ihnen zu unterhalten, so war es mir darum zu tun, meine Grundsätze deutlich zu entwickeln, um solche Ihrer Prüfung zu unterwerfen. Ihr Beifall wird viel dazu beitragen, den Grad meiner Wirksamkeit über diese Punkte künftig zu bestimmen ... [...]

Willy Andreas u. a. (Hg.): Politischer Briefwechsel des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar (Quellen zur Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jh. 37). Bd. 1. Stuttgart 1954, S. 465–469. (Nr. 432)

3. Herzog Karl August an Markgraf Karl Friedrich von Baden⁶. Weimar, 8. August 1788

Ihren Plan, einen gelehrten Allgemeingeist zu stiften in unserem Vaterlande, das auf Abgeschnittenheit seiner Kräfte sozusagen gegründet ist, habe ich richtig erhalten. Ich danke Ihnen für das Zutrauen, welches Sie mir hierbei bezeigen. Die vergebenen Versuche, welche einige Wohlgesinnte machten, um die Gemüter deutscher Regenten dahin zu lenken, sich zum allgemeinen politischen gesetzlichen Ruhestand zu vereinigen, haben mich überzeugt, daß ein jeder Fürst – ich nehme Sie davon aus – sein Land wie eine Insel und also Deutschland wie einen Archipel angesehen haben will, in welcher er dann sehr eifersüchtig darauf ist, seine Insulaner nach seiner Willkür glücklich oder unglücklich, klug oder dumm zu machen: meine Hoffnung zu einem Allgemeingeiste ist schwach; indessen verdienen gewiß Euer Durchlaucht gute Vorschläge reife Überlegung: leider ist Herder nach Italien abgereiset, und in dessen Abwesenheit zu

Ausführung einer Idee vorzuschreiten, an welcher er so vielen Anteil hat, wollte ich nicht raten; wir sollen also – dünkt mir – die Zwischenzeit bis zu seiner Rückkunft benutzen, uns untereinander näher aufzuklären. Meiner Meinung nach ist es noch zu früh, jetzt auf Ausbreitung des Allgemeingeistes unmittelbar loszugehen; man sollte wohl erst die engeren Institute zu benutzen suchen, die sich von selbst gemacht und verbunden haben, gewisse einzelne wissenschaftliche Gegenstände zu bearbeiten; was schon da ist, kann man, geschickt angewendet und unterstützt, leichter zum allgemeinen Besten anwenden, als wenn man das allgemeine Beste, aufs Allgemeine wirken wollend, wie einen einzelnen Gegenstand zu behandeln sich unterstand. Einen zweiten Zweck zu erhalten, nämlich durch allgemeine Behandlungen der Wissenschaften in Deutschland Gelegenheit zu einer Fürstenversammlung Deutschlands zu geben, halte ich vor unausführbar, weil die Häupter des Bundes zu unbeweglich, deren Ministerien zu allmächtig, hölzern und strohern, und die minderen, wohlgesinnten, eifrigen zu minder sind. Die Disproportion ist zu groß. Das Detail dieser hingeworfenen allgemeinen Grundsätze verspreche ich mir bei einer mündlichen Beredung auszulegen, auf welche Zusammenkunft ich noch immer hoffe.

Willy Andreas u. a. (Hg.): *Politischer Briefwechsel des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar (Quellen zur Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jh. 37)*. Bd. 1. Stuttgart 1954, S. 494 (Nr. 462).

Aufgeklärter Absolutismus in Sachsen-Meiningen

Ein für die Ideen des ›aufgeklärten Absolutismus‹ typisches Regierungsprogramm legte 1793 Herzog Georg I. von Sachsen-Meiningen (1761 – 1803; reg. seit 1782) vor. Christliches Glaubens- und aufklärerisches Gedankengut verbinden sich darin auf charakteristische Weise mit absolutistischem Obrigkeitsdenken: Vornehmste Aufgabe einer Regierung ist die Erziehung, deren Ziel wieder Prosperität (›Wohlfahrt‹) des Landes; die Untertanen, hier immerhin als

›Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft‹ bezeichnet, haben zu gehorchen. Ihre Fron- und Steuerlast wird reduziert, Mißwirtschaft und Amtsmißbrauch staatlicher Stellen verfolgt. Herzog Georgs I. Regierungsprogramm verkörpert ein konservatives Alternativmodell zu den Gesellschaftsentwürfen der Französischen Revolution (seit 1798).

4. Gemeinnützige Instruktion vom 22. Februar 1793

1) Es würden die zum Besten eines Landes und seiner einzelnen Einwohner gegebene Gesetze nicht so oft übertreten, und folglich das allgemeine und besondere Wohl derselben nicht so oft gestört werden, wenn jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft treuer Verehrer seiner Religion wäre, und die Pflichten, welche sie ihnen auflegt, gewissenhaft befolgte. In dieser Rücksicht wünschen Wir daher, daß Unsere Diener und Unterthanen zuförderst sich durch wahre Religion auszeichnen, und hiemit ein Verhalten verbinden mögen, welches den Grundsätzen der heiligen Schrift, und einer reinen christlichen und vernünftigen Sittenlehre gemäß ist, und aus welchen dann natürlich, wie aus seiner Quelle, Tugend und wahres Wohl entspringen muß.

Sollte daher Jemand unter Unsern Unterthanen und Dienern gewissenlos genug seyn, jene Grundsätze, auf welchen die allgemeine und besondere Wohlfahrt ruht, durch Reden, Schriften, oder Handlungen untergraben zu wollen, so soll ein solches Vergehen nachdrücklich geahndet werden.

2) In Erreichung dieses Unseres Wunsches, können und müssen aber vorzüglich die Lehrer das beste beyzutragen suchen. Unser Consistorium soll also Bedacht darauf nehmen, solche Männer anzustellen, welche Fähigkeiten und guten Willen dazu haben; und es hat ihnen einzuschärfen, nicht nur durch ihr exemplarisches Leben, die ihnen anvertrauten Gemeinden zu erbauen, sondern auch ihren Unterricht so einzurichten, daß sie ihren Einfluß aufs beste äusseren können, und sie haben in der Absicht alle unnöthige Speculationen zu vermeiden, dagegen nützliche und fruchtbare Materien zu Gegenständen ihres Unterrichts und ihrer Vorträge zu wählen.

3) Die weltliche Obrigkeit soll aber auch gleichfalls schuldig seyn, mit ihren eigenen guten Beyspielen, durch Unterstützung des Guten, und Bestrafung des Bösen, hierzu beförderlich zu seyn, und ihre Berichte an ihre Obrigkeit von Zeit zu Zeit deshalb zu erstatten.

4) Wenn nun Diener und Unterthanen durch Beobachtung ihrer gegenseitigen Pflichten die allgemeine und besondere Glückseligkeit befördern können; so bleibt es Unser unveränderlicher Wunsch, und Wir fodern sie hierdurch auf, alles dasjenige beyzutragen, was sie beyzutragen im Stande sind. Zu dem Ende ist folgendes Unser ernstlicher Wille:

5) Jede Obrigkeit ist schuldig, jedermann bey seinem Eigenthum und Gerechtsamen zu schützen, und jeder Unterthan ist verbunden, die deshalb gegebene Gesetze auf das genaueste zu beobachten. Wir wünschen, daß Unsere Unterthanen glücklich seyn mögen; hiezu aber gehört nothwendig ein pflichtmässiges Betragen gegen die Obrigkeit. Die Unterthanen sollen also hiezu vorzüglich angehalten werden.

6) Es soll daher auch jeder Fremde, nach den schon vorhandenen Landesgesetzen, vor seiner Annahme zum Unterthan ein hinlängliches Zeugniß von seiner vorigen Obrigkeit wegen seines Wohlverhaltens, und daß er mit ihrer Einwilligung sich allhier niederlasse, beybringen, das gewöhnliche Einzugsgeld erlegen, und die herkömmliche Caution bestellen.

7) Fremde Dienstbothen, sollen vor ihrer Dienstannehmung in hiesigen Landen, wie bereits öfters befohlen worden, sich durch glaubwürdige Attestata von ihrer zeitherigen Aufführung, und fremde Handwerkspursche durch ihre Kundschaften, so wie zeithero auch geschehen, sich gehörig legitimiren.

8) Für die Erhaltung der Nahrung der Unterthanen ist besonders zu sorgen: Die Landwirthschaft, an Futter, Getraide, Flachs und Obstbau, Viehezucht und durch pflegliche Benutzung der Waldungen ist möglichst zu verbessern; Die Handwerker und Professionisten sind bey ihren Innungen zu schützen, solche aber auch zu guter Arbeit und redlicher Behandlung der Unterthanen anzuhalten, und dabey vorzüglich darauf Bedacht zu nehmen, daß die Anzahl der Arbeiten mit dem Bedürfniß der Ar-

beit in Proportion bleibe. Die Fabriquen und Handlungen sind in Aufnahme zu erhalten, und nach Möglichkeit auszubreiten; die Wollen- und Flachsspinnerey ist möglichst zu unterstützen; der Müssiggang ist auf alle Weise zu verhindern, und die Vermögensverschwendung ist durchaus nicht zu gestatten. [...]

15) Da durch Prozesse so viel Menschen unglücklich, so wenige aber glücklich geworden, so ist es eine der ersten Pflichten jeder sorgfältigen Obrigkeit, Prozesse möglichst zu vermindern und abzuschneiden.

Die Prozesse sind aus vielen Ursachen schädlich, sie vermindern das Vermögen, verderben das Herz, und sind mit die ersten Veranlassungen zum Müssiggang, Feindschaft und Armuth. Wenn jemand sich und die Seinigen mit seiner Hände Arbeit ernähren muß, so fällt es solchen gewiß sehr schwer, zugleich einen Proceß zu führen, und die damit nothwendig verbundene Kosten zu tragen. Denn viele Tage Arbeit werden versäumt, der größte Theil des Verdienstes muß zu Proceßkosten angewendet werden, und weil auf solche Weise der Verdienst verschwendet wird, so verliert sich die Lust zur Arbeit, die Zeit wird öfters in den Wirthshäusern zugebracht, um die Sorgen zu unterdrücken, und aus einer Unordnung entstehen mehrere.

Es wird aber möglich seyn Prozesse abzuwenden, und die entstandene abzukürzen, wenn man

- a) die Entstehung der Prozesse zu hindern sucht, dabey
- b) sich angelegentlichst bemühet, die entstandenen gütlich beyzulegen,
- c) und solche, wenn eine gütliche Beylegung unmöglich wird, nach Möglichkeit abzukürzen. [...]

16) Vorzüglich wünschen Wir, daß Unsere Unterthanen bey Entrichtung ihrer schuldigen Frohnen möglichste Erleichterung erhalten, sie aber solche sich nicht selbst beschwerlich machen mögen.

- 1) Die Erbfrohnen sind hinlänglich bestimmt, und es sind auch keine Beschwerden hierüber vorhanden, besonders da diejenigen, welche zum Kammergut Masfeld geleistet werden, nunmehr verpachtet sind.

- 2) Gemeindefrohnen. Deren Erleichterung sollen die Beamten und Schultheißen zu bewürken gleichfalls verpflichtet seyn.
- 3) Die Amtsfrohnen. Auf deren Erleichterung ist gleichfalls aller Bedacht zu nehmen. Die Beamten sollen also ohne Verzug einberichten, worinnen solche bestehen, und wie solche zu erleichtern möglich seyn möchten.

4) Residenzbaufröhnen. Diese sind bestimmt, und können also nicht überschritten werden.

5) Eben dieses findet bey den Lustgartengeldern statt.

6) Hoflagerfrohnen, wozu in hiesigen Unterlande vorzüglich gehören a) die Holzfuhrn zur hiesigen Herzogl. Residenz, b) dergleichen die Getraidfuhrn außer den Erbzinsfrüchten, c) Hafer- und Heufuhrn zum Herzogl. Marstall, d) Flösholz aus dem Wasser allhier zu thun und zur Residenz zu fahren.

Die Unterthanen vermehren sich solche selbstn, wenn sie zu wenig aufladen, oder zu wenig arbeiten. Die Beamten haben also sich zu bemühen, daß hierinn Ordnung hergestellt werde. So wie Wir nun niemals zulassen werden, daß diese Hoflagerfuhrn vermehrt werden; so gern werden Wir deren Erleichterung, welche bey ihrer Verrichtung gemacht werden kann, befördern. Dieses ist also eine von den wichtigsten Beschäftigungen Unserer Beamten; Sie sollen dahero schuldig seyn, sich solche bekannt zu machen, um ihre Pflicht auch hierinn beobachten, und die erforderlichen Vorschläge zu einer möglichst guten Einrichtung bey Unserer Herzogl. Kammer thun zu können; indessen aber alles zu bewürken suchen, was die Verrichtung der nothwendigen Frohnen erleichtern kann. Wobey vorzüglich auch darauf zu sehen, daß solche in Ordnung und zu rechter Zeit bestellt werden.

Sollten sich in einem oder andern Amt Frohnen finden, welche ohne Schaden zu entbehren möglich; so hat der Beamte davon alsbaldigen Bericht zu erstatten, um hierauf die erforderliche Entschließung fassen zu können. Und

- 7) Zu den Jagdfrohnen gehören
 - a) die bey den Lustjagen,
 - b) die zu den kleinen und ordinären Jagen, und
 - c) die zu dem Wildzaun. [...]

17) So wie Wir während Unserer Landesregierung die Abgaben nicht vermehrt, vielmehr solche durch Aufhebung des Fleischaccises von Hausschlachten, und durch Abschaffung des Stempelpapiers und sonst in vielem Betracht vermindert und erleichtert haben: So werden Wir auch fernerhin deren Vermehrung außer besondern Unglücksfällen, welche der Allerhöchste von Unserm Lande in Gnaden abwenden wolle, nicht gestatten; vielmehr mit allem Ernste Uns bemühen, alles dasjenige, was zu deren Erleichterung gereicht, möglichst zu befördern.

Die Erreichung dieser Unserer Landesherrlichen Absicht erfordert aber auch nothwendig die ordentliche Bezahlung der Abgaben.

Zum Besten der Unterthanen selbst, und zu Erhaltung der Ordnung bey den öffentlichen Kassen muß also auf die richtige Bezahlung der Abgaben sorgfältig gesehen werden. [...]

18) Wie zeithero von Uns geschehen, werden Wir auch zukünftig gerne den Unglücklichen mit Erlassung unterstützen, zu dem Ende auch die hiezu zeithero ausgesetzte Summe unvermindert lassen; folgende Regeln aber sollen dabey beobachtet werden.

Erlassen können nur bekommen

- a) ordentliche Unterthanen, welche sonst richtig bezahlt haben, welches ihnen aber durch besondere Unglücksfälle ohnmöglich gemacht worden.
- b) Ordentliche Bezahler, wenn sie alt oder krank werden, und dieserhalb sich von ihrer Arbeit nicht mehr ernähren können, und doch kein weiteres Vermögen haben.
- c) Ordentliche Bezahler, wenn ihnen damit fortzufahren, durch Erziehung ihrer vielen Kinder zum Theil oder gänzlich ohnmöglich wird, und
- d) überhaupt diejenigen, welche es wirklich bedürftig sind, und einigen Erlas durch ihre gute Aufführung und richtige Bezahlung verdient haben. Die Einnehmer haben daher bey Erstattung ihrer gutachtlichen Berichte hierauf vorzügliche Rücksicht zu nehmen.

19) Es finden sich auch Fälle, wo zwar kein Erlaß statt hat, sondern nur durch Stündung geholfen werden kann.

Diese Fälle treten vorzüglich ein,

- a) wenn es einem zu schwer fällt, die Bezahlung sogleich zu bewirken, die Umstände aber künftig sich verändern und verbessern.
- b) Wenn die im vorstehenden § angeführte Umstände zwar vorhanden, das Vermögen aber zu seiner Zeit exportirt, oder von Fremden geerbet wird, die den Unglücklichen bey Lebzeiten verlassen und nicht unterstützen.

Auch hiebey haben die Einnehmer nach Billigkeit vorsichtig zu handeln.

20) In Ansehung der unbestimmten herrschaftlichen Einnahmen an Lehn-, Einzug- und Abzug- Handwerks- Ab- und Zuschreibingleichen an Holz- und Pachtgeldern, aber bleibt es unveränderlich bey den zeitherigen Anordnungen, nach welchen solche zur Verfallzeit ohne Restwückung bezahlt werden müssen.

21) Um aber alljährlich zu ersehen, in wie weit diesem nachgekommen werde, und in welchen Umständen sich die Unterthanen befinden; So hat jede Obrigkeit alljährlich hierüber umständlichen Bericht an Unsere Regierung zu erstatten, zugleich aber die von jedem Orte an ihre vorgesetzte Beamten, Stadträthe und Gerichte einzureichende Verzeichnisse beyzufügen.

Diese tabellarische Verzeichnisse, welche gedruckt und jedem Ort ohnentgeldlich gegeben werden, sollen in den Städten die Viertelsmeister, und in den Dörfern die Pfarrer und Schultheisen gemeinschaftlich verfertigen, unterschreiben, und in sich enthalten:

- a) Die Nahmen der Bürger jeden Stadtviertels, oder der Unterthanen in den Dörfern, mit Bemerkung der Anzahl von Hausgenossen.
- b) Die Bemerkung der besondern Umstände, welche sich bey jedem befinden. Z. E. wodurch sich einer besonders nützlich gemacht, oder welche Unglücksfälle jemand gehabt, weswegen einer in Proceß oder Untersuchung gekommen, wer seine Abgaben nicht bezalt, und so sollen alle übrige wichtige Umstände bemerkt werden, wie auch das beyliegende Formular besagt.

22) So oft es nöthig seyn wird, werden Wir auf Unsere Kosten durch eigene Commissiones untersuchen lassen, wie dieses alles befolgt, und für das allgemeine Beste gesorgt wird.

Wir hoffen und versehen Uns, daß Unsere sämtliche getreue Diener und Unterthanen diesem allen getreulich nachkommen werden.

Meiningen zur Elisabethenburg, den 22ten Febr. 1793.

Georg, HzS.

[Herzog Georg I. von Sachsen-Meiningen:] Entwurf einer gemeinnützigen Instruction für Diener und Unterthanen in den Herzogl. S. Meiningischen Landen. 22. Februar 1793.

In: Thüringisches Hauptstaatsarchiv Meiningen; Signatur ZM Nr. 261.

Thüringen und die Französische Revolution

5. Christoph Martin Wieland: Betrachtungen

Christoph Martin Wieland (1733 – 1813) war 1772 nach Weimar berufen worden, um dort für die literarisch-philosophische Bildung des späteren Herzogs Karl August verantwortlich zu zeichnen. Gleichzeitig betätigte er sich als Schriftsteller und Herausgeber der Zeitschrift ›Teutscher Merkur‹ (1773 – 1810). Häufig beschäftigte sich C. M. Wieland dort mit der Französischen Revolution. Den konstitutionellen Errungenschaften gegenüber zunächst positiv eingestellt, distanzierte er sich spätestens seit der Hinrichtung König Ludwigs XVI. von Frankreich (21. Januar 1793) von ihren ›demokratischen‹, C. M. Wieland zufolge ›anarchistischen‹ Erscheinungen.

Videant Consules, ne quid res publica detrimenti capiat.⁷

Die Kultur und Ausbildung der Menschheit, die seit dreyhundert Jahren in dem größern Theile von Europa von einer Stufe zur andern emporgestiegen ist, hat endlich unvermerkt eine beynahe gänzliche Umänderung der alten Vorstellungsarten, Meynungen und Gesinnungen hervorgebracht; eine Art von allgemeiner in-

tellektüeller und moralischer Revolution, deren *natürliche Folgen* mit Gewalt aufhalten zu wollen vergeblich, und um so unpolitischer wäre, da sie durch Gerechtigkeit und Klugheit so geleitet werden können, daß sie, ohne heftige Erschütterungen zum größten Nutzen des menschlichen Geschlechts überhaupt und der einzelnen Staaten insonderheit ausschlagen müssen, wofern *die rechte Zeit* und die *rechte Art* einer so weisen und nöthigen Operazion nicht versäumt wird. Unsern Lesern, deren keinem das Heil des Vaterlandes hoffentlich gleichgültig ist, hierüber einige weltbürgerliche und patriotische Betrachtungen zu eigenem Nachdenken mitzutheilen, ist der Zweck dieses Aufsatzes, womit wir ein Jahr auspizieren, welches mit großen Ereignissen trüchtig ist, und für den Ruhm und die Wohlfarth Germaniens entscheidend seyn kann. [...]

XVII.

Die dermalige teutsche Reichsverfassung ist ungeachtet ihrer unläugbaren Mängel und Gebrechen für die innere Ruhe und den Wohlstand der Nation im Ganzen ohne alle Vergleichung zuträglicher, und ihrem Karakter und dem Grade von Kultur, worauf sie steht, angemessener als die französische Demokratie; angemessener und zuträglicher als uns diese letztere auch *alsdann* seyn würde, wenn irgend ein *Zauberer Merlin* auf sich nähme, uns durch einen Schlag mit seinem Zauberstabe, so schnell als der König von England einen wackern Londner *Cit*⁸ zum *Ritter* schlägt, zu einer *einzig unzertrenlichen Demokratie* zu schlagen; vorausgesetzt, daß dieser politische Merlin uns Alle nicht zugleich entweder in lauter *Sokratesse und Epiktete* oder in lauter *Swiftische Huynnhms*⁹ verwandeln könnte. Denn freylich, im einen und im andern dieser beyden Fälle gestehe ich gern, daß eine völlige Freyheit und Gleichheit jeder monarchischen, aristokratischen, oder gemischten Verfassung vorzuziehen wäre.

Das zuträglichste für jedes Volk, (wie ich schon mehrmahl mit dem weisen *Solon* behauptet habe) ist, nicht das *Ideal der vollkommensten Gesetzgebung*, sondern gerade die zu haben, oder zu bekommen, die es dermalen am besten *ertragen* kann. Wel-

che Furien müßten uns zu der Raserey treiben, unsern Zustand, der freylich noch mancher Verbesserungen bedürftig ist, durch ein Mittel besser machen zu wollen, das ihn unfehlbar sehr verschlimmern würde, das der gerade Weg wäre, unermeßliche, un-absehbare Übel über uns und unser Vaterland zu häuffen? Warum sollten wir so theuer und mit einem so ungeheuern Risiko erkaufen wollen, was wir, *wahrscheinlich*, ohne Empörung, ohne Desorganisierung, ohne Verbrechen, ohne Aufopferung der gegenwärtigen Generation, *von dem bloßen Fortschritt der Aufklärung und Moralität* unter uns, weit sicherer hoffen dürfen? – Wenigstens ist gewiß, daß wir, ehe man uns rathen kann gerade zum desperatesten Mittel zu greiffen, vorher alle andern vergeblich versucht haben müßten; welches, meines Wissens, noch bey weitem nicht unser Fall ist.

Die Apostel der neuen Religion haben von unserm wirklichen Zustande, wie es scheint, nur sehr dürftige und verworrene Kenntnisse, und täuschen sich dagegen mit sehr übertriebenen Einbildungen von dem, was sie unsre *Sklaverey* nennen. Indessen braucht es doch nur die gemeinste Kenntniß der teutschen Reichs- und Kreis-Verfassung und der weltkundigen Reichsgrundgesetze, besonders des Oßnabrückischen Friedens-Instruments und der jedesmahligen Kaiserlichen Wahl-Kapitulazion¹¹, um zu wissen: daß das teutsche Reich aus einer großen Anzahl** *unmittelbarer Stände* besteht, deren jeder, in seinem Innern von jedem andern unabhängig, die *Reichsgesetze*, oder *Kayser* und *Reich*, nur in so fern diesen die Handhabung und

* „Wenn eine Regierung weise genug ist, mit der Verfeinerung der Sitten und der Aufklärung der Menschen Schritt zu halten, dann bietet sie selbst der wohlthätigsten Revolution die Hand. Alles gewinnt dann eine bessere Gestalt; alles verändert sich nach und nach, alles geschieht ohne Blutvergießen, ohne Gewaltthätigkeit.“ etc. – sagt ein sehr verständiger Dähne in seinen patriotischen Gedanken über stehende Heere, politisches Gleichgewicht und Staatsrevolutionen: einem kleinen Büchlein, das manchem seynsollenden Staatsmann *en place*¹⁰, wenn er es allzuhastig hinunter schlänge, vielleicht (gleich jenem in der Apokalypse) gewaltiges Bauchgrimmen verursachen dürfte, aber wenn es wohl verdaut und in Saft und Blut verwandelt würde, unfehlbar sehr heilsame Wirkungen thun müßte.

** Aus dreyhundert und acht und vierzig (s.[alvo]e.[rror]e)c.[alculi]) geistlichen und weltlichen Fürsten, Prälaten, Grafen, Dynasten und Reichsstädten; die unmittelbare Ritterschaft und die freyen Reichsdörfer nicht gerechnet.

Vollziehung jener Gesetze obliegt, über sich hat; und daß von seinem selbsterwählten *Oberhaupt* an, bis zu *Schultheiß, Meister, Rath und Gemeinde* der Reichsstadt *Zell am Hammersbach*, kein Regent in Teutschland ist, dessen größere oder kleinere Machtgewalt nicht durch Gesetze, Herkommen, und auf viele andere Weise von allen Seiten eingeschränkt wäre; und gegen welchen, wofern er sich irgend eine widergesetzliche Handlung gegen das Eigenthum, die Ehre, oder die persönliche Freyheit des geringsten seiner Unterthanen erlaubt, die Reichsverfassung dem Beleidigten nicht Schutz und Remedur¹² seiner Beschwerden verschaffte.*** Wie man also verwegen genug seyn könne, eine Nazion von 28 Millionen Menschen, die unter einer solchen Verfassung lebt, *Sklaven*, und ihre nicht nach Willkühr sondern nach Gesetzen regierende und durch Gesetz und Herkommen eingeschränkte Fürsten *Despoten* zu schimpfen, ist nur durch die lächerliche Eitelkeit und die dicke Unwissenheit begreiflich, womit diese Menschen, – die noch vor wenig Jahrzehenden auf *ihre* eigene schmähliche Sklaverey eben so hoffärtig waren als sie es jezt auf ihren zügellosen *Libertinismus* sind, – so viele glänzenden Eigenschaften verunzieren. Gewiß findet sich, in und ausser Teutschland, unter allen, die sich mit der dermahliggen fysischen, politischen, sittlichen, literarischen und ökonomischen Verfassung dieser großen und in ihrer Art einzigen Staaten-Gruppe etwas genauer bekannt gemacht haben, schwerlich ein unbefangener und billiger Kosmopolit, der den verdienstvollen Verfasser der *Annalen der Staatskräfte von Europa* – (eines Buches, mit dessen französischer Übersetzung der Verleger dem *Nazional-Konvent* zu Paris und dem General *Cüstine*¹³ ein verdienstliches Geschenk machen könnte) eines übertriebenen Nazionalstolzes beschuldigen sollte, wenn er nach summarischer Übersicht seiner ganzen Darstellung ausruft: „wo ist das europäische Reich, das, alle fysische Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, im *Ganzen*, bey gleicher Größe,

*** Was hiegegen einzuwenden ist, weiß ich so gut als ein anderer; nur behaupte ich, was uns helfen könne, sey eine (höchstnöthige) *Reformazion* unsrer Verfassung, nicht eine sinnlose Umkehrung und Zerstörung derselben.

an *Volksmenge*, an *Anbauung des Bodens*, und Benutzung aller Geschenke der Natur, an Anzahl nicht sowohl größer als reicher, als an *Menge* mittelmäßiger, aber wohlpolizierter, betriebsamer und nach Verhältniß ihrer Lage und Mittel *wohlhabender Städte*, dem teutschen Reiche den Vorzug streitig machen könnte?“ Ich setze hinzu: wo ist ein Volk in Europa das sich einer nähern Anlage zu immer zunehmender Verbesserung seines Zustandes, eines größern Flors der Wissenschaften, mehrerer, oder vielmehr, so vieler und so gut eingerichteter öffentlicher Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, einer größern Denk- und Preßfreyheit, und, was eine natürliche Folge von diesem allem ist, einer hellern und ausgebreitern Aufklärung zu rühmen hätte, als die Teutschen, im Ganzen genommen? – ungeachtet wir der Vortheile einer anerkannten Hauptstadt von Teutschland (*gern*) ermangeln! – Und die Nation, von welcher alles dies wahr ist, sollte aus *Sklaven* bestehen und von *Despoten* und *Tyrannen* beherrscht seyn? Welche sinnlose Vermengung der Begriffe und der Worte!

XVIII.

Doch – wie unwissend auch die neufränkischen Republikaner in allem, was die innere Verfassung und den wahren Zustand des teutschen Reichs betrifft, seyn mögen – *so sehr* sind sie es wahrlich nicht, daß sie uns *im Ernst* für Sklaven halten sollten; und gewiß ist es auch nichts weniger als ein überwallender Strudel von *Menschenliebe*, was sie antreibt, sich so viele Mühe zu geben, den Bürgerstand und die untern Volks-Klassen in Teutschland, so viel an ihnen ist, zu desorganisiren, mit ihren sofistisirten Begriffen von unveräusserlicher Volks-Suveränität, Freyheit und Gleichheit anzustecken, und zur Empörung gegen ihre rechtmäßige Landesregenten und Obrigkeit aufzureizen. Man müßte stockblind seyn *wollen*, wenn man nicht sähe, was die wahren Beweggründe der sonderbaren Rolle sind, die sie seit einigen Wochen in einem Theil unsrer Rheinländer spielen. Es ist nicht nur, nachdem sie nun einmahl Krieg mit Österreich und Preussen haben, ihr Interesse, denselben von ihren Gränzen weg und in Feindes-Land zu ziehen: der *Krieg selbst* war schon lange

was sie *wünschten*, ist noch immer, was sie zur Erreichung ihrer Absichten *nöthig haben*, ist gewissermaßen das einzige, was ihre Republik retten kann; und, aller Wahrscheinlichkeit nach, erfüllt die hohe Reichsversammlung zu Regensburg einen ihrer angelegensten Wünsche, indem sie ihnen durch die beschlossene lebhafteste Theilnahme an diesem Kriege den erwünschten Vorwand giebt, sich ihrer so oft vor ganz Europa wiederholten friedfertigen und menschenfreundlichen Versprechungen quitt zu halten, und von dem Tage an, da Reichsständische Heere gegen sie agieren werden, das ganze teutsche Reich als einen erklärten Feind behandeln zu können. Sehr wahrscheinlich sieht der Nazional-Konvent durch die innerliche Zwietracht, welche die neue Republik alle Augenblicke wieder aufzulösen droht, sich in demselben Falle wie der römische Senat in den ältern Zeiten der Republik, und nur eine anhaltende Verwicklung der Nazione in die Gefahren und Erfolge auswärtiger Kriegs-Operationen kann ihnen soviel Zeit und innere Sicherheit verschaffen,**** als sie zu Gewinnung einer festern Konsistenz ihres noch so lockern politischen Vereins nöthig haben. Überdies ist es augenscheinlich doppeltes Interesse für sie, die Monarchen, von deren Staaten die werdende französische Republik umgeben ist, durch Abtrennung ihrer zunächst angrenzenden Provinzen zu schwächen, und, indem sie die abtrünnigen Länder zu Republiken organisieren helfen, sich selbst so viele neue Bundesgenossen, als nur immer möglich, zu erwerben, die ihrer Freundschaft nicht entbehren und ihre eigene Existenz nur dadurch erhalten können, daß sie gemeine Sache mit ihnen machen.

Ich müßte mich sehr irren, oder dies ist auch *ihr Plan* in Ansicht der teutschen Länder, in welchen sie ihre beliebten *Freyheits-*

**** Wiewohl auch dieses im Grunde verzweifelte Mittel noch immer unzulänglich scheint. Wenigstens erhalten wir in den französischen Tageblättern noch immer von Zeit zu Zeit klägliche Nachrichten von parziellen *Aufständen* des souveränen *Volks*, die zwar (wie gewöhnlich) auf Rechnung der *Agitateurs* gesetzt werden, aber in der That immer aus einer und ebenderselben Quelle, aus der gepriesenen *Volks-Suveränität* entspringen, die man dem Pöbel nun durch keine Distinktionen und Rasonnements wieder aus den Köpfen bringen kann.

bäume zu pflanzen angefangen haben. Wie sie bisher alles was sie vorhatten immer einige Tage oder Wochen zuvor der ganzen Welt kund zu thun pfl egten, so machen sie auch itzt kein Geheimniß daraus, daß es eine ihrer Ideen sey, das *Land der Freyheit und Gleichheit* bis an den *Rhein* auszudehnen, welchen (wie Bürger *Mercier*¹⁴ im Oktober der *Chronique du Mois* sehr zierlich bewiesen hat) die *Natur* selbst zur östlichen Gränze zwischen Frankreich und Teutschland bestimmt haben soll. Wie schimärisch auch ein solches Vorhaben uns scheinen mag, eine so exaltierte Einbildungskraft, wie die *ihrige*, könnte wohl unmöglichere Dinge ausführbar finden. Aber auf alle Fälle wird dazu erfordert, daß man sich die bekannte Disposition des Volks in diesen Ländern zu Nutze mache, um es theils gutwillig zu Annehmung der neufränkischen Organisations zu bereden, theils durch die gewagten Schritte, wozu man es verleitet, es in eine solche Lage zu setzen, daß ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel übrig bleibe, als eben diese Art von verzweifelter Selbsthülfe, welcher die französische Nation ihre Befreyung von einer unerträglich gewordenen *monarchisch-aristokratischen Regierung* zu danken hat.

Der französische National-Konvent und die militärischen Vollzieher seiner Dekrete rechnen bey allem diesem nicht nur auf den Umstand, daß es in Teutschland so wenig (und in der That noch weniger) als in irgend einem andern großen Staate, an mancherley mehr oder minder gegründeten Beschwerden des Volks fehlen könne, die man dann noch durch die übertriebensten Schilderungen vergrößert: sie rechnen (als Leute, welche die beste Gelegenheit gehabt haben, das im engern Verstande so genannte *Volk*, den rohesten und ärmsten Theil desselben, vollkommen kennen zu lernen) auch auf seine *Leidenschaften*, auf seinen Haß gegen die sogenannten Aristokraten, auf den Hang zur Independenz, zum Müsiggang und zu animalischen Befriedigungen, der dem gemeinen Mann so gut angebohren ist als den Vornehmen, und überhaupt auf den tollkühnen Muth, womit diejenigen, die bey Staatsumkehrungen nichts zu verlieren haben, bereit sind, sich zu allem gebrauchen zu lassen, was ihnen eine Verbesserung ihres Zustandes verspricht. Und sollten sie,

die ihrer Schwärmerey ungeachtet sehr scharf auf alle Umstände dessen was ausser ihnen vorgeht, Acht haben, nicht auch auf die möglichen, beynahe mit Gewißheit vorauszusehenden Folgen eines fortdauernden und mit zusammengesetzten Kräften geführten Krieges, dessen Schauplatz in Teutschland läge, gerechnet haben? Sollten sie nicht einen Theil ihrer Hoffnungen auf die Erwartung gründen, was nach einem alle Vorräthe vollends aufzehrenden Feldzug, bey der Disposition, den ein beträchtlicher Theil der Teutschen schon jetzt verräth, die *natürliche Wirkung* eines solchen Jahres wie das 1771ste war, in einem großen Theile des Reichs seyn müßte?

XIX.

Es ist schwer, nach allen diesen, größtentheils aus notorischen Thatsachen resultierenden Betrachtungen, sich eines traurigen Gefühls über das Loos der menschlichen Dinge zu erwehren. Ist es der unwiderstehliche Stroh des Schicksals und der Zeiten, der uns überwältigt, und unvermeidlich in den Schlund einer unbekanntem furchtbaren Zukunft fortschleudert?

– – *Di ne hunc ardorem mentibus addunt,
Euryale? An sua cuique Deus sit dira cupido?*¹⁵

Warum mußte Teutschland, so ganz wider sein eigenes Interesse, in die fatalen Folgen der französischen Revolution verwickelt werden? Hätte seine Ruhe nicht erhalten – hätten alle die Gefahren, die nun über ihm schweben, nicht vermieden werden können, wenn z. B. das weise und eben so staatskluge als menschenfreundliche und landesväterliche Betragen, welches einer unsrer preiswürdigsten Fürsten, der Marggraf von Baden, von Anfang der französischen Revolution an beobachtete,***** auch von andern, die sich in einer ähnlichen Lage gegen Frank-

***** Ich empfehle unsern Lesern bey dieser Gelegenheit einen eben so vortreflich gedachten als geschriebenen Aufsatz im zweyten Stücke des Journals von und für Teutschland 1792. – über die Badenschen Verhältnisse mit Frankreich – überscriben: worin dieser Punkt in ein sehr helles Licht gestellt ist, und beyläufig auch über die französische Revolution ein Urtheil gefällt wird, welches ich, ohne Ausnahme eines einzigen Wortes, von ganzer Seele unterschreibe.

reich befanden, zum Vorbilde genommen worden wäre? – Doch vielleicht wendet Germaniens guter Genius durch irgend einen günstigen Erfolg noch in Zeiten das Unheil eines, selbst im glücklichsten Falle, verderblichen Krieges von uns ab. Vielleicht ist es aber auch der Wille einer höhern Macht, daß wir, zum allgemeinen Besten des Ganzen, durch ein Feuer gehen, welches die Schlacken unsrer Verfassung verzehre, und die Erfüllung des vorhin angeführten patriotischen *Horoskops* beschleunige. – Auf alle Fälle wird ein jeder, der Augen zu sehen hat und dem sein Vaterland nicht ganz gleichgültig ist, mit mir einstimmen: daß sich Letzteres *seit den abscheulichen Zeiten Ferdinand II.*¹⁶ in keiner Lage befunden habe, worin es seinen Fürsten lauter zugerufen hätte, als dermahlen: *videant Principes, ne quid res publica detrimenti capiat!*

Christoph Martin Wieland: Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes. In: Der Neue Teutsche Merkur. 1. Stück. Januar 1793, S. 3–55, hier S. 3–4, 43–55.

6. Warnung für einer abscheulichen Mode

Herausgegeben von Friedrich Justin Bertuch (1747 – 1822), erfreute sich das auf breitere Leserschichten berechnete ›Journal des Luxus und der Moden‹ (1786 – 1827) einer erheblichen Verbreitung selbst im außerdeutschen Sprachraum. Regelmäßig nahm es im Sinne popularisierender Vermittlung bürgerlicher Werte zu Fragen von Literatur, Politik und (Alltags-) Kultur Stellung. Im vorliegenden Fall konfrontiert es das revolutionäre Frauen-Ideal politischer Tätigkeit mit dem bürgerlichen Tugendbild der treusorgend-häuslichen Gattin: Charlotte Cordays (1768 – 1793) ›Tyrannenmord‹ am Revolutionär Jean Paul Marat (1743 – 1793) wird als ›wider-natürlich‹ verurteilt, sympathisierenden Frauen das ›Muster‹ der Heiligen Jeanne d’Arc (1410 – 1431) vor Augen gehalten.

Die französische Revolution, das Gespräch des Tages bey Hofe, in Privatversammlungen der großen und der kleinen Welt, am L’hombretische¹⁷ und auf der Bierbank, bietet dem aufmerksa-

men Menschenbeobachter ein weites Feld dar, seine Bemerkungen zu berichtigen, und zu bereichern. Aber das Resultat davon wird wenig erfreulich für ihn seyn, wenn er ein Menschenfreund ist. Wie abscheulich, wie tief gesunken muß er die Moralität des größten Theils der französischen Nation finden, wenn er die seit einiger Zeit von ihm verübten Schandthaten nach den Gesetzen der Moral prüft; aber auch wie demüthigend muß es für ihn seyn, wenn er sieht, daß so manche derselben von seinen teutschen Brüdern oder Schwestern beklatscht wird. – Mit Entsetzen las ich den von *Charlotte Corday* an Marat verübten Mord, mit Ekel und Verachtung legte ich das Zeitungsblatt weg, wo ihr sogenannter *Märtyrertod* mit den ausschweifendsten Lobeserhebungen von einem rasenden Zeitungskorrespondenten angekündigt wurde, aber nichts gleicht der Bestürzung, die mich befiel, als ich selbst aus dem Munde teutscher Schönen ihre Apotheose vernahm; in ihren Augen jenes wilde Feuer blitzen sah, das sie in einer ähnlichen Lage gewiß einer französischen Bacchantin ähnlich gemacht haben würde. *Charlotte Corday*, jene unberufene Mörderin eines Mannes, der, ob er gleich ein Bösewicht war, doch noch unter dem Schutz der Gesetze stand, soll die Heldin unsers Jahrhunderts, die Schwester einer Jeanne d’Arc seyn? – Eine kurze Vergleichung jener Heldin des funfzehnten Jahrhunderts mit dieser Verbrecherin wird beyder Werth bestimmen. In der gefährlichsten Lage, in der Frankreich je gewesen ist, wo die Feinde schon zwey Drittheile des Königreichs erobert haben, und die ganze Nation muthlos und betäubt ist, kommt *Jeanne d’Arc* zu den Kommendanten von Orleans, vor dessen Thoren der siegende Feind steht, rühmt sich einer göttlichen Sendung zu Befreyung ihres Vaterlandes, und bittet um Erlaubniß, in Mannskleidern mit den Waffen in der Hand gegen die Feinde ausziehen zu dürfen. Die liebenswürdige Schwärmerin gefällt, und man ertheilt ihr die gebetene Erlaubnis. Das *Außerordentliche* ist für den gemeinen Mann öfters soviel als das *Übernatürliche*. Eine von der Vorsehung gesandte außerordentliche Hülfe erhebt sehr oft den Muth einer ganzen Nation. Das Mädchen von Orleans, die Gesandtin der Gottheit an der Spitze, thun die Belagerten einen Ausfall: – er gelingt, ihr Vertrauen

wird größer, und mit ihm wächst ihr Muth, so wie er bey den Engländern in eben dem Grade sinkt, und in kurzer Zeit ist das Vaterland gerettet. – Ganz anders handelt die Meuchelmörderin Corday. Der abscheulichste Bösewicht in ihrem Vaterlande ist auch darum in ihren Augen die Ursach von der Zerrüttung desselben. Dieser Irrthum ist ihr zu verzeihen; Tausende schlossen wie sie, und Tausende irrten wie sie! – Nur Männer, mit den Begebenheiten der Welt genauer bekannt, enthalten sich aller Schlüsse und Urtheile, bis der Schleyer, welcher die Triebfedern dieses ungeheuern Mechanismus noch deckt, durch welchen die ansehnlichste Monarchie Europens gestürzt, und einigen zwanzig Millionen Menschen eine andere Denkungsart gegeben worden ist, aufgehoben oder zerrissen seyn wird. Diesen Bösewicht entschließt sie sich zu ermorden, weil sie abermals fälschlich glaubt: im ganzen Reiche sey kein Mensch, der Entschlossenheit genug habe, sein Vaterland zu retten. Auch dieß würde die Schwärmerin entschuldigen; denn alle Schwärmerey geht von einem falschen Schlusse aus. – Aber von nun an erblickt der kalte Beobachter in Charlotte Corday keine Schwärmerin mehr, sondern ein arglistiges abscheuliches Weib. Statt dem vermeynten Feinde ihres Vaterlandes, kühn, als seine öffentliche Gegnerin, unter die Augen zu treten, nähert sie sich ihm unter der Maske einer verfolgten Patriotin, einer Unglücklichen, die für sich und ihr Vaterland Trost bey ihm zu suchen vorgiebt; statt ihm den Mordstahl zu zeigen, verbirgt sie ihn vielmehr da, wo wir Männer nur sanfte weibliche Gefühle vermuthen, und nachdem sie den wehrlosen Mann sicher genug gemacht hat, zerfleischt sie ihn gleich einem schleichenden blutdürstigen Tieger! – Und diese Handlung sollte sie verewigen? Sie sollte unter den Heldinnen der Welt neben einer *Jeanne d’Arc* stehen? Nur ein unsinniger Mainzer Deputirter¹⁸ kann eine Mörderin die in Teutschland dem Rade nicht entgehen konnte, zu einem Engel machen, sie über das Urbild republikanischer Tugenden, über einen Brutus, erheben.

Fern sey es von ihnen, meine teutschen Schönen, nur durch den Beyfall, den Sie den modernen französischen Heldinnen zollen, zu verrathen, daß Sie im Stande wären: ihnen nachzuahmen!

Liebenswürdige Weiblichkeit, die bey dem Geräusche der Waffen, und einem blitzenden Stahle erblaßt, nur diese macht Ihnen die Herzen der Männer geneigt, die das wilde funkelnde Auge und das verzerre Gesicht einer Bacchantin verscheucht. Die Drapeire einer Teutschen sey immerhin von ihrer sinnreichen und geschmackvollen Nachbarin entlehnt, aber ihre Seele bleibe unbefleckt von der Wuth einer gallischen Furie. Eine griechische Penelope, und die teutsche Rittersfrau der vorigen Jahrhunderte, die an den politischen Begebenheiten der Welt weiter keinen Antheil nahm, als daß sie ihrem aus dem Kampfe zurückkehrenden Gatten den Schweiß von der Stirn trocknete, und mit zärtlicher Sorgfalt seine Wunden verband, diese seyen *Ihre* Muster!

[Anonymus:] *Warnung für einer abscheulichen Mode. In: Journal des Luxus und der Moden. Bd. 8. November 1793, S. 551–556.*

Die Einführung des Code Napoléon

Im Jahre 1807 erhob Napoleon I. Bonaparte (1769 – 1821; 1804 – 1814 Kaiser der Franzosen) seinen jüngsten Bruder Jérôme Bonaparte (1784 – 1860; König 1807 – 1813) zum König des neu gegründeten Königreiches Westfalen. Dabei wurden auch thüringische Gebiete (Eichsfeld, Treffurt, Mühlhausen, Nordhausen, Grafschaft Stolberg-Werningerode) dem westfälischen Königreich zugeschlagen. Ihnen brachte die Einführung des französischen Zivilgesetzbuches (›Code Civil‹; ›Code Napoléon‹) zukunftsweisende Neuerungen: Die Leibeigenschaft der Bauern war aufgehoben, den Anhängern der jüdischen Religion Rechtsgleichheit gewährt. Napoleons Niederlage und die Vertreibung seines Bruders Jérôme (1813) bedeuteten die sofortige Rücknahme beider Gesetze.

7. Königliches Dekret vom 23. Januar 1803

WIR HIERONYMUS NAPOLEON, von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen, König von Westphalen, französischer Prinz etc. etc.

haben nach Ansicht des 13ten Artikels der Constitution vom 15ten November 1807, zufolge dessen alle Leibeigenschaft, von welcher Natur sie sey und wie sie genannt werden möge, aufgehoben ist, weil alle Einwohner des Königreichs Westphalen die nämlichen Rechte genießen sollen;
auf den Bericht Unsers Ministers der Justiz und des Innern, und nach Anhörung Unseres Staatsrathes;
verordnet und verordnen wie folgt:

Erster Titel. Von der Aufhebung der Leibeigenschafts-Rechte und Verbindlichkeiten.

Art. 1. Als Leibeigenschafts-Verbindlichkeiten werden betrachtet, und als solche *aufgehoben*:

- 1) bloß persönliche Dienste oder *Personal-Frohnen*, das heißt solche, die einer Person einzig aus dem Grunde obliegen, weil sie Vasal ist, oder einen gewissen Ort bewohnt;
- 2) alle Dienste, die zwar in Rücksicht des Besizes eines Grundstückes obliegen, aber *unbestimmt*, und von der Willkühr dessen, der sie zu fordern hat, abhängig sind;
- 3) die Verbindlichkeit der Bauern, in dem Hause ihres bisherigen Herrn als Gesinde zu dienen, und das sogenannte *Gesinde-Zwangrecht*, vermöge dessen ihre Kinder genöthiget werden können, bei keinem andern, als dem genannten Herrn, in Dienst zu treten;
- 4) die Verbindlichkeit, zur Eingehung einer Heirath die Einwilligung des bisherigen Herrn einzuholen, und an diesen die unter der Benennung von *Bedemund*, *Brautlauf*, *Klauenthaler*, oder einem sonstigen Namen für eine solche Einwilligung zu bezahlende Abgabe zu entrichten.

Art. 2. Dem bisherigen Herrn steht kein Recht in Ansehung der Erziehung und Bestimmung der Kinder der Bauern zu. Auch kann er ihnen weder die Verbindlichkeit auflegen, den Bauernstand und das Gewerbe ihrer Eltern nicht zu verlassen, noch sie verhindern, sich außerhalb des Bauerngutes niederzulassen.

Art. 3. Er kann von seinen Bauern den Eid der Treue und Unterthänigkeit nicht fordern.

Art. 4. Er kann sie zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten gegen ihn, sofern diese bestehen bleiben, weder durch körperliche noch durch Geldstrafen nöthigen; er kann sich nur an die Gerichte wenden, da der Dienstzwang und jedes andere Recht dieser Art aufgehoben ist.

Art. 5. Dem Bauer steht es frei, das Gut zu verlassen und dessen Besitz aufzugeben, auch sich an irgend einem andern Orte niederzulassen, wenn er nur sein Vorhaben zeitig und mit Beobachtung einer schicklichen Frist anzeigt.

Art. 6. Aufgehoben ist ferner das unter den verschiedenen Benennungen von *Sterbfall*, *Besthaupt*, *Curmede*, so wie überhaupt unter dem Namen des *Mortuarii* bekannte Recht, einen Antheil an dem Mobiliarnachlasse der Frau eines verstorbenen Bauern zu verlangen, und an der Erbfolge in die Mobilien, das Vieh und die Baarschaft des Bauern selbst Theil zu nehmen.

Art. 7. Die Bauern sind fähig, Rechte und Güter mit vollem Eigenthume zu erwerben, und darüber sowohl durch Verträge, als durch letzte Willensverordnungen, den Vorschriften des Gesetz-Buches Napoleon gemäß, zu verfügen.

Sie sind gleichgestallt fähig, vor Gericht aufzutreten und ihre Rechte, gegen wen es auch sey, zu vertheidigen.

Art. 8. Gemeindedienste oder sogenannte *Commun-Frohnen*, welche blos zum Nutzen der Gemeinden abzwecken, desgleichen die unter dem Namen von *Burgfesten-* und *Landfrohnen* zum Bedürfnisse des Staats zu leistende Dienste, sind nicht aufgehoben.

Zweiter Titel. Von den auf den Grundstücken haftenden Verbindlichkeiten.

Art. 9. Die bisherigen Herren behalten das Obereigenthum (*dominium directum*) und alle diejenigen Rechte, welche nicht, als von der Leibeigenschaft abhängig, aufgehoben sind, sondern in Abgaben und Verbindlichkeiten bestehen, die mit der Constitution verträglich und als Preis der Überlassung des nutzbaren Eigenthums, (*dominium utile*) zu betrachten sind, namentlich: die Zinsen, Renten, Zehnten, Geld- und Natural-Abgiften, ja

selbst die Verbindlichkeit, für den bisherigen Herrn zu arbeiten, und zu fahren, vorausgesetzt, daß die Anzahl der Tage und der Umfang der Arbeit entweder durch die Überlassungs-Urkunde, oder sonstige in die Hebe-Register eingetragene Anerkennungen und Erklärungen *bestimmt* ist.

Art. 10. Wird der Bauer an einem solchen Tage, wo er für den bisherigen Herrn hatte arbeiten müssen, zu einen öffentlichen Burg- Frohnen- oder Commun-Dienste gebraucht, so ist er weder seine Stelle vertreten zu lassen, noch an einem andern Tage zu arbeiten, verbunden.

Art. 11. Ohne Einwilligung des bisherigen Herrn kann er jedoch das Grundstück nicht veräußern, vertauschen, zerstückeln, noch mit einer Dienstbarkeit oder Hypothek beschweren, sofern ihn nicht die Überlassungs-Urkunde oder das Heb-Register dazu berechtigten.

Art. 12. Auch muß er das bei der Veränderung des Besitzers und in den durch die Verträge oder Hebe-Register bestimmten Fällen zu zahlende Antrittsgeld, den sogenannten *Weinkauf*, wie seither, entrichten.

Art. 13. Alle bestehen bleibende Grundgerechtsame sind durchaus ablösbar, und zwar entweder mittelst gütlicher Ubereinkunft, oder nach dem noch zu bestimmenden Maasstabe.

Art. 14. Unser provisorische Minister der Justiz und des Innern ist mit der Vollziehung der gegenwärtigen in das Gesetz-Bülletin einzutragenden Verordnung beauftragt.

Gegeben in Unserm königlichen Pallaste zu Cassel, am 23ten Januar 1808, im zweiten Jahre Unserer Regierung.

Unterschrieben: HIERONYMUS NAPOLEON.

Auf Befehl des Königs.

In Abwesenheit des Ministers Staats-Secretaire,

Der Cabinets-Secretaire,

unterschrieben: *COUSIN VON MARINVILLE.*

Als gleichlautend bescheiniget:

*Der provisorische Minister des Justizwesens
und der innern Angelegenheiten,*

SIMEON.

Bulletin des Lois du Royaume de Westphalie. Gesetz-Bülletin des Königreichs Westphalen. Erster Theil (1.12.1807–1.5.1808), Nr. 12, S. 224–233.

8. Königliches Dekret vom 27. Januar 1808

Wir HIERONYMUS NAPOLEON, von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen König von Westphalen, französischer Prinz etc. etc.

haben, nach Ansicht des 10ten und 15ten Artikels der Constitution vom 15. November 1807;

auf den Bericht Unsers provisorischen Ministers des Justizwesens und der innern Angelegenheiten, und nach Anhörung Unsers Staatsrathes;

verordnet und verordnen, wie folget:

Art. 1. Unsere Unterthanen, welche der Mosaischen Religion zugethan sind, sollen in Unsern Staaten dieselben Rechte und Freyheiten genießen, wie Unsere übrigen Unterthanen.

Art. 2. Denjenigen Juden, welche, ohne Unsere Unterthanen zu seyn, durch Unser Königreich reisen, oder darin sich aufhalten, sollen dieselben Rechte und Freyheiten zustehen, die jedem andern Fremden eingeräumt werden.

Art. 3. Diesem zufolge sind alle Auflagen und Abgaben, welche allein die Juden zum Gegenstande hatten, bey welcher Gelegenheit sie eingeführt seyn, und unter welcher Benennung sie vorkommen mögen, hiermit gänzlich aufgehoben. Es wird demnach allen Edelleuten, Lehnsherren, und andern Gutsbesitzern, die Unserer Hoheit unterworfen sind, verboten, diese Abgaben mehr zu erheben, oder erheben zu lassen, widrigenfalls sie alle Schäden und Kosten ersetzen, auch als solche, die sich der Erpressungen schuldig gemacht haben, gerichtlich verfolgt werden sollen.

Art. 4. Sie können, ohne, wie vormals, einer besondern Erlaubniß zu bedürfen, sich verheirathen, für die Erziehung ihrer Kinder und für deren Etablissement sorgen, ihnen ihre Güter abtreten, jedoch unter der Verpflichtung, bey diesen verschiedenen Handlungen nach den Vorschriften des Codex Napoleon sich zu richten.

Art. 5. Es steht ihnen gleichfalls frey, in jeder Stadt, oder an jedem andern beliebigen Orte sich nieder zu lassen, und daselbst ihren Handel einzurichten, vorausgesetzt, daß sie der Municipal-Obrigkeit davon gehörige Anzeige machen, und die Zunft- und Handwerks-Verordnungen, worin sie wünschen aufgenommen zu werden, beobachten.

Art. 6. Unser provisorischer Minister des Justizwesens und der innern Angelegenheiten ist mit der Vollziehung des gegenwärtigen Decrets beauftragt.

Gegeben in Unserm Königlichen Pallaste zu Cassel am 27. Januar 1808, im zweyten Jahre Unserer Regierung.

*Unterschrieben: HIERONYMUS NAPOLEON.
Auf Befehl des Königs.*

In Abwesenheit des Ministers Staats-Secretaire,
der Cabinets-Secretaire,

unterschrieben: COUSIN VON MARINVILLE.

Bulletin des Lois du Royaume de Westphalie. Gesetz-Bülletin des Königreichs Westphalen. Erster Theil (1.12.1807–1.5.1808), Nr. 13, S. 254–259.

Eine landständische Verfassung

Der ›Wiener Kongreß‹ (1814/15) erbrachte für Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach beträchtliche Gebietserweiterungen sowie den Titel eines ›Großherzogs‹. Gleichzeitig hatte das Abschlußdokument des ›Wiener Kongresses‹, die ›Wiener Kongreßakte‹ (vom 9. Juni 1815), in Artikel 13 jedem Mitglied des neu geschaffenen ›Deutschen Bundes‹ die Einrichtung einer ›landständischen Verfassung‹ nahegelegt. Nur wenige Herrscher, unter ihnen Karl August als einer der ersten, folgten dieser Empfehlung. Die ›landständische Verfassung‹ Sachsen-Weimar-Eisenachs (vom 5. Mai 1816) entsprach zwar nicht den liberal-bürgerlichen Forderungen – u. a. fehlte ein Grundrechts-Katalog –, dennoch waren aus den unmündigen Untertanen aufgeklärt-absolutistischer Regierungsprogramme (vgl. Text 4)

mündige Bürger mit, wenngleich eingeschränktem, politischem Mitwirkungsrecht geworden. Gewaltenteilung und Pressefreiheit ergänzten das Weimarer Verfassungsprojekt. Konsequenterweise avancierte das neue Großherzogtum unter den gewandelten Verfassungsbedingungen zu einem lebendigen Zentrum politisch liberaler Kreise und burschenschaftlicher Aktivitäten. Konflikte mit der Staatsmacht waren vorprogrammiert (vgl. Texte 10 – 12; 13 – 15). Die auch für Sachsen-Weimar-Eisenach bindenden ›Karlsbader Beschlüsse‹ (1819) machten dem liberalen Verfassungs-Frühling ein jähes Ende.

**9. Grundgesetz über die Landständische Verfassung
des Grossherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach
(vom 5. Mai 1816)**

Obleich Wir bereits im Jahre 1809 bemüht gewesen, durch ein Gesetz, welches die in Unsern altfürstlichen Landen herkömmliche Landständische Verfassung betraf, die zwischen Uns und Unsern getreuen Untertanen stets unverletzt erhaltenen Bande zu bewahren, so konnten doch jene Bestimmungen in der gegenwärtigen durch schwere Opfer und harte Prüfungen erkämpften bessern Zeit den landesväterlichen Gesinnungen nicht genügen, mit welchen Wir das dauerhafte Wohl Unserer Lande fest begründen wollen.

Wir haben daher, eingedenk der Vorschrift und des Sinnes des deutschen Bundesvertrags vom 9. Juni 1815, den schicklichen Augenblick, da Uns zu Unsern altfürstlichen Landen ein bedeutender Zuwachs zuteil geworden, ergriffen, um die in den Besitznahmepatenten vom 15. November des vorigen und vom 24. Januar dieses Jahres ausgesprochene Vereinigung Unserer neuen Lande mit Unsern alten zunächst durch eine neue dieser Gesamtheit gemeinschaftliche und angemessene landständische Verfassung zu beurkunden.

Zu dem Ende haben Wir durch Unsere Verordnung vom 30. Januar d. J. die Landschaftl. *Deputierten* Unserer alten und *Abgeordnete* Unserer neuen Lande berufen, um sich in Gemeinschaft mit einigen dazu beauftragten Staatsdienern über die Bedingun-

gen und Formen zu vereinigen, unter welchen die von Uns als notwendig anerkannten Rechte der Landstände auszuüben sind. Durch diese angeordnete Beratungs-Versammlung ist mit Tätigkeit und einmütigem Vaterlandssinn ein Unsern wohlgemeinten Absichten angemessener Entwurf einer Landständischen Verfassungs-Urkunde ausgearbeitet und zu Unserer Landesfürstlichen Bestätigung eingesendet worden, und Wir nehmen keinen Anstand, solchen nur mit wenigen – keine wesentliche Bestimmungen abändernden – Modifikationen zu bestätigen.

Demnach haben Wir unter Zustimmung der Landschaftl. Deputierten Unserer alten Lande und unter Beirat der berufenen Abgeordneten der Uns zugefallenen neuen Gebiete folgende Bestimmungen als ein Grundgesetz für Unser gesamtes Großherzogtum festgestellt:

Erster Abschnitt. Allgemeine Bestimmungen.

§ 1. In dem Großherzogtume Sachsen-Weimar-Eisenach besteht eine Landständische Verfassung, welche allen Teilen des Großherzogtums, als einem Ganzen, gemeinschaftlich ist.

§ 2. Drei Stände sind in dem Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach als Landstände anerkannt: der Stand der Rittergutsbesitzer, der Stand der Bürger und der Stand der Bauern.

§ 3. Diese drei Landstände, und in ihnen sämtliche Staatsbürger, werden durch Männer vertreten, welche aus ihrer Mitte, durch freie Wahl, als Landständische Abgeordnete hervorgehen.

§ 4. Alle den Landständen zukommende Rechte können nur durch diese gesetzlich erwählten Vertreter in der Art und unter den Bedingungen ausgeübt werden, wie solches in gegenwärtiger Verfassungs-Urkunde, als einem Grundgesetze des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, niedergeschrieben ist.

Zweiter Abschnitt. Rechte der Landstände.

§ 5. Es stehen den Landständen zur Ausübung durch ihre Vertreter (§ 4.) folgende Rechte zu:

1) Das Recht, gemeinschaftlich mit dem Landesfürsten und den von diesem beauftragten Behörden die Staatsbedürfnisse, soweit

dieselben aus Landschaftlichen Kassen und aus dem Vermögen der Staatsbürger zu bestreiten sind, zu prüfen und die zu ihrer Deckung erforderlichen Einnahmen und Ausgaben festzusetzen (Bestimmungen der Etats).

2) Das Recht, über jede Besteuerung und andere Belastung der Staatsbürger, sowie über jede allgemeine Anordnung, welche darauf Einfluß haben möchte, ehe sie zur Ausführung kommt, gehört zu werden, dergestalt daß ohne dieses Gehör und ohne ihre, der Landstände, ausdrückliche Verwilligung weder Steuern oder andere Abgaben und Leistungen im Lande ausgeschrieben und erhoben, noch Anleihen auf die Landschaftlichen Kassen und das Vermögen der Staatsbürger gemacht, noch sonst Finanzmaßregeln ergriffen werden dürfen, welche das Landes-Eigentum oder das Eigentum der Staatsbürger in Anspruch nehmen oder die Gefährdung des Landständischen Interesse nach sich ziehen könnten.

3) Das Recht, die Rechnungen über bestrittene Staatsbedürfnisse der oben erwähnten Art zu prüfen und sowohl über darin bemerkte Anstände Auskunft, als überhaupt über die Verwendung von Einnahmen Landschaftlicher Kassen und aus dem Vermögen der Staatsbürger Rechenschaft zu verlangen.

4) Das Recht, dem Fürsten Vortrag zu tun über Mängel und Mißbräuche in der Gesetzgebung und in der Verwaltung des Landes, mit gutachtlichen Vorschlägen zu Abstellung derselben.

5) Das Recht, bei dem Fürsten Beschwerde und Klage zu erheben gegen die Minister und gegen andere Staatsbehörden, über derselben Willkür und über deren Eingriffe in die Freiheit, die Ehre und das Eigentum der Staatsbürger sowie in die Verfassung des Landes.

6) Das Recht, an der Gesetzgebung in der Art teilzunehmen, daß neue Gesetze, welche entweder die Landesverfassung betreffen oder die persönliche Freiheit, die Sicherheit und das Eigentum der Staatsbürger in dem ganzen Lande oder in einer ganzen Provinz zum Gegenstand haben und eben deshalb das Allgemeine angehen, ohne ihren, der Landstände, vorgängigen Beirat und ihre Einwilligung nicht erlassen werden dürfen.

- 7) Das Recht, zur Erleichterung der Ausübung aller bisher aufgeführten Befugnisse,
- a. die Landräte zu wählen und dem Fürsten zur Bestätigung vorzustellen;
 - b. zwei Räte oder Assessoren bei dem Landschafts-Kollegium, und zwar den einen für die erste Sektion in Weimar, den anderen für die zweite Sektion in Eisenach, zu ernennen und dem Landesfürsten zur Bestätigung vorzustellen (§ 118. 119);
 - c. in vorkommenden außerordentlichen Fällen, z. B. in Kriegzeiten, wo irgendein Kollegium oder eine besondere Kommission, außer dem gewöhnlichen Geschäftsgange, Einfluß auf die Landschaftlichen Kassen gewinnen dürfte, zu verlangen, daß diesem Kollegium oder dieser Kommission einer oder einige ihrer Vertreter zugeordnet werden;
 - d. den Kassier bei der Hauptlandchaftskasse zu ernennen. [...]

Sechster Abschnitt. Gewähr der Verfassung.

§ 123. An diesem Grundgesetze des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach und der durch solches gestifteten Verfassung darf in keinem Punkte und weder mittelbar noch unmittelbar, weder durch Aufhebung noch durch Zusätze, etwas geändert werden, ohne Übereinstimmung des Landesfürsten und des Landtages.

§ 124. Künftig sind alle Staatsdiener vor ihrer Anstellung auf den Inhalt des gegenwärtigen Grundgesetzes und dessen Festhaltung mit zu verpflichten.

§ 125. Jede absichtliche Verletzung der Verfassung im Staatsdienste soll als Verbrechen angesehen und gestraft werden.

Jede Handlung eines Staatsdieners, welche in der Absicht unternommen wird, um diese Verfassung heimlich zu untergraben oder gewaltsam aufzulösen, ist Hochverrat.

§ 126. Tritt der Fall eines Regierungswechsels ein, so soll der neue Landesfürst bei dem Antritte der Regierung sich schriftlich bei fürstlichen Worten und Ehren verbindlich machen, die Verfassung, so wie sie durch gegenwärtige Urkunde bestimmt wor-

den, nach ihrem ganzen Inhalte während seiner Regierung zu beobachten, aufrecht zu erhalten und zu schützen.

§ 127. Um diese schriftliche Versicherung noch vor der Huldigung von dem Fürsten in Empfang zu nehmen, ist ein außerordentlicher Landtag zusammenzuberufen.

§ 128. Im Fall der Unmündigkeit des Regenten oder einer andern Verhinderung des Regierungsantritts ist dieselbe Versicherung von dem Verweser der Regierung (dem Administrator) für die Zeit seiner Verwaltung auszustellen.

§ 129. Außerdem wird die Sicherstellung dieser Verfassung dem Teutschen Bunde übertragen werden. An den Teutschen Bund sollen sich die Landstände durch ihre Vertreter auch in dem Falle wenden dürfen, wenn einem Erkenntnisse, welches das Appellationsgericht zu Jena auf eine von dem Landtage erhobene Anklage gesprochen hat und wogegen kein Rechtsmittel weiter stattgefunden (§ 115.), die Vollziehung verweigert würde.

Gleichwie Wir nun durch vorstehende Bestimmungen die Landständischen Rechte Unserer getreuen Untertanen und durch diese die Rechte der einzelnen Staatsbürger dauerhaft gesichert zu haben glauben, auch zu solchem Zweck folgende bereits anerkannten Rechte: das Recht auf eine auch die Verbindlichkeiten des Fiskus umfassende in drei Instanzen geordnete unparteiische Rechtspflege und das Recht auf Freiheit der Presse hierdurch ausdrücklich anerkennen und gesetzlich begründen, also wollen Wir im Sinne der in vorstehendem § 124 enthaltenen Bestimmung auch Unsere dermaligen Staatsdiener auf gegenwärtiges Grundgesetz besonders verpflichtet und ihren Uns geleisteten Dienst auf die Beobachtung dieses Grundgesetzes, wozu Wir sie hiermit anweisen, ausdrücklich erstreckt haben.

Die bisherige Landständische Deputation Unserer alten Lande betrachten Wir, ihrer eigenen Zustimmung gemäß, mit dem Eintritte des neuen Landtags für aufgelöst und erkennen zugleich ihre bisherige tätige und patriotische Wirksamkeit, als ein rühmliches Vorbild der künftigen Landständischen Repräsentation, mit dankbaren Gesinnungen an.

Urkundlich ist gegenwärtiges Patent von Uns eigenhändig vollzogen, mit Unserm Großherzoglichen Insiegel versehen worden und soll durch den Druck zu Jedermanns Kenntnis und Nachachtung gebracht werden.

So geschehen und gegeben Weimar, den 5. Mai 1816.

Willy Andreas u. a. (Hg.): *Politischer Briefwechsel des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar (Quellen zur Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jh. 37). Bd. 3. Göttingen 1954, S. 372–389, 373. (Nr. 357, 358)*

Das Wartburgfest (18./19. Oktober 1817)

Auf Einladung der bereits 1815 gegründeten Jenaer Burschenschaft versammelten sich am 18. Oktober 1817 etwa 500 deutschsprachige Studenten im Gedenken an den Beginn der Reformation (1517) und die Leipziger Völkerschlacht (1813) zum sog. ›Wartburgfest‹. Die zweitägige Feier auf der Wartburg (bei Eisenach) geriet zu einer politischen Demonstration national-liberaler Kräfte mit antiklerikaler, antiabsolutistischer, antifranzösischer und antisemitischer Tendenz. Dabei bildete die Verbrennung einschlägiger Schriften und Herrschaftssymbole einen erklärten Höhepunkt der von den Jenaer Professoren Dietrich Georg Kieser (1779 – 1862), Christian Wilhelm Schweitzer (1781 – 1856), Jakob Friedrich Fries (1773 – 1843) und Lorenz Oken (1779 – 1851) protegierten Veranstaltung. Das ›Wartburgfest‹ erregte europaweites Aufsehen, reaktionäre Kreise verglichen es mit dem Auftakt der Französischen Revolution. Im Schutz der Weimarer Pressefreiheit (vgl. Text 9) polemisierten v. a. Lorenz Oken (vgl. Text 10) und Jakob Friedrich Fries mit vielgelesenen Publikationen (vgl. Text 11) gegen diese Deutung. Erfolg war ihnen nicht beschieden: Die meisten Leser von einigem Einfluß verweigerten sich der politischen Parteinahme für national-liberale Forderungen (vgl. Text 12), das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach entschloß sich nach einigem Zögern zur Beschlagnahmung des

bekanntestenTextes, der – heute tatsächlich äußerst seltenen – Nr. 195 von Lorenz Okens Zeitschrift ›Isis‹ (vgl. Abb. 1a–d). Lorenz Oken (vgl. auch Bd. 2, Text 56) verzichtete schließlich auf seine Professur; Jakob Friedrich Fries (vgl. auch Bd. 2, Text 61) wurde am 5. Januar 1819 u. a. aufgrund seiner ›Wartburg-Rede‹ aus dem Amt entlassen.

10. Der Studentenfrieden auf der Wartburg

Der Vergünstigung seiner kön. Hoheit, unsers D. Großherzogs gewiß, haben die Behörden und Bürger von Eisenach alle Anstalten getroffen, den Aufenthalt den zum *heiligen Frieden* waldenden Studenten billig, bequem und angenehm zu machen. Sie wurden auf drey Tage, für den 17, 18 u. 19ⁿ Oct. einquartiert, der Rittersaal auf der Wartburg wurde mit Laubkränzen verziert, und mit Tafeln und Sitzen für 7–800 Menschen versehen. Soviel waren etwa beym Mittagmahle am Siegestag, uns andere mitgezählt. Es waren aber gekommen von Berlin, Erlangen, Gießen, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Kiel, Leipzig, Marburg, Rostock, Tübingen und Würzburg.

Am 19ⁿ zogen die auf dem Markt um 9 Uhr versammelten Studenten auf die Burg, die Fahne und Musik voraus. Wir mit ihnen. Der Professoren, welchen dieses Fest am Herzen lag, die den Keim eines großen Fruchtbaums darinn erblickten, und daher gekommen waren, um an dem Handeln, Benehmen und den Vorgängen zu ersehen, was von dessen Gedeihen zu erwarten seyn möchte, waren unserer vier, *Fries, Kieser, Schweitzer* und wir. Man wies uns den Stand den Sprechern gegenüber an.

Als alles zur Ruhe gekommen war, hielt ein Student ungefähr diese Rede; über den Zweck der Zusammenkunft der gebildeten Jünglinge aus allen Kreisen und Volksstämmen des deutschen Vaterlandes, über das verkehrte Leben früher, über den Aufschwung und die erfaßte Idee des deutschen Volks jetzt, über verfehlt und getäuschte Hoffnungen, über die Bestimmung des Studierenden und die gerechten Erwartungen, welche das Vaterland an sie mache, über die Verwaistheit und gar Verfolgtheit der sich den Wissenschaften widmenden Jugend; endlich wie sie selbst bedacht seyn müsse unter sich Ordnung, Regel und Sitte,

kurz Burschenbrauch einzuführen, ernstlich und gemeinschaftlich bedacht seyn müsse auf die Mittel und Wege, ihrer Bestimmung mit Würde entgegen zu gehn, die Blicke des *erwachsenen* Volks, das leider nichts mehr zu erreichen vermag, getröstet und aufmunternd auf sie zu lenken, und ihm einst zu werden, was es will, daß sie soll. – Die Anwesenden, und wir Männer waren zu Thränen gerührt – aus Scham, daß wir nicht so gethan, aus Schmerz, daß wir an solcher Trauer Schuld sind, aus Freude über diesen schönen, reinen und klaren Sinn, und unsere Söhne so erzogen zu haben, daß sie einst erringen werden, was wir verscherzten.

Von Diesem und Jenem wurde noch ein und das andere Ermunternde gesprochen; dann gieng man auf den Burghof, bis die Tafeln gedeckt wären. Da bildeten sich hier Gruppen, dort Haufen, die giengen, jene standen. Was so eben in einem kirchlichen Act vorgetragen worden, wiederholte sich nun im freundlichen, geselligen Kreise. Jeder war begeistert, jeder war zur Annäherung, jeder zur Aussöhnung, jeder zur Vereinigung gestimmt. Eine große Masse Menschen wirkt mesmerisch¹⁹ auf einander, und regt das Gefühl der Ohnmacht des Einzelnen, die Kraft der Menge auf, und spricht mit Ungestümm in die Seele: *Nur im Ganzen ist Heil!*

In einer der Gruppen wurde ungefähr solcher Gestalt gesprochen: Liebe Freunde! Diesen Augenblick der Rührung und Stimmung müßt ihr nicht verrauchen lassen. Er kommt nie wieder. *Jetzt* werdet ihr einig oder *niemals!*

Sind große Gelegenheiten neben dem Suchenden unangerufen vorbey gegangen, so wenden sie sich als die grimmigsten Feinde um, gleichsam als hätte er sie durch Nichtachtung beleidiget. Bey der bloßen Rührung müßt ihr es nicht bewenden, von der Burg müßt ihr keinen weggehen lassen, ohne daß er etwas Wirkliches mitnimmt. Denn so ist der Mensch, noch mehr die Jugend, noch mehr der Student: Ist er auf der Rückreise, und legen sich drey, vier müde, kalt und naß zu Bette; so fragt der eine den andern: Was ist denn nun? Was haben wir? Sind unsere Verhältnisse anders als zuvor? Sind die Landsmannschaften abgeschafft? Sind wir Mitglieder einer größern Gesellschaft? Bilden

wir nur auf unserer Universität eine Burschenschaft, oder sind wir zusammen wieder nur Glied der gesammten deutschen Burschenschaft? Haben wir darüber uns verbindlich gemacht? Haben wir Gesetze, Regeln hierüber? – Und jeder greift im Finstern in die Tasche, sucht und sucht, und legt sich endlich zum zweytenmal kalt und verdrießlich nieder, und steht mit Ärger auf, und wandert mit Scham in den alten Wust nach Hause.

Drum, in die Tasche müßt ihr den Burschen etwas geben. Nur wenige Gesetze; aber mit Worten ausgesprochen, daß alle Studenten *eins* sind, daß sie alle zu einer einzigen Landsmannschaft gehören, der *deutschen*, daß sie alle einerley Vorschriften und Gebräuche befolgen.

Wie ist aber das anzufangen? Viele unter euch sind noch in besondern Landsmannschaften, viele sind selbst hier, die sich unversöhnlich anfeinden, und keiner wird zu den Gesetzen des andern übergehen. Insbesondere gilt dieses von euch aus Gießen, Erlangen und Göttingen! Bedenkt aber, überlegt nur, was ein Student ist. Macht euch klar, daß in dem Augenblick, wo ihr euch zum Studieren entschließet, euch ganz Deutschland geöffnet ist. Der Studierte, sey er her, wo er wolle, kann sein Geschäft und seine Anstellung in Östreich, Preußen, Bayern, Hannover, Sachsen, in Schwaben, Franken, Thüringen, Hessen, Mecklenburg, Holstein, am Rhein und in der Schweiz finden. Er spricht nicht mehr die Sprache seines Dorfs, seiner Stadt; er versteht nicht dieses oder jenes Handwerk, was an eine bestimmte Werkstätte oder an die Scholle fesselte; er ist ein universaler Mensch! Eine Schande ist es, durch Studieren es nicht weiter gebracht zu haben, als ein Thüringer, ein Hesse, ein Franke, ein Schwabe, ein Rheinländer geblieben zu seyn. Eine Schande ist es, darauf sich etwas einzubilden, daß man nichts weiter als ein Provinzial-Landsmann geworden ist. Sprecht ihr denn Provinzial-Sprachen? Lebt ihr nach Provinzial-Sitten? Nein! Ihr werdet roth, daß man so etwas einen Studierten nur fragen kann.

Ist der Studierte seinem Wesen nach also kein Provinzialist, so ist es unnatürlich, es durch eine künstliche Einrichtung erzwingen zu wollen. Es handelt sich demnach nicht von dem Übertritt aus einer Landsmannschaft in die andere. Nicht die Weißen sol-

len Schwarze, nicht die Schwarzen Weiße, nicht die Wildhessen Althessen, nicht die Bayern Franken, die Thüringer Schwaben, die Mecklenburger Lievländer usf. werden; sondern ihr sollt nur, auch durch eure Einrichtung das werden, was ihr alle als Studenten seyd, *Universale*. – Die Universalität erstreckt sich aber nicht auf die ganze Welt. Ihr lernt auf den Universitäten nicht französische, englische, spanische, russische, türkische Sitte und Wissenschaft; ihr könnt und wollt, (und das deutsche Volk will samt seinen Fürsten), nichts anderes werden, als gebildete *Deutsche*, die sich alle gleich sind, und deren Geschäft überall frey ist.

Eben deßhalb müßt ihr euch keine Namen geben, welche dieser Universalität widersprechen. Nicht weiße, schwarze, rothe, blaue usf. müßt ihr euch nennen; denn das sind auch andere; auch nicht Teutonen müßt ihr euch nennen; denn Teutonen sind auch die andern. Euer Name sey, was ihr allein und ausschließ-lich seyd, nemlich *Studentenschaft* oder *Burschenschaft*. Dazu gehört ihr alle, und niemand anders. Hütet euch aber, ein *Abzeichen* zu tragen, und so zur Parthey herabzusinken, das bewiese, daß ihr nicht wißt, daß der Stand der Gebildeten in sich den ganzen Staat wiederholt, und also sein Wesen zerstört durch Zersplitterung in Partheyen. Auch bewahret euch vor dem Wahn, als wäret ihr es, auf denen Deutschlands Seyn und Dauer und Ehre beruhte. Deutschland ruht nur auf sich selbst, auf dem Ganzen. Jede Menschenzunft ist nur ein Glied am Leibe, der Staat heißt, das zu dessen Erhaltung nur soviel beyträgt, als ihm sein Standort gestattet. Euere Bestimmung ist zwar, einst als Theile des Kopfs zu wirken; aber der Kopf ist ohnmächtig, wenn die Glieder und Eingeweide den Dienst versagen. Ihr aber seyd jetzt Jugend, der kein anderes Geschäft zukommt, als sich so einzurichten, daß sie gedeihlich wachse, sich bilde, sich nicht durch eitle Gebräuche aufreibe, daß sie also sich zu diesem Zwecke verbinde, und sich um anderes nicht anders kümmerge, als in sofern man das Ziel scharf ins Auge faßt, nach dem man laufen soll. Der Staat ist euch jetzt fremd, und nur in sofern gehört er euer, als ihr einst wirksame Theile darinn werden könnet. Ihr habt nicht zu bereden, was im Staat geschehen oder nicht soll; nur das

geziemt euch zu überlegen, wie ihr einst im Staat handeln sollt, und wie ihr euch dazu würdig vorbereitet. Kurz, alles was ihr thut, müßt ihr bloß in Bezug auf euch, auf das Studentenwesen thun, und alles andere als eurer Beschäftigung, als euerem Wesen fremd ausschließen – auf daß euer Beginnen nicht lächerlich werde.

Dann ist es eine Regel in der Menschengeschichte wie in der Natur: Schließ dich immer an die Masse an: der Einzelne geht immer und nothwendig gegen das Ganze zu Grunde: und die Einzelnen gehen nothwendig gegen sich und an einander zu Grunde. Landsmannschaften reiben Landsmannschaften auf; die Burschenschaft kann sich aber nicht selbst aufreiben, so lang sie im Ganzen das ist, was eine Landsmannschaft im Theil.

Das überlegt! Geht nicht aus einander, wie ihr gekommen seydt! Einige Grundgesetze macht, und gebt sie jedem mit nach Hause. Ein geschriebenes Wort hat Wunderkraft! ————— Auf Wiedersehen, doch nicht vor drey Jahren! —————

Darauf wurde zum Essen geblasen. Es war ein fröhliches. Der Wein stärkte das Gefühl und den guten Vorsatz, der aus jedem Gesicht leuchtete. Es wurden Gesundheiten ausgebracht, die uns aber nicht im Geiste des Festes geschienen; daher behielten wir die unserigen im Herzen.

Nach Tische, es mochte 3 Uhr seyn, gieng der Zug den Berg herunter, und mit dem Landsturm freundschaftlich und gleichen Ranges in die Stadtkirche, wo die Predigt allgemeine Wirkung hervorbrachte.

Darauf wurden Turnübungen auf dem Markte angestellt – und darauf wurde es dunkel. – So ist jede Minute in löblicher Thätigkeit zugebracht worden.

Nach 7 Uhr zogen die Studenten, jeder mit einer Fackel, also deren etwa an 600 auf den Berg zu den Siegesfeuern, wo der Landsturm schon versammelt war. Oben wurden Lieder gesungen, und wieder eine Rede von einem Studenten gehalten, die wir nicht gehört, die aber allgemein als besonders kräftig gerühmt worden ist.

Darauf wurde Feuergericht gehalten über folgende Stücke, die zuerst an einer Mistgabel hoch in die Höhe gehalten dem ver-

sammelten Volke gezeigt, und dann unter Verwünschungen in die Flamme geworfen wurden.

Es waren aber die *Abgebrannten* diese:

Ein [Symbol: Paradezopf]

Eine [Symbol: preußische Ulanenuniform]

Ein [Symbol: österreichischer Korporalsstock]

(Ob jedoch diese drey Dinge die ersten oder die letzten gewesen, wissen wir nicht.) – Ferner:

F. Ancillon: Ueber Souverainitaet etc.

F. v. Cölln: Vertraute Briefe.

--- Freymüthige Blätter, ua.

Crome: Deutschlands Crisis u. Rettung.

Dabelow: der 13e Artikel der deutschen Bundesacte usw.

H.: die deutschen Roth- u. Schwarzmäntler.

K. L. v. Haller: Restauration der Staatswissenschaft.

Harl: U. die gemeinschäd. Folgen der Vernachlässigung einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Policy in Universitätsorten überhaupt und in Ansehung der Studierenden ins Besondere.

Janke: Der neuen Freyheitsprediger Constitutionsgeschrey.

Kotzebue: Geschichte des deutschen Reichs.

L. Theobul Kosegarten: Rede gesprochen am Napoleonstage 1800.

--- Geschichte meines fünfzigsten Lebensjahres.

--- Vaterländische Lieder.

K. A. v. Kamptz: Codex der Gensd'armerie.

W. Reinhard: Die Bundesacte über Ob, Wann und Wie? deutscher Landstände.

Schmalz: Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturini-schen Chronik; und die beyden darauf.

Saul Ascher: Germanomanie.

Chr. v. Benzel Sternau: Jason.

Werner: Weihe der Kraft.

--- die Söhne des Thals.

K. v. Wangenheim: die Idee der Staatsverfassung.

Der Code Napoleon und? *Zachariä* über denselben

Immermann: Ein Wort zur Beherzigung [gegen die Burschenschaft zu Halle.]

Wadzeck, Scherer und andere gegen die Turnkunst.

Die Statuten der *Adelskette*.

Allemannia, und andere Zeitschriften und Zeitungen, deren Titel wir nicht erfahren konnten. Doch die Namen von vielen, die nicht verbrannt worden, können wir den Herausgebern, welchen daran liegt, nennen.

Nach 12 Uhr begab man sich zur Ruhe.

Des anderen Tages versammelten sich Vormittags die Studenten wieder auf der Wartburg, wobey vieles zur Sprache gekommen, was den künftigen Studentenbrauch, besonders die Einschränkung der Zweykämpfe betrifft. Die durch Landsmannschaften feindlich zerrissenen Studenten aus Gießen werfen sich in die Arme, und söhnen sich aus. So hat ein heiliger, aber freyer Augenblick, wo nur die Stimme der Jünglinge galt und rieth, gethan, was nicht der Darmstädter Hof mit all seinen Soldaten, was nicht der gesammte Senat, in Perückengesetze gesteckt, hervorzubringen im Stande gewesen; ja vielmehr, was den Haß heftiger angefacht. Wissen Höfe und Senate die Studenten nicht zu behandeln, so thut es wahrlich Noth, daß sie in der Verschüchterung (es gibt ein nachdrücklicheres Wort: Vergeisterrung) sich selber zu behandeln suchen. Die verkehrteste Hilfe ist überall der Zwang, und Soldatenregiment will nirgends mehr ertragen werden.

Darnach reisten viele ab; viele aber giengen zum Abendmahl.

So haben Deutschlands Studenten das Fest auf der Wartburg begangen!

Viele, die über Deutschland Rath halten, und mehr noch, die Unrath halten, könnten die Versammlung auf der Wartburg zum Muster nehmen.

Sollten irgendwo Studenten deßhalb, weil sie auf der Wartburg gewesen, belangt werden; so berichte man es uns.

Wir halten es, des ordentlichen Betragens aller ohne Ausnahme wegen, für Pflicht, sie zu vertheidigen, und werden es thun nach dem Maaße der Kraft, welche uns Gott verliehen hat.

Der Studentenfrieden auf der Wartburg. In: Isis, oder Encyclopädische Zeitung. Hg. Lorenz Oken. Bd. 1. 1817. Nr. 195 (November), Sp. 1553–1559.

lebigen anzuheft. Diese soll nach Beend. der Verhandlung nicht zu bezeichnen, in der es mehrfach heißt, daß die in der Verhandlung vor sich einwirkende Personen, welche die Verhandlung nicht zu bezeichnen sollen. Die Verhandlung ist durch den Vorsitz, und durch den Vorsitz mit einigen mehr einzeln werden.

Darum seien nicht die, nicht aber jüngere zum Verhandeln.

Es habe den Vorsitzenden überlassen die Verhandlung der Verhandlung zu bezeichnen.
 Die, die über den Vorsitzenden nicht halten, daß nicht die, die Verhandlung halten, können die Verhandlung auf der Verhandlung zum Verhandeln.

Die, die über den Vorsitzenden nicht halten, daß nicht die, die Verhandlung halten, können die Verhandlung zum Verhandeln.

Die, die über den Vorsitzenden nicht halten, daß nicht die, die Verhandlung halten, können die Verhandlung zum Verhandeln.

Einige Gedanken zum Verhandeln.

Die, die über den Vorsitzenden nicht halten, daß nicht die, die Verhandlung halten, können die Verhandlung zum Verhandeln.

Die, die über den Vorsitzenden nicht halten, daß nicht die, die Verhandlung halten, können die Verhandlung zum Verhandeln.

Die, die über den Vorsitzenden nicht halten, daß nicht die, die Verhandlung halten, können die Verhandlung zum Verhandeln.

Die, die über den Vorsitzenden nicht halten, daß nicht die, die Verhandlung halten, können die Verhandlung zum Verhandeln.

Abb. 1d Original der weitgehend konfiszierten Nr. 195 von Lorenz Okens Zeitschrift 'Isis' (Text 10)

II. Jakob Friedrich Fries: An die deutschen Burschen

Deutsche Jünglinge! Ihr steht auf dem Boden der Weihe!
Welcher Weihe? Von hier aus gab Luther, der Mann Gottes, das
Deutsche Wort der ewigen Wahrheit dem Deutschen Volk! –
Und entzündete den Kampf, den blutigen Kampf um *Geistes-*
freyheit, Bürgergleichheit!

Wie deuten wir uns dieses Zeichen? Zur Warnung oder zur Er-
munterung? Dem Dienste des Geistes der Wahrheit deuten wir
es! Der Geist der Wahrheit aber ist nicht nur der Besänftiger, er
ist zugleich der Rächer und Retter! Auch wir harren seines Dien-
stes; so seyden die Zeichen der Vorzeit uns Zeichen der Ermunte-
rung!

Jesus Christus unser Herr und Meister lehrte die entschleyerte
ewige Wahrheit, die Lehren des Glaubens, der Liebe und der
Hoffnung, – Kindern und Greisen vernehmlich. Ehe er aber,
Zeuge der Wahrheit seiner Lehre, an's Kreuz geschlagen ward,
da sagte er seinen Jüngern: Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer
anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennete
schon! Aber ich muß mich zuvor taufen lassen mit einer Taufe,
und wie ist mir so bange, bis sie vollendet werde! Meinet ihr,
daß ich hergekommen bin, Friede zu bringen auf Erden? Ich
sage, Nein! sondern Zwietracht! – – Ich will den Vater bitten,
und er soll euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch
bleibe ewiglich, – den Geist der Wahrheit! – Ich habe euch noch
viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber je-
ner, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle
Wahrheit leiten. Derselbige wird mich verklären, denn von dem
Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen. Alles, was der
Vater hat, das ist mein, darum habe ich gesagt, er wird's von dem
Meinen nehmen und euch verkündigen! –

Besänftigend hat dieser Verkündiger auch unsrer Vorfahren
rauhe doch gesunde Kraft ergriffen und zum Glauben geführt.
Aber an die Stelle himmlischer Wahrheit und irdischer Gerech-
tigkeit und Liebe trat bald Römische Mönchsherrschaft, ver-
hüllte die Wahrheit in ihre todtte Sprache und verkaufte Glau-
benstrost um Gold. Viel Zeugen Gottes, über die der Geist der

Wahrheit und Gerechtigkeit ausgegossen wurde, kämpften gegen die Macht der Finsterniß und erlagen, bis endlich der Geist der Wahrheit unsre hohen Schulen von der Macht der Mönche befreyte und so dem Sieger den Weg bahnte, der zu Wittenberg der Mönche Recht, der Mönche Entsündigungskram verfluchte und dem Volke in seiner lebendigen Sprache Andacht und Weisheit brachte. – Und wohin Luthers siegender Ruf erscholl, da erwachte freyes Geistesleben im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit! Der Verkündiger, der ihn trieb, trieb durch ihn alle Volkskraft der letzten Jahrhunderte zu Deutscher Geistesbildung und zu aller Entfesselung des Gedankens, aller Ausgleichung der Bürgerrechte, von dem an, was in den Niederlanden geschah bis zu den Freistaaten in Nordamerica!

So ließ der Verkündiger des heiligen Feuers Flammen brennen – oft in heißer, verzehrender Gluth! Denn er ist der Kämpfer für die Gerechtigkeit, von dem Jesaias nach Luthers Verdeutschung singt: „Wer ist der, so von Edom kommt, mit röthlichen Kleidern von Bazra? der so geschmückt ist in seinen Kleidern und einher tritt in seiner großen Kraft?“

„*Ich bins, der Gerechtigkeit lehret, und ein Meister bin zu helfen!*“,

„Warum ist denn dein Gewand so rothfarb, und dein Kleid wie eines Keltertreters?“

Ich trete die Kelter alleine, und ist Niemand unter den Völkern mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorne, und zertreten in meinem Grimme. Daher ist ihr Vermögen auf meine Kleider gespritzt und ich habe alle mein Gewand besudelt. Denn ich habe einen Tag der Rache mir vorgenommen; das Jahr, die Meinen zu erlösen, ist gekommen.“

Unterthan diesem Kämpfer für Wahrheit und Recht tretet Ihr, Deutsche Jünglinge, an die Flammen der Erinnerung, der Erinnerung an die Leipziger Schlacht und die andern Tage des Deutschen Sieges, die vor ihr her gingen, ihr folgten; der Erinnerung an Deutsche Siegerkraft!

Jünglinge! Euch lehrten Eures Lebens Morgenträume den fröhlichen Waffentanz üben und lieben! Euch klingt es im entfesselten Deutschland wieder:

Wir kühnes Volk, wir haben Jünglinge
 Mit leichten Blumenschilden und schönen Wunden,
 Die lieber sterben als leben
 Wanns gilt für die Freyheit!
 Wir kühnes Volk, wir haben Männer und Greise
 Mit großen schönen Narben der Schlacht,
 Die lieber sterben als leben
 Wanns gilt für die Freyheit!

So stärkte Euch der, der die Tage der Rache ordnet, im Gefühl eigener Tapferkeit! Nun forschet: Wie sollen wir uns seinem Dienste ferner weihen? Wie zu seinem Dienste verbünden? Geist heischt der Überwinder; Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit! *Ehre und Keuschheit* ist der WeiheSpruch seiner Priester und Krieger! Denen aber, die diese Weihe empfangen, wirbelt mahnend die Lohe empor, mahnend an den heiligen Ernst der Gesinnungen für Deutschen Gemeingeist, Deutsche Einigkeit und Einheit; mahnend *unserm* Volke *vereinigte* Kräfte zu weihen.

Wie gilts uns nun diesen Dienst? Lasset Euch sagen:
 Deutsche Jünglinge! Ihr stehet auf dem freyesten Boden der Deutschen!

Dasselbe Fürstenhaus, welches Luthern einst auf der Wartburg schützte, als er Deutsche *Deutsch* die heilige Wahrheit lehrte, schützte uns Fürstentreue, Deutsches Fürstenwort. Kehret wieder zu den Eurigen und sagt: Ihr waret im Lande Deutscher Volksfreyheit, Deutscher Gedankenfreyheit!

Hier wirken entfesselnd Volks- und Fürstenwille!

Hier ist die Rede frey über jede öffentliche Angelegenheit!

Hier erkennen Fürst und Volk Volkssache und Regierungssache als öffentliche Angelegenheit an!

Hier sorgen Fürst und Volk, daß Deutsches Gesetz und Recht besser geordnet werde!

Hier lasten keine stehende Truppen!

Ein kleines Land zeigt Euch die Ziele!

Aber alle Deutschen Fürsten haben dasselbe Wort gegeben.

Ihr Jünglinge! Ihr stehet am Scheideweg, wählet zum Guten!

Jünglingsleben ist dem lautersten Dienst des Geistes der Wahrheit geweiht; von da aus soll er ausgegossen werden über die Zukunft unsers Volkes! Jünglinge! Was des Jünglings Herz erkohr, dem *wird* treu bleiben der Mann! Jünglinge! Was des Jünglings Mund beschwor, dem *soll* treu bleiben der Mann!

Und so verbündet Euch, daß im Geiste Eins und Einig werde das Deutsche Vaterland; daß es in regem Gemeingeist gedeihe zum *öffentlichen Leben*. Hier ist Euer Dienst an den Geist der Wahrheit!

Wenn aber eines Volkes Geist zu ächtem Gemeingeist gediehen wäre: so würde in diesem Volke Gerechtigkeit, Keuschheit und sich aufopfernde Vaterlandsliebe herrschen, dabey aber würde in diesem Volke jedem Geschäft der öffentlichen Angelegenheiten das Leben von unten aus dem Volke kommen. Nicht die Form des Gesetzes und der Oberaufsicht allein, nicht nur Privatzwang der Amtspflicht, sondern der Geist der Untergebenen würde den Einzelnen treiben; Wißbegierde und Streben des Schülers den Lehrer zum Eifer, der Geist des Volkes den Richter zur Gerechtigkeit. – Und in diesem Volke würden jedem einzelnen Werk der Volksbildung und des volksthümlichen Dienstes sich lebendige Gesellschaften weihen durch die *heilige Kette der Freundschaft* unverbrüchlich vereinigt. Fest würden der Freundschaft heilige Rechte im geselligen Leben anerkannt werden; jedes edle Werk des öffentlichen Lebens würde, wie im Kreise Jahnischer Freunde²⁰, seinen *Freundschaftsbund* erhalten, seine heilige Zunftvereinigung, die nur Geistesverwandtschaft schließt, aus der nur Geistesfeindschaft bannt!

Möge dem Deutschen Vaterlande ein solcher Bund seiner gebildeten Jugend gedeihen!

Mögen gleichsam in geheimem Bunde alle kräftig wollenden und selbstdenkenden mit dem Geiste der Jugend zusammentreten, verehrend als ihren Herrn und Meister, den dreymal größten – den Geist der Wahrheit, der als Rächer und Retter unter den Völkern waltet und dessen heiliger Fehm²¹ endlich jedes Werk der Ungerechtigkeit unterliegt, so der Geist im Völkerleben nicht er stirbt.

Deutsche Jünglinge, trauen wir so dem Worte der Wahrheit!

Das Wort sie sollen lassen stahn,
 Und kein'n Dank darzu haben:
 Er ist bey uns wohl auf dem Plan
 Mit seinem Geist und Gaben.
 Nehmen sie uns den Leib,
 Ehr, Kind und Weib;
 Laß fahren dahin,
 Sie habens kein'n Gewinn,
 Das Reich muß uns doch bleiben.

Jakob Friedrich Fries: An die deutschen Burschen. In: Ders.: Rechtfertigung des Professor Fries gegen die Anklagen, welche wegen seiner Theilnahme am Wartburgs-Fest wider ihn erhoben worden sind. Aktenmäßig dargestellt von ihm selbst. Jena 1818, S. 11–22.

**12. Brief Karl Friedrich Ernst Frommanns
 an seinen Sohn Friedrich Johannes Frommann.
 Jena, 7. Dezember 1817**

[...] Am meisten wird Fries Rede getadelt und für einen Professor ungeschickt und unklug genannt, wie seine Erklärung. So waren Okens Hieroglyphen, Symbole und Holzschnitte das unklugste, was er bei der Lage der Dinge thun konnte, wahres Öl ins Feuer. So zwang er den Großherzog, endlich zu handeln und ein vehementes Rescript an die Regierung (Justizcollegium) zu erlassen, O.[ken] vor eine Commission zu citiren und aus der ganzen Isis die Stellen, die ein Staatsverbrechen begründen können, zur Untersuchung zu ziehen, Fries aber über sein etwaiges Mitwissen und Theilnahme am Verbrennen zu vernehmen, „um ihm Gelegenheit zu seiner Rechtfertigung zu geben.“ Commissarius ist G.[oethe], der es bei allem Sträuben annehmen müssen und wenigstens keinen bösen Willen hat. – Der Fortdruck der Isis wird wohl freigegeben werden. Vergessen dürfen wir aber nie, daß keine Preßfreiheit bestehen kann, ohne Ahndung des Mißbrauchs und daß unser Hauptfehler in Wr. [Weimar] war, jene in die Welt hinaus zu proclamiren ohne ein bestimmtes organisches Gesetz. Hinterdrein fühlen wir das wohl, aber – –“

Günther H. Wahn (Hg.): *Freundliches Begegnen. Goethe, Minchen Herzlieb und das Frommannsche Haus*. 2. Aufl., Stuttgart u. a. 1927, S. 100–101.

Eine verhängnisvolle Kontroverse: ›Vaterlandsverrat‹?

Eine noch verhängnisvollere Kontroverse als um das ›Wartburgfest‹ (vgl. Text 10 – 12) entzündete sich auf publizistischer, juristischer und politischer Ebene am angeblichen ›Vaterlandsverrat‹ des zeitweise in Weimar ansässigen Komödiendichters August von Kotzebue (1761 – 1819; vgl. auch Bd. 3, Text 131).

Der Jenaer Historiker Heinrich Luden (1778 – 1847; vgl. Bd. 2, Text 70) nutzte die unabsichtliche Indiskretion des Weimarer Kopisten zur Veröffentlichung eines Geheimerberichtes Augusts von Kotzebue an den russischen Zaren in seiner Zeitschrift ›Nemesis‹ (vgl. Bd. 2, Text 85). Beißende Anmerkungen brachten den, durch seine Zeitschrift ›Litterarisches Wochenblatt‹ (1818/19) ohnehin als reaktionär ausgewiesenen Komödiendichter dabei in den Ruch eines russischen Spions.

Obwohl als Text noch während der Drucklegung beschlagnahmt, wurde die Angelegenheit selbst – nicht zuletzt einer geschickten Auslassung Heinrich Ludens wegen (vgl. Text 13; Abb. 2) – bald überregional bekannt. Umfangreiche Gegendarstellungen (vgl. Text 14 und 15) und ein langwieriges Gerichtsverfahren sicherten dem Fall erhebliches Medieninteresse und befestigten Augusts von Kotzebue Ruf als ›Vaterlandsverräter‹.

Am 23. März 1819 schließlich ermordete der Jenaer Burschenschaftler Karl Ludwig Sand (1795 – 1820) den Komödiendichter dieser Nachrede wegen. Seine Tat bot den willkommenen Anlaß für die Verkündung der ›Karlsbader Beschlüsse‹ (vgl. Text 16 und 17)

13. Heinrich Luden: VI. Extrait d'un manuscrit

140–160

VI.

Zensur

161–165

Zensur

166

Zensur

Heinrich Luden: VI. Extrait d'un manuscrit, intitule: Deuxième Bulletin, écrit par Mr. Auguste de Kotzebue. In: Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte. Eilften Bandes I. Stück 1818, S. 140–166.



Abb. 2 Zensurhinweis in Heinrich Ludens Zeitschrift ›Nemesis‹ durch Einschaltung mehrerer Leerseiten (Text 13)

14. August von Kotzebue: Erste und letzte Erklärung

Das Endurtheil in dieser Sache ist zwar noch nicht gesprochen, aber doch die Untersuchung geschlossen, und die Acten sind zum Spruch an eine Universität versandt worden. Da ich nun nicht weiß wie lange dieser Spruch noch ausbleiben kann, die Zeit jedoch heran rückt, wo eine leidende Gesundheit mich nöthigt ein Bad zu besuchen; so habe ich nicht länger es aufschieben wollen, bevor ich die hiesige Gegend auf einige Monate verlasse, dem Publikum, meiner Zusage gemäß, kurz, einfach und kalt, die so sehr einseitig besprochene Sache darzulegen.

Ich hätte es vielleicht schon längst thun sollen; aber theils ahnte ich nicht, daß ein Gegenstand, der in meinem Bewußtseyn so klar erschien, durch gehässige Deutungen einen so trüben Schein auf mich werfen könne; theils erlaubte mein Gesundheitszustand mir nicht, mit so widerwärtigen Dingen mich zu beschäftigen. Jetzt zur Sache.

Nie und Niemanden hatte ich ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich beauftragt sey, von den merkwürdigsten Erscheinungen der deutschen Literatur von Zeit zu Zeit meinem Hofe Bericht zu erstatten. Auch diese Berichte selbst gab ich nie für ein Geheimniß aus, und wenn, einen einzigen Freund ausgenommen, bis zu ihrer Veruntreuung noch Niemand sie gelesen hatte, so war das bloß zufällig, und weil eben fast Niemand sich darum bekümmert hatte. Ich kann mich hierüber auf ein Zeugniß berufen, welches wohl in diesem Falle das unverdächtigste seyn wird, nemlich auf das Zeugniß des Herrn Legationsrath *Bertuch*, dem ich schon im vorigen Sommer, als er einst das Verlangen äusserte meine Bülletins zu sehen, ohne alles Bedenken sie mitzutheilen versprach, und gewiß auch mitgetheilt haben würde, wenn er mich wieder daran erinnert hätte. Eben so wenig hatte ich dem Copisten empfohlen, meine Handschrift besonders geheim zu halten. Dieser sonst rechtliche Mann begieng daher keinesweges eine Veruntreuung *dadurch*, daß, als er wegen geringer Kenntniß der französischen Sprache manches Wort meiner Handschrift nicht gleich lesen konnte, er den Herrn Doctor *Lind-*

ner²² zu Rathe zog, der damals mit ihm in einem Hause wohnte, und Redacteur des Oppositionsblattes war.

Nach Aussage des Copisten äusserte Hr. Doctor *Lindner* bei Erblickung meines Bülletins: „Ey, das scheint etwas interessantes zu seyn. Geben Sie mir es doch auf eine Stunde mit auf mein Zimmer. Es versteht sich, daß ich keinen übeln Gebrauch davon mache.“ Der Copist hatte nichts dagegen, und Hr. Doctor *Lindner* unternahm nun eilig die zweideutige Arbeit, *Auszüge* aus *Auszügen* zu machen, die, *wie er wohl wußte*, das Eigenthum eines andern und nicht für den Druck bestimmt waren. Er selbst hat dieses Factum in den Zeitungen eingestanden. Was der Richter darüber urtheilen werde, weiß ich nicht; aber vor dem Richterstuhle der Moralität scheint die Frage folgende zu seyn:

„Wenn ein Gelehrter die Handschrift eines andern Gelehrten heimlich erwischen kann, ist er berechtigt, sie ganz oder theilweise abzuschreiben, sie guten Freunden mitzutheilen, und endlich sie gar drucken zu lassen, wohl wissend, daß sie keinesweges dazu bestimmt war, sondern vielmehr einen amtlichen Bericht an die Behörde des andern enthalte?“

Wenn diese Frage bejaht wird, so dünkt mich, man dürfe auch jeden fremden Brief, den man sich zu verschaffen weiß, ehe er versiegelt wird, abschreiben und drucken lassen, und bleibe doch ein Ehrenmann dabey.

Im Vorbeigehn muß ich erinnern, daß das Publikum im Irrthum ist, wenn es glaubt, die *Lindnerschen* Auszüge enthielten mein ganzes Bülletin. Dieses betrug weit über 20 Foliobogen eng geschrieben, und in der Abschrift gegen 50. Dem Herrn Doctor *Lindner* blieb daher nur so viel Zeit als nöthig war, um *einzelne*, und zwar *solche* Stellen zu copiren, von welchen er glauben mogte, daß sie das Ganze (unbekannt bleibende) in einem gehässigen Lichte darstellen würden.

Ich gestehe, daß ich diese Handlung für unmoralisch und strafbar halte, auch, als mir die erste Nachricht davon zu Ohren kam, sie durchaus nicht glauben wollte. Ich zweifelte um so mehr

daran, da man hinzufügte: die so unrechtlich erlangten Fragmente wären bereits in der *Nemesis* des Herrn Hofrath *Luden* abgedruckt worden, und zwar von sehr beißenden Anmerkungen begleitet. Nie hatte ich mit diesem Gelehrten in Berührung gestanden; da wir aber jetzt nur zwei Meilen auseinander wohnten, so hätte ich geglaubt, von seiner Rechtlichkeit erwarten zu dürfen, daß er – ehe er sich entschloß, etwas von mir drucken zu lassen, was er *nicht von mir* empfangen hatte – eine Anfrage an mich werde ergehen lassen. Hätte meine Antwort ihm nicht gegnügt, so stand ihm dann noch immer frey zu thun was er für gut hielt.

Noch mehr wurde ich in meinem Zweifel durch den Umstand bestärket, daß die *Nemesis* in *Weimar*, in dem Industrie-Comptoir des Herrn Legationsrath *Bertuch* gedruckt wird, eines Mannes, mit dem ich seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung zu stehen das Vergnügen hatte, und von dem ich folglich, nach *meiner* Art zu denken und zu fühlen, voraussetzen mußte, daß er mich früh genug von dem was vorgefallen unterrichtet haben würde. Indessen wurde die Thatsache mit solcher Zuversicht behauptet, daß ich, da Krankheit mich hinderte selbst auszugehen – einen Freund bat, sich persönlich bei dem Hrn. Leg. R. *Bertuch* darnach zu erkundigen, und, im Fall es sich wirklich so verhielte, denselben dringend zu ersuchen, noch jetzt, da das neue Stück der *Nemesis* noch nicht ausgegeben sey, eine Abänderung zu treffen.

Hierauf hatte der Schwiegersohn des Hrn. L. R. *Bertuch*, der Herr Ober-Medicinalrath und Ritter v. *Froriep*, die Güte mich selbst zu besuchen, und mir die Wahrheit des Gerüchts zu bekräftigen. Ich wiederholte ihm meine Bitte, die Publication noch jetzt zu hindern; ich erbot mich, selbst an den Herrn Hofrath *Luden* in Jena zu schreiben, und ihm wo möglich andere Gesinnungen einzuflößen. Im Fall mir solches nicht gelänge, wäre es noch immer Zeit, der Sache ihren Lauf zu lassen. Allein Hr. v. *Froriep* versicherte, das sey Alles vergebens und lasse sich nicht mehr ändern. Zuletzt machte ich ihn aufmerksam auf die Nothwendigkeit, in der ich mich befände, das Factum zu denun-
ciiren, nicht weil ich dessen was ich geschrieben mich zu schä-

men hätte, sondern weil es mir *entwandt* sey, und weil, in Hinsicht der eigentlichen *Bestimmung* meines *Bülletins*, die Bekanntmachung *unanständig* scheine. Er antwortete: man müsse mir überlassen was ich thun wolle. Genug, man schien nun einmal entschlossen, einen Artikel nicht fahren zu lassen, der ein schadenfrohes Publicum unterhalten konnte.

Ich wählte nunmehr den einfachsten Weg, indem ich an Sr. Exellenz den Herrn Staatsminister Grafen *Edling* schrieb und ihm anzeigte: daß mir, auf eine mir damals noch unbegreifliche Weise (denn die Aussage des Copisten war noch nicht vorhanden) Bruchstücke meines *Bülletins* entwendet und gedruckt wären; daß ich solches erstens für unschicklich in Hinsicht auf meinen Hof, und zweitens für einen Eingriff in mein Eigenthum hielte, mich daher auf den Schutz Sr. Kön. Hoh. des Herrn Groshertzogs berief, und diese unrechtliche Publication zu unterdrücken bäte. Übrigens erbot ich mich, das *ganze* *Bülletin* ihm, oder auch dem Herrn Groshertzog, wenn er es beföhle, vorzulegen. Das war der *erste* und *letzte* Schritt, den ich in der Sache gethan habe, *welches wohl zu merken ist*. Wer an meiner Stelle hätte weniger gethan? –

Hierauf geschah sogleich von Seiten des Groshertzogl. Ministeriums alles mögliche, um das unrechtliche Vorhaben meiner Gegner zu hindern. Die Auflage des Hefts der *Nemesis* wurde mit Beschlag belegt; die schon ausgegebenen Probebogen mußten eingeliefert werden, und sämtliche Buchdrucker in Weimar und Jena erhielten Befehl, das *Bülletin*, wenn es ihnen auch zu Händen käme, nicht nachzudrucken. Indessen hatte Herr Doctor *Wieland*, Herausgeber des *Volksfreundes*²³, sich einen Probebogen zu verschaffen gewußt, und da ein einziger Buchdrucker in Jena, durch Irrthum eines Beamten, von dem Verbot nicht officiell unterrichtet war, so wurden die Fragmente des *Bülletins* gedruckt, ohne den allgemein bekannten Willen der Regierung zu beachten; eine Handlung, die ich gleichfalls für unmoralisch und strafbar halte.

Nachdem die Groshertzogl. Regierung sämtliche Exemplare der *Nemesis* mit Arrest belegt hatte, verlangte sie von mir, diesen vorläufigen Arrest binnen drei Tagen zu justifiziren. Ich wieder-

hohlte bloß die, in meinem Briefe an den Herrn Grafen v. *Eddling* angegebenen beiden Gründe, und überließ sogleich der Regierung die Entscheidung. Sie übertrug nunmehr die fernere Untersuchung dem Criminalgerichte, welches dieselbe auch beendetigt und die Acten an die Regierung zurück geliefert hat, worauf sie an eine auswärtige Juristen-Facultät versendet worden. Der Spruch möge ausfallen wie er wolle, so bleibe ich mir bewußt, daß ich durchaus rechtlich und ohne alle Einmischung von Partheiwuth gehandelt habe.

Den *Inhalt* der entwendeten Fragmente selbst betreffend, erinnere ich nur noch: daß meine, durchaus nichts Geheimes enthaltende, Instruction dahin lautet, von Allem Neuen und Auffallenden, es diene zu Lehre oder Warnung, was über Theologie, Kriegskunst, Politik, Staatswirthschaft, Gesetzgebung, öffentlichen Unterricht und Ackerbau geschrieben wird, meinen Hof in Kenntniß zu setzen. Es ist mir dabei zwar nicht untersagt, doch auch nicht vorgeschrieben, meine eigene Meinung beizufügen, weshalb solches auch höchst selten, und nur dann geschieht, wenn meine Erfahrung mir irgend eine Überzeugung aufdringt. Diese Überzeugung ist es dann, welche ich als ehrlicher Mann auszusprechen für Pflicht halte, ohne Rücksicht auf die herrschenden Meinungen des Tages. So, zum Beispiel, ist meine innigste *Überzeugung*, daß repräsentative Verfassungen zwar in vieler Hinsicht sehr gut und wünschenswerth, aber durchaus nicht der einzige Weg zum Volksglücke, und, als ein *neuer Weg*, immer bedenklich einzuführen sind, weil tausend leidenschaftliche Reibungen gewiß entstehen werden, und weil man wohl weiß, wo man anfängt, aber nicht, wo man endigen wird. Es ist folglich meine *Überzeugung*, daß da, wo ein gerechter Fürst monarchisch regiert, man am sichersten gehe, wenn man ihn ruhig fortregieren lasse, weil das *sichere Gute* oft dem *unsichern Bessern* vorzuziehen ist, und weil die Ungerechtigkeiten oder Mißgriffe, die bisweilen unter monarchischen Regierungen vorkommen mögen, gewiß um nichts zahlreicher seyn werden, als unter der gerühmtesten Verfassung (*conferantur* die Parlementsverhandlungen in England wegen der *Indemnity*-Bill²⁴). Ich vermuthe ferner nicht bloß, sondern ich bin *fest überzeugt*, daß

manche deutsche Schriftsteller eine Revolution sehnlichst wünschen, um als Volksredner, Deputirte und Repräsentanten eine Rolle zu spielen. Wer die französischen Flugschriften in den ersten Jahren der französischen Revolution gelesen hat, muß durchaus verblendet seyn, wenn er nicht erkennt, daß manche deutsche Flugschriften gerade dasselbe sagen, predigen und begehren, sich gerade, wie jene, wohltönender Phrasen bedienen und immer nur das Heil des Volkes im Munde führen. Wenn nun gleiche Ursachen, wie gewöhnlich, gleiche Folgen hervorbrächten – wer sollte nicht zittern? wer nicht warnen? – *Meine Überzeugung* ist: daß, wenn die Weisheit unserer Fürsten uns nicht vor einem auswärtigen Kriege bewahrt, jene Schriftsteller endlich das Volk, welches sie unaufhörlich bearbeiten, zu gefährlichen Schritten verleiten werden. *Meine Überzeugung* ist: daß es Katheder- und Stuben-Gelehrten an der nöthigen Erfahrung und Weltkenntniß mangelt, um klar in die nächste Zukunft zu schauen, und daß folglich der Saame, den sie in junge Gemüther streuen, nur bittere Früchte tragen werde, entweder für die Jünglinge selbst, oder für das Vaterland. Solche Überzeugungen bei Gelegenheit *nicht* auszusprechen, würde ich für Verrath an meinem amtlichen und schriftstellerischen Berufe halten. Ich kann irren, aber wenigstens irre ich ehrlich.

Was die Leibeigenschaft betrifft, deren Vertheidigung man mir so boshaft untergeschoben, so habe ich mich bereits darüber in einem Extrablatt erklärt. Es hat wohl nie einen entschiedern Gegner derselben gegeben als mich, obgleich in Hinsicht einer *schnellen* Aufhebung, die Erfahrung mich genöthigt hat, mein Urtheil zu modificiren und den Grundsatz anzunehmen, daß durchaus *Landschulen* diese Maßregel *vorbereiten* müssen. Was meinen eigenen Bauern Gutes zu thun in meiner *Macht* gestanden, habe ich jederzeit redlich gethan und bin gewiß, daß sie mir nicht fluchen.

Überhaupt hege ich das innige und tröstende Bewußtseyn, daß ich in meinem Berufe bloß nach Überzeugung und Pflicht, in meinem Privatleben in jedem meiner Verhältnisse rechtlich handle; daher es mir leicht wird, die *Partheiwuth* so mancher Zeitschrift gegen mich zu *verachten*, indem sie mir nur einen

neuen Beweis von der revolutionären Leidenschaftlichkeit liefert, *vor der ich warne*. Indessen wiederhole ich diesen Herren, daß ich weiter nichts von ihnen begehre, als dieselbe *Freiheit der Meinung*, die sie immerfort für sich reclamiren. Wer von uns am richtigsten voraussah, wird die Zeit entscheiden. Ich *fürchte*, daß ich Recht behalten werde.

Aber es geschehe, was da wolle, mit dieser meiner ersten und letzten Erklärung in der Hand kann ich vor jeden Richterstuhl treten, und nicht allein den Spruch der Juristen-Facultät, sondern auch den Spruch des Todten-Richters ruhig abwarten.

Weimar, den 9. April 1818.

Kotzebue.

August von Kotzebue: Erste und letzte Erklärung wegen der dem Unterzeichneten entwendeten Handschrift. In: Literarisches Wochenblatt. 1818. Nr. 42, S. 329–331.

15. Heinrich Luden: Auch eine Erklärung, aber nicht die letzte

Herr von Kotzebue hat abermals einen Versuch in *seiner* Art gemacht, und im 42. Stücke seines – *literarischen Wochenblatts* ein *Exhibitum* drucken lassen, welches er seine „*Erste und letzte Erklärung wegen der dem Unterzeichneten – (Kotzebue) – entwendeten Handschrift*“ nennt.

Ich halte es unter mir, auf eine solche Erklärung, in sofern sie mich betrifft, auch nur ein Wort zu erwiedern. Jeder denkende Mensch im Teutschen Volke wird auch diesen neuen Versuch, das Publicum in Rücksicht der bekannten Bülletins irre zu leiten und das Urtheil zu verwirren, eben so gerecht würdigen, als die hier von Neuem ausgesprochenen Grundsätze, oder das, was Hr. v. *Kotzebue* seine Überzeugung nennt. Zu seiner Zeit, wenn der Beschlag, welcher auf einem Aufsatz in der *Nemesis* liegt, aufgehoben seyn wird, werde ich thun, was ich versprochen habe: ich werde die ganze Geschichte des Bülletins und Alles was in der Sache, von allen Seiten geschehen ist, darlegen und in jeder Rücksicht zu würdigen suchen. Ohnehin hat Hr. v. *Kotzebue* in dieser Erklärung auf *mich selbst* nicht einmal etwas zu bringen

gestrebt; denn sein *Glaube*: er habe von meiner Rechtlichkeit *erwarten können*, ich würde lieber wegen des Bülletins an ihn schreiben, als dasselbe drucken lassen, ist doch zu abgeschmackt, als daß ich etwas darüber sagen könnte; und *der Grund* dieses Glaubens: „da wir (Er und ich) nur zwei Meilen aus einander wohnten“ – ist zu lächerlich, als daß ich darüber etwas sagen möchte.

Eine Stelle indeß kommt in dieser Erklärung des Hrn. v. *Kotzebue* vor, die ich nicht hingehen lassen darf, weil sie *ein freundliches Verhältniß* betrifft, in welchem ich zu einem achtungswürdigen Mann stehe, und welches ich nicht verwirren lassen kann und mag.

Herr v. *Kotzebue* nämlich macht dem Herrn Legationsrath *Bertuch* darüber einen Vorwurf, daß derselbe *ihn* nicht früh genug davon *unterrichtet* habe, daß *ich* jenen – unter Beschlag gelegten – Aufsatz in der *Nemesis* drucken zu lassen vorhätte: das hätte „nach *seiner* (nämlich Hrn. v. *Kotzebue*’s) Art zu denken und zu fühlen“ geschehen müssen. Und diese Unterlassungssünde leitet Hr. v. *Kotzebue* daraus her, daß „man nun einmal entschlossen zu seyn geschienen, *einen Artikel nicht fahren zu lassen, der ein schadenfrohes Publicum unterhalten konnte*.“

Es ist sehr begreiflich, daß Hr. v. *Kotzebue* mit *seinem* Maaßstabe mißt. In seinem literarischen Leben erklärt sich gewiß Vieles aus dieser *seiner* Art zu denken und zu fühlen; gewiß hat *er* sich niemals die Freude versagt, jeden Artikel festzuhalten, mit welchem er *sein* Publicum *unterhalten* zu können glaubte. Nach *meiner* Art zu denken und zu handeln hingegen sah und sehe ich die Sache in folgender Gestalt.

Ich war und bin Herausgeber der *Nemesis*, und bestimme, was in ihr erscheinen soll, auf *meine* Verantwortung. Nun kamen die Bruchstücke des angeblichen Bulletins, ohne mein Zuthun, in meine Hand; ob sie vom Hrn. v. *Kotzebue* geschrieben waren oder nicht, war und blieb *zweifelhaft, das aber war gewiß*: diese Bruchstücke enthielten, so weit sie mich betrafen, nichts als *Anschwärmereien, Unwahrheiten* und *Verfälschungen*. Also war ich es mir selbst, meiner Ehre und meiner Sicherheit, ich war es allen Teutschen Schriftstellern, ich war es dem gesammten Vater-

lande, ich war es meinem Fürsten, ich war es selbst dem Unbekannten, an welchen die Bülletins – im Fall ihrer Ächtheit – gesendet wurden, schuldig, den *Urheber* dieser Anschwärzereien, Unwahrheiten und Verfälschungen herauszubringen; und dieses konnte jenen Allen gegenüber, offenbar nur geschehen durch die öffentliche Bekanntmachung. Eine solche Bekanntmachung gab Hr. v. *Kotzebue* die Gelegenheit, sich loszusagen von dem elenden Machwerk, falls er *nicht* Urheber desselben war; war er aber Urheber desselben: so hatte *ich* doch wahrhaftig keine Verpflichtung, einen Mann *vor dem Publicum* zu schonen, der mich, wie er in dieser Erklärung unverhohlen selbst bekennt, *im Geheimen* als „einen Gelehrten“ hinzustellen suchte, der, nach seiner Überzeugung „eine Revolution sehlich wünscht, um als *Volksredner, Deputirter und Repräsentant eine Rolle zu spielen*.“ Kein Mensch kann etwas dagegen haben, daß Hr. v. *Kotzebue* literarische Berichte schreibt und versendet, die nicht zum Druck bestimmt sind; aber *verfälschen* soll er nicht; *Unwahrheiten* sagen soll er nicht; *anschwärzen* soll er nicht; dazu hat er kein Recht; *dazu gewiß auch keinen Auftrag*.

Wenn nun Herr *Bertuch* ihn, wenn Herr *Bertuch* irgend *einen Andern* von dem Drucke der Fragmente *benachrichtigt* hätte, *um diesen Druck zu verhüten*: wie würde er mir, wie allen Deutschen Schriftstellern, wie dem gesammten Vaterlande, wie seinem Landesfürsten, wie selbst dem Unbekannten gegenüber gestanden haben, den Hr. v. *Kotzebue* mit *solchen* Berichten *hintergeht*? Ein Jeder beantworte, was ihn angeht; *ich* aber würde eine solche Benachrichtigung als einen gemeinen *Verrath* angesehen; ich würde das Bülletin *auswärts zum Druck befördert*; mich von Herrn *Bertuch* auf immer getrennt, und ihn vor dem Teutschen Publicum als einen *Genossen* *Kotzebues*, und als einen *Theilnehmer des Kotzebueschen literarisch-berichtlichen Treibens* hingestellt haben. Herr *Bertuch* kannte mich hinreichend, um zu wissen, daß das, was ich hier versichere, gewiß geschehen seyn würde, auch ohne meine Versicherung.

Indem also Herr *Bertuch* von dem Drucke des angeblich *Kotzebueschen* Bülletin *schwieg*, that er nur, wozu er, als Besitzer des Landes-Industrie-Comtoirs und Verleger der *Nemesis*, durch

Ehre und Recht *verpflichtet* war; er that, was er als *Teutscher* einzig vor Gott, seinem Fürsten und seinem Vaterlande verantworten kann. – Das ist *meine* Überzeugung, nach *meiner* Art zu denken und zu fühlen! –

Übrigens kann ich nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit noch auf einen Punkt aufmerksam zu machen.

Die Bruchstücke, welche aus des Hrn. von Kotzebue *zweitem* Bülletin bekannt geworden sind, betrogen in der mir zugeschickten Handschrift noch nicht *einen* Bogen. Nach Versicherung des vortreflichen Verfassers aber war dieses Eine Bülletin *fünfzig* – sage 50! – Bogen stark.

In jenen Bruchstücken habe ich, lediglich in den Stellen, die mich betrafen, *sieben* oder *acht Unwahrheiten* und *Verfälschungen* nachgewiesen. In eben diesen Bruchstücken hat Herr Kirchenrath *Schwarz* in Heidelberg gleichfalls eine *Verfälschung*, in Rücksicht der Äußerung des sel. *Jung-Stilling*, nachgewiesen. Also in 16 Sätzen, auf Einem Bogen, acht oder neun Unwahrheiten und Verfälschungen. Und nun, ihr Teutschen Schriftsteller, nun denkt Euch – *fünfzig* Bogen! – denkt Euch das *erste* Bülletin, und das *dritte* und die folgenden, à 50 Bogen! denkt Euch, was Hr. v. *Kotzebue* von mir gesagt hat, „*mit welchem er* – (Gott sey gelobt und gedankt!) – *nie in Berührung gestanden hat*,“ und was er mithin von Solchen gesagt haben mag, mit welchen er in Berührung gestanden hatte! – Denkt euch das, und segnet Euch!

Jena, den 15. April 1818.

Heinrich Luden: Auch eine Erklärung, aber nicht die letzte. In: Nemesis. Zeitschrift für Politik und Geschichte. Eilften Bandes IV. Stück. 1818, S. 636–640.

Nach der Verkündigung der Karlsbader Beschlüsse (31. Oktober 1819)

Unter erheblichem Druck der beiden Großmächte Preußen und Österreich reagierte der ›Deutsche Bund‹ auf die Ermordung des Komödiendichters August von Kotzebue (vgl. Text 13 – 15) mit den sog. ›Karlsbader Beschlüssen‹

(vom 20. September 1819). Sie richteten sich besonders gegen national-liberale Kräfte an den Universitäten (Überwachung von Professoren, Verbot studentischer Verbindungen u. a.) und jedwede Form der Pressefreiheit (Verschärfung von Zensurbestimmungen u. a.). Bis zum 31. Oktober 1819 akzeptierten auch alle thüringischen Bundesgebiete die ›Karlsbader Beschlüsse‹; eine ›Demagogenverfolgung‹ brach aus. Selbst harmloseste Druckerzeugnisse mit volksaufklärerischer Tendenz (vgl. Text 16 sowie Texte 23 – 26) wurden einer unbarmherzigen, teilweise ans Grotteske grenzenden Zensur unterworfen; die politische Emanzipation des Bürgertums kam zum Stillstand. Baupläne des Weimarer Architekten Klemens Wenzeslaus Coudray (1775 – 1845) für einen Landtag mit Zuhörertribünen (vgl. Text 17) erledigten sich so von selbst.

16. Die Herausgeber der Dorfzeitung

Sonnabend, den 20. November 1819.
Die von der hohen Bundesversammlung für alle deutschen Staaten beschlossene, und in den meisten auch bereits eingeführte *Censur* über Bücher unter 20 Bogen und Zeitschriften wird von nun an auch bei der Dorfzeitung eintreten. Zum ersten Mal, seit das Fürstenthum Hildburghausen abgesondert besteht, ist hier eine gesetzlich angeordnete Censur, die, wenn sie nicht allgemein vorgeschrieben, bei uns unter einem freisinnigen und geliebten Fürsten wohl nie eingeführt worden wäre. Wir trauern, daß eine solche Maaßregel in Deutschland nöthig befunden wurde, aber wir vertrauen auch der Weisheit unserer Fürsten und ihrer Diener, daß sie für die gegenwärtige Zeit nothwendig war. Auf die Dorfzeitung hat die neue Maaßregel keinen wesentlichen Einfluß. Der Dorfzeitungsschreiber hatte bisher schon einen Censor, der strenger war als der strengste, – sein eignes Gewissen; mit diesem freilich nur strengen aber nicht ängstlichen Censor hat er sich bis jetzt ganz gut gestanden, so wird er ja mit einem andern, der auch seinen Censor *in* sich und *über* sich hat und ehrt, auch auskommen. Höchstens wird manches

früher und in gewöhnlichen ruhigen Zeiten unbedenkliche und für eine *Dorfzeitung* gehörige Späßchen wegbleiben, weil's jetzt gemißdeutet werden könnte. Aber es soll alles aufgehoben werden, und desto größer wird die Freude seyn, wenn einmal in bessern Zeiten alle die alten Scherze, wie die eingefrorenen Töne in dem Waldhorn, aufthauen und nun auf einmal losbrechen. Einen solchen hat derjenige geneigte Leser, der das letzte Blatt (Nr. 46) nicht erhalten hat, jetzt schon gut; es ist ein alter wörtlich mitgetheiltes und unschuldiger Schwank des nürnbergischen Meistersängers Hans Sachs, den man für zu vieldeutig hielt und mit Beschlag belegte. Da zeigte sich ja sogar die Wohlthätigkeit der Censur, die auch da, wo ein Vorsichtiger Mißdeutung gar nicht ahndete, darauf aufmerksam machen und davor sichern kann. Daran gedacht haben wir wohl auch, daß das Kürzeste, Sicherste und für uns auch das Bequemste und Liebste wäre, die *Dorfzeitung* ganz aufzugeben, aber dann ist uns wieder eingefallen, wie freundlich und geneigt viele von Euch, ihr Leser, waren und sind, und daß es sich wenig geziemt, sogleich auf den ersten Schuß das Gewehr wegzuwerfen und den Posten, auf den man gestellt ist, gerade in Zeiten der Gefahr feige zu verlassen, und so wollen wir denn, obwohl nicht ohne Besorgniß, wenigstens *eine Zeitlang versuchen*, ob wir ferner zusammen bleiben können.

Die Herausgeber der *Dorfzeitung*.

Dorfzeitung. Hg. Karl Ludwig Nonne u. a. 47. Blatt. Sonnabend, den 20. November 1819, S. 187.

17. Clemens Wenzeslaus Coudray. *Übersicht meiner Lebensereignisse. 1820*

Carl August hatte seinem Volke nach dem siegreich geendeten Freiheits-Kriege eine Ständische Verfassung gegeben und sollte nun beim nächsten Landtag die Öffentlichkeit dessen Verhandlungen in Antrag gebracht werden. Vorläufig erhielt ich also den höchsten Befehl ein Local im Fürstenhaus zu der Versammlung der Landtagsabgeordneten mit einer Volkstribüne einzurichten.

Der Saal mit der Tribüne wurde gebaut, allein zu solchem Zweck nicht gebraucht, da der Landtag vorzog, bei verschlossenen Thüren im Palais zu verhandeln. Später ließ der Herr Erbgroßherzog die Tribüne in ein Theater umwandeln, auf welchem der Adel kleine Comödien besonders französische aufführte.

Clemens Wenzeslaus Coudray. Übersicht meiner Lebensereignisse. 1820. In: Walther Schneemann: C. W. Coudray. Goethes Baumeister. Weimar 1943, S. 113.

GESELLSCHAFTSKULTUR

Der ›Weimarer Musenhof‹

Der ›Weimarer Musenhof‹, als Begriff wenigstens ebenso sehr Schöpfung des (groß-) herzoglichen Hauses wie Ausdruck der Bewunderung zahlreicher Besucher (vgl. Text 28), verdankte sich in seiner Entstehung

den künstlerischen Neigungen Herzogin Anna Amalias von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739 – 1807).

Sie errichtete die Weimarer Bibliothek, sie förderte das Weimarer (Liebhaber-) Theater durch Engagements berühmter Schauspiel-Truppen und sie gewann den Schriftsteller Christoph Martin Wieland (1733 – 1813; vgl. Text 5 u. a.) als Lehrer des Erbprinzen Karl August. Dieser wiederum öffnete mit dem Engagement und seiner Freundschaft zu Johann Wolfgang Goethe (1749 – 1832; vgl. Text 18 u. a.) Weimar auch der zeitgenössischen

›Genie‹-Kultur:

Nacheinander fanden sich Jakob Michael Reinhold Lenz (1751 – 1792; vgl. Bd. 3, Text 106), Friedrich Maximilian Klinger (1752 – 1831), Christoph Kaufmann (1753 – 1795), Johann Heinrich Merck (1741 – 1791), Johann Gottfried Herder (1744 – 1803; vgl. Text 41 u. a.) sowie die Brüder Christian (1748 – 1821) und Friedrich Leopold (1750 – 1819)

Grafen zu Stolberg-Stolberg in Weimar ein; J. W. Goethe und J. G. Herder blieben. Die ›gute‹ Weimarer Gesellschaft beobachtete deren Wirken wenigstens zeitweise mit erheblichem

Unbehagen: Das für gewöhnlich kaum geschätzte Memoirenwerk des Journalisten Karl August Böttiger (1760 – 1835) legt davon ein ähnlich beredtes Zeugnis ab (vgl. Text 19) wie die Erinnerungen der Weimarer

Schauspielerin und späteren Herzogs-Mätresse Karoline Jagemann (1777 – 1848) von den Intrigen am ›Weimarer Musenhof‹ (vgl. Text 20).

Beide Werke transportieren ein Gutteil des berüchtigten ›Weimarer Klatsches‹.

**18. Johann Wolfgang Goethe an Johann Heinrich Merck.
Weimar, 22. November 1776**

Ich hab heute Bölling²⁵ geschrieben, er soll dir 400 fl.²⁶ auszahlen mir wärs lieb wenn du mit dem Rest bis neu Jahr warten könntest, wo aber nicht so schreib, und ich will sehen wie ichs mache. Denk doch wieder auf ein halb Stückgen oder ein Stück extra fein wie der erste 53 war. dass ich wieder was habe, wenn der all ist.

Dein Schicksaal drückt mich, da ich so rein glücklich bin, Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahreszeit herum und die Abwechslungen der Witterung und der Welthändel um mich, frischen mich immer wieder neu an, ich bin weder Geschäftsmann, noch Hofdame und komm in beyden fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen, ihm wirds immer wohler und ist eben eine Creatur wie's keine wieder giebt. Übrigens ist eine tolle Compagnie von Volk hier beysammen, auf so einem kleinen Fleck, wie in Einer Famielie findet sich's nicht wieder so. Adieu lieber Bruder.

d. 22. Nov. 76. Weimar

G.

Johann Wolfgang Goethe an Johann Heinrich Merck. Weimar, 22. November 1776. In: Johann Wolfgang Goethe: Werke. Weimarer Ausgabe. Briefe. Bd. 3. Weimar 1888, S. 121–122. (Nr. 530)

**19. Karl August Böttiger: Zur Weimarschen Genieperiode
von 1775–1781**

Als der Herzog 1775 nach Darmstadt zur Vermählung reiste, bat Graf Görz Goethen in Frankfurt zum Dejeuner²⁷ beim Herzog im Rothen Hause. Der Herzog hatte Goethe's Götz gelesen und den borstigen Ritterton allerliebste gefunden, war also schon dadurch begierig geworden, den Schöpfer dieses *deutschen* Kunstwerks persönlich kennen zu lernen. Goethe gefiel außerordentlich, wurde nach Weimar eingeladen und der nachmalige Kammerpräsident v. *Kalb*, damals Kammerjunker in der Suite des Herzogs, erhielt den Befehl, das frankfurter Kraftgenie in dem

von Brüssel erwarteten Staatswagen mit nach Weimar zu bringen.

So kam Goethe in Triumph in Weimar an und Kalb logirte ihn, bis er selbst eine bequemere Wohnung hatte, bei seinem Vater, dem damaligen alten Kammerpräsidenten, ein, erwies ihm, da er bald merkte, daß dies der allvermögende Liebling des achtzehnjährigen Herzogs werden würde, alle mögliche Gefälligkeit und Gastfreundschaft und hatte selbst gegen die Liebelei, die der schmucke Goethe mit seiner damals noch unverheiratheten Schwester, der jetzigen Frau von *Seckendorf*, trieb, nichts einzuwenden. Nur der alte Kalb rief seiner Tochter ein: Mädchen mit Rath! zu, und rettete sie. Goethe vertauschte bald diese Liebe mit der Seladonschaft²⁸ bei der damals reizend aufknospenden Kotzebue (nachmaligen Gildemeister), der zu Gefallen er damals auch das liebliche kleine Stück: Die *Geschwister*, schrieb, worin er sich mit seiner Geliebten selbst copirte. Später kamen die Liebschaften mit der Frau von Stein, davon der Park ein so schönes Epigramm zum Denkmal enthielt.

Das Genie Goethe konnte seinen Weltgeist (damaliger Modeausdruck) nicht in einer engen Ausdünstungspfützte, *vulgo*²⁹ Stadt, gefangen nehmen. Bertuch mußte ihm seinen Garten am Park abtreten und dort etablierte er nun seine Geniewirtschaft. Eine gewisse Gemeinschaft der Güter machte die Genies den Quäkern und Heilandsbrüdern ähnlich. So schickte Goethe oft zu Bertuch's Frau und ließ sich ein Schnupftuch holen. Hatte er keine weiße Kannevasweste und Hosen (die damals Genietracht waren), so ließ er sich aus der herzoglichen Garderobe sein Bedürfniß holen. Versteht sich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft schickte er in ein Haus und ließ sagen, er würde heute Abend da essen.

Goethe's Fortuna zog zuerst *Lenzen* hierher, der gradezu als Hofnarr behandelt, als er aber einmal zwischen der alten Herzogin und der begünstigten Liebhaberin, der Frau von Stein, eine Klätscherei gemacht hatte, plötzlich fortgeschafft wurde und von Kalb noch einige Louisd'or Reisegeld bekam. Dann kam der Alles zermalmende, rohes Fleisch kauende *Klinger*. Mendoza-Lenz hatte auf des Herzogs Unkosten sein Geniewesen

getrieben und war in Allem aus der herzoglichen Chatouille³⁰ erhalten worden. Bei Klingern wurde man schon sparsamer. Nun erschien *Kaufmann*, der aber bald fand, daß er Goethen nicht aus der Gunst des Herzogs bringen und selbst Hahn im Korbe werden könne. Kaufmann wendete sich also nach Dessau, wo der ehrliche Leopold den zweiten Theil zum hiesigen Geniewesen, das Philanthropinwesen³¹, betrieb. Die von Lavater exaltirte Fürstin empfing diesen Apostel Lavater's mit offenen Armen, und da sich Kaufmann das Ansehen zu geben wußte, als wolle er in das philanthropinische Chaos, das Basedow damals schon aufzugeben gesonnen war, ein schöpferisches: es werde Licht! rufen, und viel von Constitution des Philanthropins sprach (dem er doch nichts als seinen Schimmel abließ, der noch lange als der Philanthropenschimmel seine Rolle fortspielte): so gewann er auch das Zutrauen des Fürsten. Um seinen Genieberuf zu beurkunden, ging Kaufmann in einer grünen Frießjacke und Charivaris, die Brust bis auf den Nabel nackt, mähenartig flatternde Haare und einen gewaltigen Knotenstock. So kam er in der Fürstin Zimmer und an des Fürsten Tafel. Der damalige Pagenhofmeister *Behrisch*, Erdmannsdorf und der Prinz Hans Görge öffneten endlich dem gutmüthigen Fürsten die Augen über ihn, und das Genie Kaufmann trollte sich nach Marschlin, wo er Barthen ausstach, bald aber selbst auch zum Rückzug blasen mußte. Von da kam er zu Haugwitz, verliebte sich in dessen Gemahlin (sie war eine Tochter des General Tauenzien, der es Kaufmannen geschworen, ihm vor der Hauptwache den Hintern ausfucheln zu lassen, wenn er seiner habhaft würde), ging in die Schweiz, kaufte ein Gut, nahm ein Weib u. s. w.

In Weimar trat indeß *Merk* auf, den Goethe selbst als seinen ersten Lehrer im einträglichen Geniewesen respectirte. Merk kannte Goethe's Schwäche, der gegen jeden Spott äußerst verwundbar ist. Er predigte Kunstgeschmack, verschacherte Kupferstiche und Kunstwerke und schnitt sich aus jedem Rohr eine Pfeife. Er logirte einige Zeit bei der Herzogin in Ettersburg und wußte sich durch seinen beißenden Witz überall in Ansehen zu setzen, war übrigens Brocanteur und Genie in Eins amalgamirt³². –

Als Intermezzo diente die Erscheinung der beiden *Stolberge*, die mit Lavater's Gnadenöl gesalbt aus der Schweiz zurück hierher kamen. Unter andern wurde damals auf Bertuch's Stube im Fürstenhause ein Geniegelag gehalten, das sich gleich damit anfang, daß alle Trinkgläser zum Fenster hinausgeworfen und ein Paar schmutzige Aschenkrüge, die in der Nachbarschaft aus einem alten Grabhügel genommen worden waren, zu Pokalen gemacht wurden. Fritz Stolberg hielt eine pathetische Anrede an dies heilige Gefäß, das die Asche eines echten alten Deutschen umschlossen habe, und brachte Thuiskon's³³ Gesundheit aus, die Einer nach dem Andern aus dieser Scherbe trank.

Zu den kostbarsten Geniestreichen gehörte eine Schweizerreise zu Pferde, die der Herzog mit Goethe machte. Man nahm, um compendiös und wohlfeil zu reisen, kaum ein Paar Hemden in einem Mantelsacke mit, bezahlte aber alle Bedürfnisse desto theurer auf dem Wege. In Stuttgart bekam man den Einfall an den Hof zu gehen. Plötzlich mußten alle Schneider herbei und Tag und Nacht an Hofkleidern arbeiten. – Nach der Rückkunft von dieser Expedition in die Schweiz war Goethe ganz metamorphosirt³⁴, erschien zuerst in gestickten Westen und Staatskleidern und stimmte einen ganz andern Ton an. Überhaupt rettete sich Goethe, wenn es in einer Periode bedenklich zu werden anfang, allezeit durch eine Reise. So ging er auch schnell und unvermuthet von Karlsbad nach Italien. –

In der Genieperiode hieß Jeder, der Ordnung und Anstand nicht mit Füßen treten wollte, *Spießbürger*. Alles wurde silhouettirt und Lavater's Urtheil³⁵ unterworfen, der die unverschämtesten Aussprüche that und die bravsten Menschen auf die Schädelstätte zu den Räubern verwies. Überhaupt hat Lavater einen vielfältigen Einfluß auf die hiesige Genieperiode gehabt. – Man warf von innen die Fensterscheiben mit großen Thalern ein, ließ diese aber auf der Gasse sorgfältig wieder aufsuchen. [...]

Karl August Böttiger: Zur Weimarischen Genieperiode von 1775–1781. In: Ders.: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Bd. 1. Leipzig 1838, S. 51–62, hier S. 51–55.

20. Karoline Jagemann: *Wieder in der Heimat* (1796 – 1797)

[...] Die Herzogin Amalia war diejenige von den Fürstlichkeiten, die am wenigsten von dem damaligen Stande des Theaters befriedigt wurde. Von der Erinnerung an die glänzende Oper in Italien erfüllt, nahm sie ungern mit der hiesigen Mittelmäßigkeit vorlieb, und wenn sie vom Schauspiel sprach, geschah es nur, um den kleinen, aber vortrefflichen Truppen Kochs und Seilers, die während ihrer Regierung auf dem Schloßtheater gespielt hatten, den Vorzug zu geben. Ein besonderer Umstand war es, welcher der geistvollen, aber leicht erregten Fürstin einen entschiedenen Widerwillen gegen die weimarische Neuschöpfung beigebracht hatte. Demoiselle Rudorf hatte eine sehr schöne Stimme, aber nicht eine Idee von musikalischem Talent, kein Taktgefühl und ein schlechtes Gehör. Da die Frau Herzogin ihr Engagement beim Theater wünschte, wurden Versuche gemacht, die sämtlich mißlingen; sie warf regelmäßig um, verdarb den anderen Sängern das Konzept und beschuldigte den Kapellmeister und das Orchester der Kabale. Ihre Tränenströme und Krämpfe erregten das Mitleid der Fürstin in solchem Maße, daß jene in Ungnade fielen und die kleinen Konzerte, ihre Lieblingsunterhaltung, eine Weile unterbrochen wurden. Am aller schlimmsten aber kam der Hofkammerrat weg, dem Goethe überlassen hatte, das Resultat der Prüfung höchsten Ortes mitzuteilen, und Demoiselle Rudorf sein „Unbrauchbar“ dadurch vergalt, daß sie ihn unlauterer Absichten auf ihre Person beschuldigte. Von da ab sah die Herzogin in ihr die verfolgte Unschuld, während Hof und Stadt, der Herzog und Goethe an der Spitze, vom Gegenteil innig überzeugt waren. In der Pause nach dem Mittagmahle teilte mir die Herzogin oft mit, wie schändlich wieder dieser und jener sich gegen die arme Rudorf benommen hätte, und ich stand nicht an, sie von der Grundlosigkeit dieser Anklagen zu überzeugen. Das war mehr nach Art der Tauben als der Schlangen gehandelt, doch zürnte mir die Herzogin nicht, klopfte mir die Wangen und nannte mich ein gutes Mädchen; auch hatten mir manche der Ungnade Verfallene zu

danken, daß sie erlöst wurden, vor allem der Kapellmeister, der über seine unverdiente Verbannung vom Hofe beinahe melancholisch geworden war.

Wenn auch der Frieden in Deutschland wieder eingezogen war, rüstete doch Österreich neuerdings gegen Italien, und Graf Veterani, der den Abschied hatte nehmen wollen, war wahrscheinlich durch seine Familie so lange daran verhindert worden, bis sein Regiment Marschordre erhielt und er nicht zurückbleiben konnte. Er beschwor mich, seine Rückkehr abzuwarten und in der Zwischenzeit die Bühne nicht zu betreten, doch leuchtete aus seinem Briefe deutlich eine gewisse Entsagung hervor, und ich brauchte mir keinen Vorwurf zu machen, daß ich das abermalige Hindernis der Verbindung ohne Aufregung ertrug. Sein Bild war in meiner Seele verblaßt, ich würde nur mit Bedauern aus meiner gegenwärtigen Lage geschieden sein, und da mein Vater mich nicht einer weiteren ungewissen Zukunft überlassen wollte, wurde mein Verhältnis zu dem Grafen gelöst. Als diese Veränderung am verwitweten Hofe bekannt wurde, nahmen die Verhältnisse eine andere Gestalt an. Demoiselle Rudorf, im Bunde mit Fräulein v. Göchhausen und einer alten bösen Kammerfrau, der ich unklugerweise nicht den Hof gemacht hatte, wünschte meine Entfernung, und durch kleine Mißgriffe, Verstöße und Unvorsichtigkeiten habe ich zweifelsohne selbst zur Erreichung ihres Zweckes beigetragen. Die Einladungen wurden seltener und verloren sich endlich ganz; zuweilen ließ die Frau Herzogin mich rufen, um mir Verweise über Dinge zu geben, von denen ich nicht ein Sterbenswort wußte, und bei solcher Gelegenheit sagte sie mir auch, daß sie mich nicht auf dem weimarischen Theater zu sehen hoffe. Das geschah aus Erbitterung gegen Kirms, die sie niemals hat verwinden können; ich hatte über meine Zukunft keine Pläne und konnte deshalb weder Ja noch Nein sagen. Jedenfalls war die Prophezeiung meines Vaters in Erfüllung gegangen, die Fürstengunst hatte sich geändert; doch kannte alle Welt die Quelle meines Mißgeschicks, und sowohl der regierende Hof wie meine Bekannten und Freunde verdoppelten die Zeichen ihres Wohlwollens. Der Hofkammerrat aber, der mit der Unbeständigkeit des menschlichen Herzens

und dem Wechsel aller irdischen Dinge rechnete, fand den Augenblick gekommen, als mein schwacher Tränenstrom über den Verlust des guten Veterani versiegt war, mit seinem Anstellungsprojekt herauszurücken. Mein Vater zog ein Engagement mit bescheidenem lebenslänglichen Gehalt in der Vaterstadt einem glänzenden im Auslande vor, ich glaubte dem Herzog, der sich tätig für meinen Bruder interessierte, Dankbarkeit schuldig zu sein und hielt es in meiner übertriebenen Großmut und meiner praktischen Unkenntnis für eine Schlechtigkeit, um des Geldes willen das Fürstenhaus zu verlassen, das mir Treue gehalten hatte, als die Herzogin mich fallen ließ. Meine Liebe zur Prinzess und zu meinen Eltern, die angenehmen Beziehungen zu bekannten Familien und meinen Freundinnen würden mir den Abschied schwer gemacht haben, so daß ich beschloß, dem allgemeinen Wunsch und der Ansicht der Meinigen Folge zu leisten und in Weimar zu bleiben. Ich ward nach den damaligen bescheidenen Verhältnissen mit 600 Taler Gehalt inklusive Garderobegeld und 300 Taler Pension als Hofsängerin engagiert, während meine Verbindlichkeit darin bestand, aller acht Tage im Konzert am Hofe zu singen und als erste Sängerin in der Oper aufzutreten. Im Schauspiel war ich nicht verbunden zu spielen, doch rechnete man auf meine Gefälligkeit, auch bezüglich einiger Gastrollen in Lauchstädt, wo die Gesellschaft die Sommermonate zubrachte. [...]

Karoline Jagemann: Erinnerungen. 3. Kapitel: Wieder in der Heimat (1796–1797). In: Eduard von Bamberg (Hg.): Die Erinnerungen der Karoline Jagemann. Dresden 1926, S. 77–101, hier S. 91–93.

Leihbibliotheken und Bücherverbote

Am 1. August 1781 eröffnete Christoph Erhard Sutor (1754 – 1838), zwischen 1776 und 1795 angestellt als zweiter Kammerdiener bei Johann Wolfgang Goethe (vgl. Text 18), in Weimar eine alsbald florierende Leihbibliothek (vgl. Text 21). Diese Institution kam dem gesteigerten

Lesebedürfnis der sich allmählich konsolidierenden bürgerlichen Schicht immens entgegen; aristokratische Obrigkeiten und kirchliche Kreise sahen die aufkeimende Entwicklung des ›literarischen Marktes‹ allerdings mit gemischten Gefühlen und warnten vor den ebenso staats- wie religions- und moralzersetzenden Wirkungen der angeblichen ›Lesewut‹. Nicht selten plädierte man deshalb sogar für Zensurmaßnahmen. Einem entsprechenden Unterfangen des Eisenacher Generalsuperintendenten Christian Wilhelm Schneider (1734 – 1797) stellte sich im Frühjahr 1795 allerdings der zuständige Minister Johann Wolfgang Goethe mit abschlägigem Votum erfolgreich entgegen (vgl. Text 22).

21. Christoph Erhard Sutor: Nachricht

Seitdem die Bildung des Herzens und daraus folgende Verfeinerung, der an sich schon edlen, aber noch in Dämmerung sich drängenden Grundsätze das Augenmerk Teutschlands worden – seitdem denkende Köpfe, unser geliebtes Vaterland, mit Schriften feinern Inhalts und sanftern Gefühls bereichert, sind schon in verschiednen großen, ich muß sagen, beynahe allen Städten Teutschlands, *Leih-* und *Lesebibliotheken* eröffnet worden, die ein Groses zur Leitung des feurigen Jünglings und Erhaltung des festen Mannssinnes beytragen. – Was aber ein solch Institut, wo man um einen billigen Preis, Theils sanfte Empfindungen unterstützen und erhalten, Theils müßige Abend-Stunden – nicht tödten – sondern aufs angenehmste benutzen kann, vor Einfluß hat, vor merklichen Nutzen stiftet, darf einem einsichtigen Publikum nicht erst vor Augen gelegt werden.

Nachahmung also, und der Hang eines jeden Bedürfnis zu befriedigen, sind die Triebfedern gewesen warum ich mich entschlossen, unsern wizzigen³⁶, liebenden, empfindenden und sanften, auch wenig müßigen Publicum, Belustigung, Trost, Unterhaltung, Nahrung und Zeitvertreib zu verschaffen, und eine Anzahl, so wohl der neusten, als auch aus etlichen vergangenen Jahrzehnden her sich nennenden Bücher auf meine Kosten kom-

men und zum Dienst eines jeden Lesebegierigen in ein dazu verfertigtes Verzeichnis bringen zu lassen.

Der Preis eines jeden Buchs, welche nach den Wunsch eines Lesers unter der Nummer auszuzeichnen ist, wird täglich seyn 3 pf.[ennige] oder monatlich 7 Gr.[oschen] und wird jedesmal bey der Rückgabe des Buchs entrichtet: wobey man sich aber bedingt und zugleich ausbittet, selbige makelfrey zu erhalten und abzugeben, hingegen aber verspricht, das lesende Publicum von Messe zu Messe mit den neusten Schriften zu versorgen, und selbige jedesmals dem Verzeichniß, das einem jeden zur Durchlesung zu Diensten steht, einzuverleiben.

Auch ein Alter dessen Empfindungen abgestümpft, Realitäten und Planitäten für Zärtlichkeit und Liebe wählt, wird hier Genugthuung finden: allerley Robinsons, wahrhafte Geschichten etc. entschädigen ihn und werden ihn gewiß behagen etc.

Die Anzahl der darzu vorhandenen Bücher beläuft sich auf 900 Stück.

Alle meine Lesekunden werden aber ersucht, ihre Bücher früh von 11 bis 1 Uhr einzuschicken oder abholen zulassen, ausserdem kann kein Buch verabfolget werden. Weimar, den 31. Jul. 1781.

C.[hristoph] E.[rhard] Sutor: Nachricht vor die, ausserhalb hiesiger Residenz-Stadt wohnenden Liebhaber, der allhiesigen Leih- und Lese-Bibliothek. In: Weimarische Wöchentliche Anzeigen. Num. 61, Mittwoch, den 1^{sten} August. 1781, S. 242–243.

22. Zensur des Buchverleihs?

Die Verordnung der Polizey-Commission zu Eisenach vom 21 Nov. 1794 ist von der Art, daß darüber im Publico mancherley Urtheile gefällt werden müssen. Es sey mir daher erlaubt auch einige Bemerkungen darüber nieder zu schreiben.

Ich übergehe die Fragen ob eine solche Verordnung gegenwärtig der Zeit gemäß sey? und ob die Polizeycommission wohlgethan habe ohne Serenissimi³⁷ ausdrückliche Genehmigung ein so weit um sich greifendes Gesetz zu erlassen und wende mich so gleich zu dem Texte der Verordnung selbst

Von Fürstl. Sächsischer Polizey-Commission wird hiermit verordnet:

- 1) daß jeder, welcher Bücher zum Lesen verleihet, dergestalt für deren Inhalt haften solle, daß wenn in einem dergleichen Buch, gefährliche, wider die Religion, wider die Staatsverfassung, oder wider die guten Sitten streitende Grundsätze, oder dagegen anstoßenden Stellen vorkommen, der Verleiher von jedem Buch zwey Rthlr. [Reichstaler] Strafe zu entrichten hat.

Dieser §. leidet eine doppelte Auslegung. Einmal kann er heißen: *jeder Bürger*, welcher seinen Freunden Bücher leihet, sodann können aber auch nur die eigentlichen *Bücherverleiher* damit gemeynt seyn. Die erste Auslegung dringt sich einem jeden auf, welcher die Verordnung zu lesen anfängt, indem mit dürren Worten da steht:

jeder, welcher Bücher zum Lesen verleihet.

Aus dem ganzen Zusammenhange aber scheint mir die zweyte Auslegung die richtige. Der erste § scheint auf die schon bestehenden Lesebibliotheken zu gehen, desgleichen die von Herrn Ranis seyn mag. Einem solchen Manne wird also auferlegt für die in seiner Bibliothek befindlichen Bücher zu haften. Es wird ihm also von der einen Seite das Recht gegeben über dasjenige zu urtheilen, was der Religion, dem Staate und den Sitten zuwider sey, und von der andern Seite wird er wegen dieses seines Urtheils responsabel gemacht, ohne daß man wisse wem er Rechenschaft geben solle und nach was vor Grundsätzen man ihn richten werde. Das erste heißt ihm zu viel zugestehen, das zweyte zu viel von ihm fordern, deswegen auch Herr Ranis sogleich seine Lesebibliothek zuschloß und zuschließen mußte, wie ein jeder, dem seine Ruhe, ja seine Existenz lieb ist, gleichfalls thun würde. Doch hievon mehreres unten, wenn wir die Sache mehr im Allgemeinen betrachten werden.

- 2) Daß bey *zehn Rthlr.* Strafe, niemand, ohne von Fürstl. Polizeycommission einen Erlaubniß-Schein ausgewürkt, und wegen näherer Bestimmung der Summe des Lesegeldes, auch sonst eine Anweisung erhalten zu haben, eine Leihbibliothek

oder Lesegesellschaft allhier, für die Stadt, oder für Personen auf dem Lande, veranstalten oder halten dürfe,

Aus dem 2ten §. erscheint es, wie mich dünkt, noch deutlicher, daß der erste auch auf Lesebibliotheken gedeutet werden müsse. Wenn in diesem zweyten die obrigkeitliche Erlaubniß zu Errichtung einer Lesebibliothek oder Lesegesellschaft erfordert wird, so ist dagegen nichts zu erinnern, weil jeder der irgend eine Art von Gewerbe im Staate treiben will, dazu auf irgend eine Weise privilegiert oder berechtigt seyn muß. Es versteht sich von selbst, daß hier nur von solchen Instituten die Rede seyn kann, die von einer Person des Gewinnes wegen errichtet werden.

- 3) daß jeder, welcher eine Leihbibliothek oder Lesegesellschaft errichtet, nicht allein ein Verzeichniß seiner Bücher, sondern, wenn es verlangt wird, auch die Bücher selbst, zur Prüfung und Genehmigung bey Fürstl. Polizey-Commission überreichen, und gewärtigen soll, daß die erlaubten Bücher gegen Bezahlung einer Abgabe von 6 Pfen. für jedes, mit einem Stempel bezeichnet werden, welches auch künftig jedes mal bey neuangeschafften Büchern statt findet;

Aus diesem §. sieht man, daß Fürstl. Polizey-Commission selbst censiren und Bücher erlauben und verbiethen will; ein Recht das ihr als Polizey-Commission niemals zukommen kann. Wäre ein Verzeichniß verbotener Bücher vorhanden, so möchte es ihre Pflicht seyn darauf zu sehen, daß keines derselben von einem Buchhändler oder Leseverleiher ausgegeben werde, wenn sie aber entscheiden will, ob dieß Buch eingeführt oder nicht eingeführt werden soll? so überschreitet sie die Grenzen ihres Auftrags. Man betrachte alle Geschäfte, welche man eigentlich Polizey-Geschäfte nennt, so sieht man, daß sie sich nur mit Dingen beschäftigen, welche in die Sinne fallen, mit Verhinderung oder Bestrafung solcher Handlungen welche auffallend und ohne Zweifel gesetzwidrig sind. Aufmerksamkeit auf alles was geschieht, Kenntniß der Bürger und ihrer Verhältnisse, unermüdete Thätigkeit machen das Lob einer Polizey, und wenn die Stadt reinlich, der Bürger sicher, und so wohlfeil als möglich genährt ist, so

hat sie ihre ganze Pflicht erfüllt und wird wohl schwerlich nach dem lästigen Amte eines Censors greifen, wenn ihr die Würde, die Wichtigkeit und die Beschwerde desselben bekannt sind.

- 4) daß jeder Unternehmer einer Leihbibliothek oder Lesegesellschaft für jedes ungestempelte Buch, welches er zum Lesen ausgegeben, eine Strafe von *fünf* Rthlr. erlegen solle. Weiter unten wird sich zeigen, daß nach gesunden Grundsätzen die Stempelung eines Buchs ganz unzulässig sey. Jedes Buch ist erlaubt, bis es verbothen ist, und ein Buch zu verbieten gehören besondere vom Staate angestellte und genannte Personen. Der Leseverleiher hätte alsdann sich zu jedem Buch mit seinem eigenen Stempel zu bekennen. Findet man darunter ein verbothenes, so macht man ihm den Prozeß. Einem einzelnen Exemplar den Cours³⁸ verweigern, wenn es noch leichte Mittel giebt sich andre zu verschaffen, ist nicht einmal rätlich, da man ganz und gar keinen Nutzen davon absehen kann.
- 5) daß auch von fremden Lesegesellschaften oder Leihbibliotheken kein Buch ohne vorgängige Anzeige bey Fürstl. Polizey-Commission, und darauf angemerkte Genehmigung hier gelesen, oder in Umlauf gebracht werden dürfe, bey *fünf* Rthlr. Strafe von dem, bey welchem solches angetroffen wird.
Dieser §. ist, wenn er irgend einen Effect haben soll, zu gelind: denn eigentlich, wenn man sicher gehen wollte, müßten [!] Bücher aus fremden Leihbibliotheken einzubringen, gänzlich verboten werden. Denn wer wollte nach diesem §pho [Paragraphen] einen Eisenacher Bürger hindern sich aus einer fremden Leihbibliothek ein Buch kommen zu lassen, es zu lesen und sich hinterdrein die Erlaubniß auszubitten.
- 6) daß bey gleicher Strafe, von jedem Buche, oder Jahrgang einer Zeitung, so für die hier bestehende gesellschaftliche Zusammenkünfte, welcher Art sie auch seyen, angeschafft wird, der Fürstl. Polizey-Commission sogleich Nachricht gegeben, und Erlaubniß dazu ausgewürket werden solle.

Ich weiß zwar nicht, was unter gesellschaftlichen Zusammenkünften hier verstanden wird, es scheinen aber eine Art von Kränzchen oder Clubbs zu seyn, die doch gewöhnlich von Personen von Erziehung und Kenntnissen geschlossen und besucht werden. Diese sollen also ohne Erlaubniß keine Zeitung lesen. Aber Fürstliche Polizey-Commission muß doch wohl jene Zeitungen halten um sie zu beurtheilen, ihre sämtlichen Glieder, ja ihre Subalternen werden sie lesen, und andern sollte die Lektüre untersagt werden können?

- 7) daß die angesetzte Strafe zur Hälfte dem, welcher die Anzeige gemacht hat, gehören solle;
Dieses in manchen Fällen manchmal leider nöthige Hilfsmittel die Wahrheit zu entdecken, muß hier in die verhaßte Spionage ausarten.
- 8) daß die Gültigkeit dieser Verordnung mit dem bevorstehenden neuen Jahre ihren Anfang nehmen solle.
Wird auf Serenissimi Entschließung ankommen, ob ein solches Gesetz bestehen, aufgehoben oder suspendirt werden solle.

Aus dem Vorhergehenden fällt deutlich in die Augen, daß diese Verordnung, wenn auch die Quaestio³⁹ an? ob sie gegeben werden solle? höchsten Ortes entschieden worden wäre, weder durchdacht noch gut geschrieben sey, vielmehr durch ihren Inhalt sowohl als durch ihre Form zu vielen Verdrüßlichkeiten Anlaß geben müsse, ohne daß sie den vorgesetzten Zweck zu erreichen geschickt sey.

Es ist bey dieser Gelegenheit in mir der Wunsch lebhaft geworden, man möge sich doch erst recht deutlich machen, wie eine Censur einzurichten? was sie zu thun habe? nach welchen Gesetzen sie zu verfahren und zu richten habe, ehe man durch einzelne Verordnungen sich mehr Schaden als Nutzen bringt. Ich setze zu weiterer Prüfung nachfolgende Aphorismen aus.

Der Staat hat ein Recht, Schriften, die er für gefährlich hält, zu verbiethen;

Er kann daher, die Bücher, die gedruckt werden sollen, zuerst durchsehen lassen und ihnen das Imprimatur⁴⁰ zugestehen oder verweigern.

Er kann von der Gesellschaft der Buchhändler verlangen, daß sie ein Exemplar jedes fremden Buches bey der Censur einreichen; diejenigen, welche er sträflich findet, werden öffentlich bekannt gemacht, die andern stillschweigend erlaubt, und jedermann darf sie besitzen, aufstellen, alt oder neu verkaufen oder verleihen, ohne daß er deshalb in Anspruch genommen werde. Wer mit einem verbotenen Buche Gewerbe treibt oder es sonst circuliren läßt, wird nach dem Gesetze gestraft.

Findet der Staat eine solche Einrichtung nöthig, so bestellt er den Censor unmittelbar.

Niemand darf sich das Censoramt anmaßen, dem es nicht ausdrücklich von der höchsten Obrigkeit übertragen worden.

Selbst die höchste Obrigkeit überträgt nur einem *benannten* Manne oder *benannten* Männern das Censoramt, damit es nicht in ein heimliches Gericht ausartet. Der höchste Censor der ganzen Christenheit, der Magister Sacri palatii⁴¹ zu Rom, Pater Mamachius⁴², schreibt seinen Namen und sein Imprimatur unter jede comische Oper sogut als unter jeden theologischen Tractat, der in Rom gedruckt wird. Er kann einen andern, auf den er Zutrauen hat, ein Manuscript für sich lesen lassen, aber alsdann steht

*Ho letto di commissione del Reverendissime*⁴³

und der Name dieses subdelegirten Censors wird gleichfalls mit abgedruckt, und die katholische Welt weis wer ihr die Unschädlichkeit eines Buches verbürgt, so wie der Catalogus der verbotenen Bücher unter öffentlicher Autorität gedruckt und promulgirt wird.

Auf diese Weise hat die Censur einen Sinn und wird zweckmäßig. Man hindert den Druck gefährlicher Schriften in einem gewissen Landesbezirk; man verhindert die Einführung fremder schädlich gehaltener Bücher. Denn so werden die Bücher eines Fremden der in Rom ankommt auf der Dogane aus dem Koffer genommen und Pater Mamachius, oder einer seiner Subdelegirten sollte sie erst ansehen, ehe sie dem Ankommenden nach einigen Tagen wieder zugestellt werden.

Die höchste Obrigkeit, die eine Censur, einen so hohen Richterstuhl bestellen will, wird gewiß dazu die competentesten Richter

erwählen; sie wird, wie oben schon gesagt, die Personen nennen, auf die sie ein solches Vertrauen setzt, und von denen künftig die Fortschritte in Kenntnissen und Vorstellungsarten aller Köpfe des ganzen Landes abhängen sollen.

Das Censoramt ist ein wichtiges und zugleich beschwerliches Amt. Man kann von einem Censor die ausgebreitete Gelehrsamkeit in dem Fache in dem er richten soll, und eine ununterbrochene Literatur desselben, bis auf den heutigen Tag, verlangen, deswegen Professoren in ihren Fächern gleichsam als Censores nati angesehen werden können.

Man hat von einem Censor eine weite freye Aussicht über die Absicht des Staates, warum derselbe censiren läßt? ein völlig heiteres Urtheil und eine gänzliche Partheylosigkeit zu verlangen: denn eigentl. ist Klugheit die höchste Eigenschaft des Censors. Er verbiethet nicht, was er für böß, sondern was er unter gewissen Bedingungen für schädlich hält.

Findet der Staat eine solche Einrichtung nöthig so wird er sie nach ihrer Würde und Wichtigkeit organisiren; allein man hüthe sich mit unzulänglichen Verordnungen aus dem Stegreife die Menschen verdrießlich und widerspenstig zu machen.

Johann Wolfgang Goethe: Zensur des Buchverleihs durch Eisenacher Polizei im Januar 1795. In: Goethes amtliche Schriften. Bd. 2/1. Weimar 1968, Nr. 80, S. 416–423.

›Volksaufklärung‹

Seit den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts mehrten sich in Kreisen der bürgerlichen Öffentlichkeit die Forderungen nach einer Popularisierung aufklärerischen Gedankengutes jenseits eigener Standesgrenzen. Die sog. ›Volksaufklärung‹ setzte hierzu auf eine Unterrichtung landwirtschaftlich oder handwerklich tätiger, jedenfalls aber lesekundiger Unterschichten vermittels preiswerter Lesestoffe lebenspraktischen Inhalts. Am erfolgreichsten gerieten die Publikationen des Journalisten und Verlegers Rudolf Zacharias Becker (1752 – 1822). Überzeugt davon,

daß ›wahre Aufklärung‹ nichts anderes beinhalte als Hilfe zur ›nützlichen Anwendung seiner Kräfte in seinem Wirkungskreise‹ (vgl. Text 23), erteilte er Ratschläge für alle Lebenslagen: Sachlich-belehrende Texte, anschauliche Abbildungen und unterhaltsame Erzählungen wurden miteinander verknüpft, eine vernunftgemäße Urteilsfindung genauso angemahnt wie sittliche Lebensführung oder ertragsverbessernde Land- und Hauswirtschaft (vgl. Text 24).

Insbesondere Beckers ›Noth- und Hülfsbüchlein‹ fand immensen Absatz und erlebte wenigstens zehn Übersetzungen; noch entsprechende Bemühungen des 19. Jahrhunderts zeigen sich von seinem Verständnis der ›Volksaufklärung‹ beeinflusst (vgl. Text 25 und 26). Eine eigenständige ›Volkskultur‹ vermutete die bürgerlich bestimmte ›Volksaufklärung‹ bei ihren Lesern dagegen kaum je; deren Entdeckung verhinderte eine patriarchalische Besenkungs- und Erziehungsgeste. Insofern verbauten karitative Verbesserungen nicht selten den Weg zu sozialpolitischen Veränderungen (Bauernbefreiung u. a.).

23. Rudolf Zacharias Becker: Versuch über die Aufklärung des Landmannes

Erster Abschnitt. Theorie der Aufklärung.

Das Wort Aufklärung fängt jetzt allmählig an, so wie die Wörter Genie, Kraft, gutes Herz, Empfindsamkeit und andere, in üblen Ruf zu kommen, und dies wird größten Theils von solchen Leuten bewirkt, welche sich die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft wohlschmecken lassen, ohne bey der Hervorbringung derselben selbst mit Hand anzulegen. Es wäre aber in der That nicht gut für die Menschheit, wenn es ihnen gelingen sollte, dieses Wort schon aus unsrer Sprache wegzuspötteln: da in der wichtigen Sache, die es bezeichnet, noch so wenig geschehen; da die Haupttriebfeder der Entwicklung des Menschen, der ihm eigenthümliche Hang zur Vervollkommenung, in den teutschen Staaten, so wie in andern europäischen, entweder noch gar nicht

angespannt oder falsch gerichtet, und da der Kampf der Vernunft mit der Thorheit, des Lichts mit der Finsterniß, noch lange nicht entschieden ist. Die niedrige Selbstsucht mag immerhin über diesen Gegenstand hohl lächeln, so wie über alles was ihr zu hoch ist, oder was sie nicht verstehen will: wer aber seinen Blick von seinen kleinen persönlichen Angelegenheiten bis zum großen Weltall erhebt, und die eigentliche Stelle kennt, die der Mensch in demselben bekleidet, muß die Aufklärung für eines der gemeinnützigsten und rühmlichsten Geschäfte halten, die ein Mann von Kopf und Herz für sein Zeitalter übernehmen kann. Und vielleicht war es noch nie so verdienstlich, als eben jetzt, da die Vernunft nicht bloß mit der Unwissenheit, dem Aberglauben, der Faulheit und der Bosheit, sondern auch mit der Einbildung, daß es schon hell sey, ob es gleich noch finster ist, zu kämpfen hat. Billig sollte daher das schreibende und lesende Publikum wenigstens den Schriftsteller, der es noch bezweifelt, ob Vernunft auch für den Bauer besser sey als Unvernunft, und Flügel besser als Ketten, als einen Verräther des gemeinschaftlichen Interesse, mit einer literarischen Schandstrafe belegen.

Gleichwohl dünkt mich, daß die Zweifel, die man noch täglich über den Nutzen der Volksaufklärung vorbringt, nicht bloß aus der Neigung der kleinern Zahl, die Menge zu despotisiren, sondern noch öfter daher entstehen, daß man sich falsche Begriffe davon macht.

Viele verstehen unter der Aufklärung eine unbestimmte *Vermehrung der Kenntnisse* aller Art, verbunden mit derjenigen Ausbildung der Seelenkräfte und Freyheit von Vorurtheilen, die durch Speculazion und wissenschaftliche Einsichten erworben wird. Sie verlangen von dem aufgeklärten Kopfe eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der physischen, politischen, moralischen und gelehrten Welt. Wenn aber die *wahre Aufklärung* nicht etwas ganz anders wäre, und nicht durch ganz andere Mittel bewirkt werden könnte, als durch gelehrten Unterricht und Vielwisserey: so hätte in der That die Frage: ob es nützlich sey, das Volk bey seinen Irrthümern zu lassen, und ihm geflissentlich neue beyzubringen? nichts ungereimtes an sich, sondern müßte sogar mit Ja beantwortet werden: so gewiß ist es, daß gelehrte Untersuchun-

gen, weitläufige Compilationen, systematische Gewebe einzelner Fächer von Ideen, und überhaupt unsre ganze Art die Wissenschaften zu treiben, den hervorbringenden Theil der Nationen von seiner Bestimmung entfernte, ihn unthätig, und folglich unglücklich machen würde. Denn in unsrer gelehrten Erziehung auf Schulen, Gymnasien und Universitäten, wie sie gewöhnlich ist, werden uns von Jugend auf sowohl eine Menge Wörter und Redensarten, deren Gegenstände uns damals noch fremd sind, als auch ganze Reihen von Ideen ins Gedächtniß geprägt, die mit unserm dermaligen Wirkungskreise in keiner Verbindung stehen. Selbst die Sittenlehre und Religion werden systematisch vorgetragen oder auswendig gelernt, und so neben anderen Wissenschaften im Gedächtnisse in ihr Fach aufgestellt. Unterdessen bekümmert sich selten jemand darum, ob die gesammelten Kenntnisse aus dem Gedächtnisse in das thätige Leben übergehen: sondern der junge Mensch wird in Ansehung seiner Triebe und Leidenschaften meistens nur durch Zwang und Beyspiel geleitet. Er vergißt über der Menge fremder Namen und Sachen, die er lernen muß, sich selbst und die ihn umgebenden Dinge, und gewöhnt sich nicht seine Beurtheilungskraft auf die alltäglichen Geschäfte des Lebens anzuwenden, sondern im Handeln bloß der blinden Gewohnheit und dem sinnlichen Triebe zu folgen. Die erworbenen Kenntnisse betrachtet er in der Folge bloß als Mittel seinen Unterhalt zu verdienen, oder sich einen Namen zu machen; verbindet sie nicht als Triebfedern mit seinen Neigungen, und läßt sich nicht in seinen Handlungen von ihnen leiten. Daher kommt, daß Inkonsequenz ein Haupt in dem Charakter des Jahrhunderts ist, und daß man viel Weltkenntniß, Lebensart, Geschmack und Gelehrsamkeit besitzen, und dabey seine Pflicht als Mensch und Bürger vernachlässigen, ein unangenehmer Gesellschafter seyn, sich niedrigen Ausbrüchen der Leidenschaft überlassen kann. Gesezt aber auch das Studiren würde auf eine der menschlichen Vollkommenheit im Ganzen angemessenere Art betrieben: so ist doch klar, daß anhaltendes Nachdenken, überhäufte Ideenverbindungen und große Übersicht des Ganzen, als das Resultat ächter Gelehrsamkeit, sich nicht für denjenigen Theil der Nation schicke, der sich mit der

Gewinnung der natürlichen und künstlichen Produkte im Detail beschäftigt; und am zweckwidrigsten wäre es den Bauer gelehrt machen zu wollen: aber Gelehrsamkeit ist auch keine Aufklärung.

Eben so sehr wäre es gefehlt, wenn man diejenige Art von Entwicklung des menschlichen Geistes, in welcher es die handelnden Völker und die Großen und Reichen jeder Nation am weitesten bringen, und die man sehr richtig die Verfeinerung des Menschen nennt, mit der wahren Aufklärung verwechseln wollte. Freylich ist der Mensch zum unbegrenzten Genuß der Schätze, welche die Natur im Gebiete seiner Sinne sowohl als seiner Phantasie hervorbringt, gebohren: aber es ist keinesweges die einzige Absicht der Aufklärung, seine Empfänglichkeit für dieselben über die Gebühr zu erhöhen. Nur dann, wenn Unwissenheit, Irrthum oder Bosheit diese Schätze vor unsern Augen verhüllen, oder das Laster ihren Gebrauch vergiftet: so zieht die Aufklärung die neidische Decke hinweg, verscheucht das Laster durch ihren reinen Glanz, und veredelt jeden Genuß.

Die Verfeinerung hingegen arbeitet immer mehr für die Einbildungskraft, als für den Verstand und die Vernunft. Sie verzärtelt das Gefühl für die Annehmlichkeiten und Beschwerden des Lebens, zieht eine größere Anzahl von Dingen in das Gebiet der Empfindung, und vermehrt die Gegenstände des Strebens und Leidens bey dem Menschen in eben dem Maaße, als sie seine körperliche Thätigkeit und Ausdauer schwächt. In der Auswahl dieser Gegenstände richtet sie sich nicht nach den Forderungen der Natur, sondern nach dem zufälligen oder willkürlich geleiteten Gange der bürgerlichen Gesellschaft. Dadurch verwandelt sie den Trieb der Vervollkommenung in Begierde nach den zu jeder Zeit eben geschätzten Vorzügen, den Hang zur Theilnehmung in Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten, das Gefühl seiner Würde in Begierde zu glänzen, und unterwirft den Geist in seinen Äusserungen dem Despotismus der Mode und des angenommenen Wohlstandes, wie den Schnitt des Kleides und Hutes. Conventionele Sitten und Manieren, abgeschliffenes Wesen und äusserliche Höflichkeit vertreten dann die Stelle des gegenseitigen Wohlwollens und der Ergießung des Herzens in

Freundschaft und Sympathie. Das Gefühl der Schönheiten der Natur und der Tugend geht in Künsteley über, und wird in eine ästhetisch-moralische Phraseologie verwandelt. Man spricht und schreibt dann schön, erhaben und gut, und handelt häßlich, niedrig und schlecht; mit der Vorsicht, daß überall die schöne Seite auswärts gekehrt wird.

Auf diese Art leitet die Verfeinerung die Nationen von dem geraden Wege der Natur zur menschlichen und bürgerlichen Glückseligkeit ab, und giebt ihren politischen und moralischen Triebfedern eine falsche Richtung: bis sie mit Beyhülfe ihrer beständigen Begleiter, des Luxus und der Verschwendung, den einzelnen Bürger sowohl als den Staat in eine Art von moralischer Vernichtung stürzt, von welcher die politische nicht gar weit entfernt zu seyn pflegt.

Daß nun diese Art von Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten den Landmann und gemeinen Bürger eben so unglücklich machen würde als die höhern Stände, die von ihm mit Unrecht um ihr glänzendes Elend beneidet werden, bedarf wohl keines Beweises.

Die *wahre Aufklärung*, die alle Klassen eines Volks weiser, besser und glücklicher machen soll, kann also weder durch die Mittheilung wissenschaftlicher Kenntnisse, noch durch die Erhöhung der Reizbarkeit des Empfindungsvermögens *allein* bewirkt werden. Es kommt dabey nicht auf den Umfang und die Menge der Gegenstände an, die der Mensch empfindet, denkt und bearbeitet; sondern auf die praktische Fertigkeit, sich dieselben so richtig vorzustellen, daß keine als zweckmäßige Neigungen, Entschlüsse und Thaten aus den Vorstellungen entspringen. Sie erfordert daher vorzüglich eine gewisse Leichtigkeit, die Eigenschaften und Verhältnisse *derjenigen Dinge* wahrzunehmen, die *auf uns*, und *wir auf sie wirken*, oder die Regel aus den Begebenheiten (*Factis*) zu erfinden, und im vorkommenden Falle wieder auf dieselben anzuwenden: zwey Talente, welche ohnfehlbar mehr durch Übung der Seelenkräfte an den wirklichen Vorfällen des Lebens, als durch die Erlernung wissenschaftlicher Kenntnisse zu einer gewissen Reife gebracht werden.

Ist nun die Frage: wie eine gewisse Klasse der Menschen aufgeklärt werden soll? so ist es nicht genug, Regeln über die Bildung des Verstandes überhaupt zu geben: sondern man muß auch die *Gegenstände* selbst bestimmen, die zur Aufklärung dieser gewissen Classe gehören. In dieser Rücksicht ist sie nichts anders als Übersicht des Ganzen, so daß man jedem Theile desselben seine gehörige Stelle anweist und seinen Werth richtig beurtheilt; oder, welches eben so viel ist – *Übersicht der Verhältniße der Dinge aus dem rechten Gesichtspunkte.*

Diese Verhältnisse interessiren aber das denkende Wesen immer nur in so weit, als sie sich auf seine Glückseligkeit beziehen: folglich gehört zur Aufklärung des einzelnen Menschen bloß die *richtige Kenntniß seines persönlichen Wirkungskreises, im Zusammenhange mit den Ganzen, dessen Theil er ist.* Es kommt dabey nicht auf die Menge der Ideen an, sondern auf ihre Zweckmäßigkeit, auf ihre Verbindung unter einander und auf die Fertigkeit, jede Vorstellung in ihren gehörigen Platz unter eine bestimmte Hauptidee einzuweisen. Und diese Hauptidee kann keine andere seyn, als *der Zweck des menschlichen Daseyns* überhaupt, der besondern Lage des einzelnen Menschen so genau als möglich angemessen. Der Aufgeklärte kennt die Stelle, die er in der Welt, im Menschengeschlechte, in der bürgerlichen Gesellschaft und in seiner Familie, *vermöge seiner wirklichen Kräfte, Fähigkeiten und äussern Lage bekleidet*, so daß er aus derselben den Umfang seiner gesammten Pflichten und Geschäfte übersieht: und seine Vorstellung vom Zweck des Menschen ist keine andere, als die: *daß er durch nützliche Anwendung seiner Kräfte in seinem Wirkungskreise stufenweise immer edler, glückseliger, der Unsterblichkeit würdiger, und der Gottheit ähnlicher werden soll.*

So gemein und alltäglich aber diese Vorstellung zu seyn scheint: so wenig herrscht sie noch zur Zeit wirklich in dem gewöhnlichen Gedankensystem der niedern, so wie der höhern Stande, im Volksunterricht, in der Gesetzgebung, im täglichen Umgange, in den Nationalvergnügungen, und selbst in den Religionsgebräuchen und Übungen der für gesittet gehaltenen Völker; und so lange sie nicht der Mittelpunkt von allem diesem ist,

kann eine Nation auf keine wahre Aufklärung Anspruch machen.

Ich überlasse es dem denkenden Leser, zu untersuchen, ob nicht etwa gerade in diesem Umstande der Grund von allen den Mängeln und Gebrechen der bürgerlichen Gesellschaft liege, denen man durch die positiven Religionen, durch überhäufte Gesetze, und durch die künstlichen politischen und moralischen Institute bisher ohne sonderlichen Erfolg abzuhelfen gesucht hat? Mir ist es hier nur darum zu thun, eine solche Art von Aufklärung vorzuschlagen, deren der gemeine Bürger und Bauer eben so wohl fähig ist als die höhern und gelehrten Stände, der Einfältige und Arme am Geist eben so wohl als das Genie vom ersten Range: und diese Absicht glaube ich durch die eben vorgelegte Theorie erreicht zu haben, deren Ausführung auf der zu hoffenden wirklichen Verbesserung unsrer sämtlichen politischen, religiösen und pädagogischen Anstalten beruhet.

Zweyter Abschnitt. Skizze der zur Aufklärung des Landmanns dienlichen Materialien.

Die Staaten der alten Welt schienen in ihrer Cultur einen andern Gang beobachtet zu haben als die neuern europäischen Reiche. Von der rohen Unwissenheit gelangten jene erst zu einigen Stufen der wahren Aufklärung, welche aber bald aus der Ursache in Verfeinerung und Luxus ausartete: weil ihre Gesetzgeber sich nur eingeschränkte Absichten, nicht die Vervollkommenung des Menschen im Ganzen zum Ziel gesetzt hatten. Der unauslöschliche Trieb der Menschen, immer weiter zu gehen, mußte also ihre Bürger zum üppigen Verfolg dieser oder jener einseitiger Zwecke verleiten, wodurch das Gleichgewicht der politischen Kräfte aufgehoben, und der Umsturz der Verfassung ganz unvermeidlich wurde.

Die *Gothen*, *Longobarden*, *Franken*, und andere rohe und unwissende nordische Völkerschwärme, welche die neuern Reiche in Europa stifteten, vereinigten das Gedankensystem eines ausgearteten, durch die Verfeinerung zu Grunde gerichteten Volkes mit dem ihrigen, und verfielen desto tiefer in Aberglauben, Schwärmerey, geistlichen Despotismus, und gelehrten Unsinn.

Durch die Wiederherstellung der griechischen und römischen Litteratur machte sich ihre Nachkommenschaft die für ihren damaligen Grad der Bildung und für ihre Regierungsformen sehr unschicklichen Einsichten der Griechen und Römer eigen, und erhielt dadurch keine eigne Aufklärung: sondern blos Litteratur und Gelehrsamkeit, unzuverlässige Kenntniß einer fremden Aufklärung. Von dieser sind die *verzehrenden Stände* in der Folge mit starken Schritten zur verderblichen Verfeinerung übergegangen: und die hellesten Köpfe suchen nun den fernern Fortgang derselben zum sittlichen und politischen Tode durch die Aufklärung ihrer Zeitgenossen wenigstens zu verzögern; wofern sie in dem Kampfe mit den mächtigen Feinden der Finsterniß nicht unterliegen. Die *hervorbringenden Classen* aber sind im Ganzen unwissend und roh geblieben, haben von der Gelehrsamkeit blos einige abgerissene Lappen erhalten, womit der natürliche Hang zur freyen Äusserung der Geisteskräfte gefesselt worden ist, und von der Verfeinerung blos die Hefen – Sittenverderbniß, Seuchen und Hunger.

So traurig dieser Schattenriß der Menschheit in Europa aussieht: so trostvoll ist er im Grunde für den theilnehmenden Menschfreund.

Bey den Griechen und Römern hatten die *ganzen Nationen* die oben bemerkten Fortschritte gemacht: es war also der Menschheit bey ihnen nicht mehr aufzuhelfen, als die Verderbniß einmal einen gewissen Grad erreicht hatte. Bey uns im Gegentheile ist die *größte Zahl*, der Bauernstand, aus welchem der Abgang, den die durch den Luxus in den übrigen Classen vermehrte Sterblichkeit nach sich ziehet, immer wieder ergänzt wird, noch ziemlich in seiner ersten Roheit. Es muß leichter sein, Aufklärung in demselben zu verbreiten, als in den gelehrten und höhern Ständen: weil bey ihm weniger Schutt wegzuräumen ist, und mehr ungebrauchte Kräfte vorrätzig sind. Das Gefühl von menschlicher Würde ist bey ihm nicht abgenutzt, sondern noch unentwickelt; weil es in willkührlich angelegten Fesseln liegt. Es bedarf folglich nur eines ersten Anstosses, so wird sich der Trieb der Vervollkommenung von selbst allmählig aus seinen Fesseln herauswinden. Auch arbeiten jezt die meisten Staaten, besonders

unser teutsches Vaterlandes, durch die Verbesserung der Landschulen, der Calender, der Ökonomie, durch Preise für die Betriebsamkeit, ja selbst durch Kameral-Plusmacherey⁴⁴ ohnabsichtlich daran, jenen Funken der Gottheit anzufachen. Wenn nun auch die Seelenlehre und die Geschichte es nicht thun sollten: so wird doch unser tausendfaches erkünsteltes Elend uns endlich einmal davon überzeugen, daß es nicht darauf ankommt, dem unwissenden Landmanne unsre gelehrten Kenntnisse irgend einer Art einzupropfen, oder ihm unsern verfeinerten Geschmack beyzubringen: sondern blos darauf, ihm seine Bestimmung als Mensch und Bauer fühlbar zu machen, und ihn zum Selbstdenken in seinem Wirkungskreise anzuführen, um jene herrliche Erscheinung zu bewirken. Wir werden dabey den heiligen und profanen Aberglauben, der unter ihm herrscht, nicht geradezu angreifen: sondern nur Zusammenhang in sein Gedankensystem zu bringen, seine Denkkraft zur Thätigkeit zu erwecken suchen, und dann – den Erfolg abwarten. Unter diesen Bedingungen halte ich es in der That für möglich, daß, der gegenwärtigen Verdorbenheit der europäischen Staaten ohngeachtet, die wahre Aufklärung noch in demselben Raum gewinnen und sich vielleicht von unten hinauf verbreiten könne; so wie die Verfeinerung die verschiedenen Klassen von oben herunter angestekt hat.

Die zur Beförderung dieser Absicht dienlichen Materialien würden in diesem Falle ohngefähr in folgender Ordnung in der Seele des Landmanns aufgestellt und unter einander verbunden werden müssen.

1) Zuerst verbessere man bey ihm diejenigen Kenntnisse, die sich auf die *Erhaltung des Lebens* und auf die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse beziehen. Man kann dem Bauer in Ansehung seiner Speisen und Getränke, seiner Art zu bauen, sich zu kleiden u. s. w. manchen Vortheil lehren und ihm manche Bequemlichkeit verschaffen, die er jetzt entbehrt, und dadurch in ihm die Begierde erwecken, seinen Zustand durch Fleiß, Arbeit und Nachdenken immer mehr zu verbessern, ohne daß er dadurch üppig gemacht, oder an der zum Ackerbau nöthigen Abhärtung des Körpers gehindert würde. Hier tritt die Naturkunde

ein. Diese bestehe in einer anschauenden Kenntniß der Produkte seiner Gegend, ihres Nutzens für Menschen und Vieh, der Gesetze, welche die Natur bey der Ernährung, dem Wachstume und der Fortflanzung der Pflanzen und Thiere befolgt. Man lehre ihn die Ursachen der verschiedenen Veränderungen und Erscheinungen der Athmosphäre in Beziehung auf die Land- und Hauswirthschaft, gebe ihm Vorschriften die Gesundheit zu befestigen, Krankheiten zu verhüten, kleine Unpäßlichkeiten und Wunden sicher zu heilen. Die richtigern Begriffe werden den entgegengesetzten Aberglauben nach und nach von selbst verdrängen, wenn er nur zu keinem Glaubens- und Gewissenspunkt gemacht wird, und Mißbräuche müssen nicht verboten, sondern durch das Beyspiel des Gegentheils abgeschafft werden.

2) Auf die Sorge für das körperliche Wohl folgen diejenigen *Verhältnisse, die aus dem Triebe zur Fortpflanzung* und den im Menschen mit ihm verknüpften edlern Neigungen des *Wohlwollens* und der *Theilnehmung entspringen*. Man lehre den Landmann die Freuden sowohl als die Pflichten des Ehe- und Elternstandes besser kennen und fühlen, und mache ihm die Vortheile der häuslichen Gesellschaft sinnlicher, besonders in Beziehung auf sein Gewerbe, welches ohne diese nicht bestehen kann. Hierauf lasse man die geselligen Pflichten überhaupt folgen, erwecke in seinem Herzen die Gefühle der Freundschaft und allgemeinen Menschenliebe, und lehre ihn empfinden, wie angenehm es sey, Brüdern wohlzuthun. Man zeige ihm, daß er durch fortschreitende Ausbildung der sanftern Triebe der Menschlichkeit, so wie durch vermehrten Fleis und Überlegung bey allem was er thut, sich immer neue Quellen des Vergnügens eröffnen, seinen Wohlstand vermehren, und sich, bey den höhern Ständen sowohl als bey seines Gleichen, immer mehr Liebe und Achtung verschaffen werde. Die beste Methode ist auch hier Erzählung wahrer Geschichten und wirkliches Beyspiel.

3) *Sein Gewerbe, die Landwirthschaft*, wird ihm nun als *das Mittel* vorgestellt, wodurch er sich alles das vorige verschafft. Es ist folglich das wichtigste und weitläufigste Feld, das in der Aufklärung des Landmanns zu bearbeiten vorkommt, und die hervorbringenden Kräfte der Erde sind so mannichfaltig, daß es

der Betriebsamkeit und dem Verbesserungsgeiste in demselben nie an Gegenständen fehlen wird. Nur muß man immer mehr darauf bedacht seyn, die in den bisherigen Verfahrungsarten eingeschlichenen Fehler und Misbräuche abzuschaffen, und mehr Fleiß, Liebe zur Ordnung, und Nachdenken bey der Arbeit zu verbreiten, als durch Einführung fremder Produkte, Werkzeuge und Bearbeitungsarten, die noch nicht bewährt sind, die Landleute in Projektmacher zu verwandeln.

4) Kennt der Landmann sich selbst, seine Bedürfnisse, Triebe und die Mittel sie zu befriedigen: so zeige man ihm, daß er die Sicherheit seiner Person, seines Eigenthums und Gewerbes, und den ungestörten Genuß aller Nothwendigkeiten und Vergnügungen des Lebens ganz allein *der bürgerlichen Gesellschaft* zu verdanken habe. Man erkläre ihm, was jeder Stand zu seinem Nutzen und Vergnügen beyträgt. Man lehre ihn seine eigene Würde mit allen damit verbundenen Vortheilen fühlen, und vergleiche diese mit den Lasten und Beschwerden, welche andern glücklicher scheinenden Ständen zugetheilt sind. Man entwicke ihm den Nutzen und die Nothwendigkeit der Gesetze, Obrigkeiten und Abgaben, und entwerfe ihm ein Gemälde von dem ganzen Staate und den gegenseitigen Verhältnissen seiner verschiedenen Glieder. Die Hauptepochen der vaterländischen Geschichte, nebst einigen Nachrichten von andern Staaten und ihrer für den Bauer vielleicht drückenden Verfassung, dann von der Erde überhaupt hinzugefügt, werden ihn in den Stand setzen, das menschliche Geschlecht als eine einzige Familie zu betrachten, in der er selbst eine Hauptrolle zu spielen hat.

5) Von der Menschenfamilie und der Erde erhebe nun der Sohn der Natur seinen Blick zu den zahllosen Welten, die er jetzt als goldene Punkte betrachtet. Die Vorstellung von der unermesslichen Summe von Kräften, die, in dem großen Ganzen bis zu den kleinsten Elementen vertheilt, alle auf einen Zweck wirken, wird ihn mit jenem wehmüthigen Gefühl seiner eignen Kleinheit und Schwäche erfüllen, welches vermittelt des Bewußtseyns unsrer unersättlichen Triebe so leicht in Sehnsucht und Hofnung der Unsterblichkeit übergeht. Anbetung des Unnennbaren, der das Ganze schuf und in dieser bewundernswürdigen Ordnung

erhält, auch ihm soviel von demselben zu genießen giebt, wird nun zur herrschenden Empfindung bey ihm. Die Erfüllung aller aus seinen wirklichen Verhältnissen entspringenden Pflichten, die er schon als das einzige Mittel kennt, seine Begierden und Wünsche dauerhaft und ohne Reue zu befriedigen, wird nun *Gottesdienst und Religion – Mittel zu einer höhern Glückseligkeit und Vollendung im ewigen Leben.*

Die Möglichkeit, daß ein solches Gedankensystem in jedem richtig organisirten Bauerkopfe Wurzel fassen und gute Entschlüsse und Handlungen hervorbringen könne, glaube ich nicht weiter beweisen zu dürfen: theils wegen der Gründe, die ich oben schon angeführt habe; theils darum, weil der diesem Stande bis jetzt eigne Mangel an Zusammenhang im Denken, und seine Geneigtheit, widersprechende Dinge für wahr anzunehmen, offenbar bloß daher entsteht, daß die verschiedenen Lehrer, die ihn bilden, einander so häufig widersprechen. Diese sind nemlich, die Geistlichkeit, die Justitz, die Kammer, und der natürliche Trieb zur Glückseligkeit. – Der deutsche Patriot wird jetzt dabey vor allen Dingen wünschen, daß sich diese dazu vereinigen möchten, einmal der Auswanderungssucht, die das Vaterland entvölkert, und seine Verfassung brandmarkt, Einhalt zu thun. – In einer menschenleeren Wüste braucht es keiner Aufklärung.

*Dritter Abschnitt. Ein Mittel, wahre Aufklärung unter den
Landleuten zu verbreiten.*

Die Hauptfrage ist nun: „wie das beschriebene Gedankensystem dem Landmanne beyzubringen sey; so lange nicht die sämtlichen bürgerlichen und religiösen Anstalten, die dem Menschen zu dem machen was er ist, auf diesen Zweck arbeiten?“

Rousseau sagt: „Wäre ich Fürst oder Gesetzgeber so würde ich meine Zeit nicht damit verderben, zu sagen, was man thun solle: *ich würde es thun*, oder schweigen.“ Dieses schmerzliche Gefühl der Unvermögenheit drückt nur denjenigen Schriftsteller, der im Ernst auf die Besserung seiner Zeitgenossen zu wirken sucht. Denn wer sich den Beyfall des Haufens, die Gunst der Großen, oder das Honorarium⁴⁵ zum Ziel setzt, ist der Erfüllung

seiner Absichten immer versichert, wenn er nur mittelmäßige Talente besitzt. Er braucht seine Feder nur dem herrschenden Geschmacke, den Launen, und gelegentlich den Lastern seines Publikums fröhnen zu lassen: so macht er ihm das gesuchte Vergnügen, und erhält den gesuchten Lohn. Wem es aber um die wirkliche Ausrottung des Irrthums, der Thorheit und des Lasters zu thun ist, der sieht seine Bemühungen so selten beherzigt und benutzt, daß er sein Ziel weit über den Vortheil des Augenblicks hinaus setzen muß, um nicht muthlos zu werden. Diejenigen Leser, die sich für aufgeklärt halten, weil sie verfeinert sind, *amüsiren* sich blos mit seinen Einfällen, spotten auch wohl über seinen Ernst; und auf den rohen Landmann kann er nicht wirken, theils weil dieser nicht liest, theils weil seine oben genannten Lehrer in den festgesetzten Schranken ihres oft selbstsüchtigen Systems aus übel verstandener Pflicht stehen bleiben, wenn sie auch für ihre Personen an den Fortschritten des Nationalgeistes Theil nehmen; welches doch nicht immer der Fall ist.

Gleichwohl scheint mir bey der jetzigen Verfassung der bürgerlichen Gesellschaft *ein Volksbuch*, wo nicht der einzige, doch der leichteste Weg zu seyn, dem Landmanne wenigstens diejenigen Materialien der Aufklärung, die er jetzt schon benutzen könnte, die er aber theils nicht kennt, theils aus Muthlosigkeit verschmäht, mitzutheilen und annehmlich zu machen. Es käme nur darauf an, daß es nach der im vorigen Abschnitt entworfenen Skizze ausgearbeitet und so eingerichtet wäre, daß man es dem Bauer leicht in die Hände bringen könnte, und daß er es gern läse.

Weil es nun besser ist, das Wenige zu thun was man vermag, als über dem Vielen, das nicht in unserer Gewalt steht, das Leben zu verseufzen: so habe ich mir vorgesetzt, in meinen Nebenstunden, zum Versuch, ein solches Buch auszuarbeiten. Der Plan ist folgender:

Ich sammle, nach dem im vorigen Abschnitt vorgelegten Leitfaden, diejenigen bisher durch die Erfahrung der Menschenkenner, Naturkundigen, Ärzte und Land- und Hauswirthe *bewährten* Mittel, durch welche den *wirklichen* leiblichen und geist-

lichen Nöthen des Landmannes abgeholfen, und sein zeitlicher Wohlstand sowohl, als seine Zufriedenheit mit Gott und der Welt, befördert werden kann.

Diese Mittel müssen sich folglich so wohl über die *gewöhnlichen* und alltäglichen Plagen und Entbehrungen des Landmanns, denen abzuhelfen ist, als über die *ausserordentlichen* Nothfälle erstrecken, in welche er durch eignen Unverstand, Unwissenheit und Vorurtheil, oder durch die verschiedenen Natur-Begebenheiten und durch seine Lage in der bürgerlichen Gesellschaft geräth.

Es dürfen blos solche Mittel ausgewählt werden, die er selbst anwenden kann: das ist solche, die sich ohne obrigkeitliche Beyhülfe oder Verfügungen, ohne große Kosten, ohne Kenntniß der Wissenschaften und Künste, anwenden lassen.

Es müssen lauter *geprüfte* und *bewährt gefundene* Mittel seyn: damit er durch mißrathene Versuche nicht mißtrauisch gegen das Buch werde: auch müssen sie ihm in einer solchen Gestalt dargeboten werden, daß *er sie gern annimmt und befolgt*.

Ist die Sammlung gemacht, so werde ich über diejenigen Capitel, welche ökonomische Sachen enthalten, mehrere praktische Landwirthe, auch erfahrene Justiz und Cameralbeamten in verschiedenen Gegenden Teutschlandes zu Rathe ziehen, und sie ersuchen, ihr Gutachten über die ihnen vorgelegten Punkte, blos aus *eigner* Erfahrung, nicht aus Büchern oder Erzählung, zu geben. Eben dieses wird in Ansehung der Materien, welche in die Arzneykunde einschlagen, bey verständigen praktischen Ärzten geschehen; und über die geistige Noth der Landleute werde ich mit verständigen Pfarrern aller Religionen zu Rathe gehen. Alsdenn soll eine Auswahl getroffen und das Ganze nochmals der Prüfung einiger praktischen Menschenfreunde unterworfen werden.

Durch diese Operation hoffe ich theils diejenigen Materialien, welche mir zu No. 1 bis 3. des 2ten Abschnitts noch fehlen könnten, zu erhalten, theils dasjenige, was ich selbst dazu gesammelt habe, zu berichtigen, und durch die Erfahrung verständiger Männer zu bestätigen. Die sittlichen Grundsätze und die Regeln des Verhaltens im häuslichen und bürgerlichen Leben, welche

nach obigen No. 4. und 5. in den Plan gehören, werde ich dann an den schicklichsten Orten einzufügen suchen, wo sie vermöge der Ideenverbindung die stärkste Wirkung zu thun scheinen. Der Titel braucht aber es dem Bauer nicht zu verkündigen, daß ihn das Büchlein systematisch behandelt.

Nun wird das Werk erst in das Gewand gehüllt, das es zum Zeitvertreib des Bauers in den Winterabenden, und zum Schulbuche für seine Kinder geschickt macht; und dieses auf folgende Art.

Jeder wichtigen Lehre werden eine oder etliche wahre Geschichten im popularen Ton, wenigstens von Bauersleuten, mit dem Namen der Dörfer, beygefügt, welche den Nutzen der Lehre so klar machen als die Sonne am Himmel, und denjenigen, der sie nicht befolgen wollte, als gewaltig dumm und einfältig vorstellen. Diese Geschichten werden mit Holzschnitten versehen, welche den Erfolg der Handlung mit den auffallendsten Zügen darstellen; der Titel wird roth gedruckt, so daß das Buch in der äusserlichen Form dem *Eulenspiegel* oder dem *hundertjährigen Kalender* gleicht. Auch wird es den Buchbindern zum Aushängen in ihren Boutiquen in Commission gegeben, und kostet geheftet nicht mehr als 4 gr.[oschen], ob es gleich wenigstens ein Alphabet⁴⁶ stark wird.

Dieser Plan läßt sich ausführen, wofern 6000 Exemplare von dem Buche voraus bestellt werden. Da nun Teutschland wenigstens 80000 Dörfer hat: so scheint es kein übertriebenes Vertrauen auf menschliche Großmuth und Theilnehmung zu seyn, wenn ich annehme, daß ihre Besitzer für sechs Tausend derselben das Buch mit 4 gr. kaufen, und es zur Bekanntmachung in die Wirthshäuser niederlegen werden. Der Beyfall, den das Publikum der *moralischen Zeitung*, die ich nach einem ähnlichen Plane für den Bürgerstand und für die Jugend schreibe, bisher gegeben hat, bestärkt mich in diesem Vertrauen. Ich werde daher nächstens eine weitläufige Nachricht von dem Unternehmen durch den Druck bekannt machen, wovon unten in dem *Anzeiger des T.[eutschen] Merkurs* einstweilen ein Auszug steht. Solten mich aber meine Kräfte oder die thätige Unterstützung der Freunde des Guten dabey verlassen: so würde es mich doch

nicht gereuen, Etwas zum besten der zahlreichsten und nützlichsten Menschenklasse versucht zu haben, von welcher Claudius⁴⁷ leider! nicht ohne Grund sagen durfte:

Gehn viele da gebückt und welken
In Elend und in Müh,
Und andre zerren dran und melken
Wie an dem lieben Vieh.

Rudolf Zacharias Becker: Versuch über die Aufklärung des Landmannes. In: Der Teutsche Merkur. August 1785, S. 108–131.

24. Rudolf Zacharias Becker: Noth- und Hülfsbüchlein

DER HERR PFARRER LIEST AUS DEM NOTH- UND HÜLFSBÜCHLEIN

NR. 41. DIE VORSCHRIFT: WAS MAN THUN SOLL,

DASS BEY STERBEFÄLLEN DIE LEUTE NICHT EHER BEGRABEN
WERDEN, ALS BIS SIE TODT SIND.

Man hat leider! gar viele und klägliche Exempel, daß Leute sind begraben worden, welche nicht wahrhaftig todt waren: sondern nur in tiefen Ohnmachten lagen, und scheintodt waren. Ein Mensch ist nämlich nicht gleich todt, wenn er nicht mehr hört, nicht sieht, sich nicht bewegt, und nicht mehr Athem holt. Er kann ganz kalt, starr und steif seyn, und lebt doch noch. Er kann sogar blaue Flecken am Leibe haben und die Augen können ihm gebrochen seyn, und ist doch nicht todt. Solche tiefe Ohnmachten entstehen, wenn das Blut aufhört in den Adern zu fließen, und wenn das Herz und der Puls still steht. Aber da ist der Mensch noch nicht wirklich todt: sondern nur *scheintodt*. Er stirbt alsdenn erst, wenn das Blut in seinen Adern gerinnt, und sich scheidet, wie saure Milch: da geschiehet erst der rechte Tod. Bey jungen Leuten geschieht es nun öfter, als bey alten, daß sie aussehen, als wären sie todt, und sind es nicht. Doch ist zu *Waltershausen in Sachsen-Gotha* auch eine Frau von 70 Jahren wieder erwacht, als sie schon abgewaschen und angekleidet war. Ihr Schwiegersohn wollte mit Hülfe einer Nachbarin die Leiche aus

dem Bette heben. Da sagte die Nachbarin: er solle sie bey der großen Fußzehe anfassen; weil man den Glauben hat, die Todten kämen nicht wieder, wenn man es so mache. Ob nun wohl kein Todter, der wirklich todt und begraben ist, wieder kommen kann: so that es der Mann doch. Und siehe da! was geschieht? Die alte Mutter richtet sich auf, und streckte ihre Arme nach dem Schwiegersohne aus, der vor Schrecken fast zu Boden sinkt. Sie lebte nun noch drey Tage, ehe sie wirklich starb. Diese Frau wäre also gewiß im Grabe wieder aufgewacht, wenn man sie zu bald begraben hätte, welches aber in *Sachsen-Gotha* von der Herrschaft verboten ist.

Die Krankheiten, bey welchen der Mensch so sehr von Sinnen kommen und ohnmächtig werden kann, als ob er todt wäre, sind Schlagflüsse, Stickflüsse, Blutflüsse, fallende Sucht, Starrsucht, Schlafsucht, Mutterbeschwerden, Milzsucht, Darmgicht, Pest. So auch wenn Mütter oder Kinder über der Geburt oder gleich darnach verscheiden, oder wenn die Mutter stirbt, ehe sie gebohren hat, da das Kind noch leben kann. Am öftersten geschieht es aber, wenn Leute, die sonst gesund sind, plötzlich ums Leben kommen, es sey durch innerliche Zufälle, oder durch äußerliche. Daher denn auch ertrunkene, erhenkte, von bösen Dünsten erstickte, vom Blitz getroffene, erfrorne, vor Freuden oder Schrecken gestorbne, schwer gefallne, oder an einer Wunde verblutete Personen nicht für todt, sondern nur für ohnmächtig zu halten sind: bis man ordentlich probiert hat, ob sie noch Leben in sich haben. Auch muß man besonders vorsichtig bey solchen seyn, welche sonst zu Zeiten Ohnmachten gehabt haben.

Es giebt aber kein ganz gewisses Zeichen des wirklichen Todes, als den faulen Todtengeruch, den jedermann unterscheiden kann: und, wenn dieser sich einstellt, fangen die Leichen auch an, zu gähren, so daß der Schaum vor den Mund tritt, und schwarzblaue Flecken am Leibe zum Vorschein kommen. Dieses muß man bey jedem Verstorbenen abwarten, ehe man ihn begräbt: aber länger braucht man nicht zu warten. Wenn sich die Zeichen auch schon etliche Stunden nach dem Absterben einstellen, so ist der Tod doch gewiß.

Damit nun kein Mensch begraben werde, ehe diese Zeichen wirklich da sind, so muß

1) jeder Hausvater, der kein Mörder an den Seinigen werden will, selbst darauf sehen, daß aus seinem Hause keine Leiche eher hinaus getragen werde, bis sie anfängt, nach der Verwesung und Fäulniß zu riechen.

2) Damit man in der Zeit, bis die sichern Zeichen des Todes kommen, die Kranken nicht etwa aus Unvorsichtigkeit ums Leben bringe: so muß man ihnen, wenn es scheint, als wollten sie sterben, ja nicht das Kopfküssen wegziehen. Dieses ist eine sehr schlimme Gewohnheit. Denn, mancher stirbt alsdann, weil das Blut mehr nach dem Kopfe zu treibt, an einem Schlagflusse, der sich wieder erholt hätte, wenn man ihm das Kopfküssen gelassen hätte.

3) Man muß einen Kranken, mit dem es wirklich aus zu seyn scheint, doch nicht gleich den Augenblick aus dem Bette nehmen, und wenns Winter ist, aus der Stube hinausbringen: sondern man muß ihn 3 bis 4 Stunden noch im Bette warm zugedeckt lassen.

4) Ist ihm nun beym Absterben allmählig die Nase spizzig worden; sind ihm die Schläfe eingefallen, die Augen tief in den Kopf gesunken, die Ohren kalt geworden; ist die Haut auf der Stirn hart und gespannt, und die Farbe schwarz oder bleich geworden: so mag man ihn nach 3 oder 4 Stunden abwaschen und aufs Stroh legen, und nun warten, bis der faule Todtengeruch kommt, ehe man ihn begräbt.

5) Sieht aber ein Verstorbener im Gesicht noch ziemlich unverändert aus, oder ist er schnell gestorben; so muß man ihn nicht eher aus dem Bette nehmen, bis man probirt hat, ob noch Leben in ihm sey, und ob es wieder erregt werden könne? Deswegen muß man auch den Arzt oder Wundarzt nicht abweisen, wenn die Kranken todt zu seyn scheinen: sondern man muß diese vielmehr nun erst herbeyrufen, daß sie zusehen, ob es der rechte Tod ist, und in zweifelhaften Fällen anordnen, wie man die Proben machen soll. Sind diese gemacht und helfen nicht: so wartet man mit der Beerdigung doch noch, bis die oben beschriebenen Zeichen des Todes, nemlich der Geruch und die

schwarzblauen Flecken kommen; wenn es auch mehrere Tage dauern sollte.

6) Müssen die Tischler oder Schreiner, welche die Särge machen, wenn sie Meister werden wollen, sich von einem von der Obrigkeit dazu bestelltem Arzte unterrichten lassen, daß sie die rechten Kennzeichen des Todes unterscheiden lernen. Eher müssen sie das Meisterrecht nicht erhalten, bis sie ein Attestat von dem Arzt bringen, daß sie dieses verstehn. Alsdenn muß man sie darauf verpflichten, daß sie es sogleich bey der Obrigkeit anzeigen, wenn sie bey m Maaßnehmen zum Sarge finden, daß die verstorbene Person vielleicht nur in einer Ohnmacht liegen könne. Auch dürfen sie den Deckel zum Sarge nicht eher abliefern, bis die Leiche anfängt, zu riechen.

7) Es muß in jeder Gemeinde eine gewisse Frau von der Obrigkeit des Orts dazu bestellt seyn, die Todten abzuwaschen, anzukleiden und mit Hülfe des Tischlers in den Sarg zu legen. An vielen Orten nennt man eine solche Frau die Todtenfrau, an andern die Seelfrau. Diese muß nun eine verständige Person seyn, und muß auch zu unterscheiden wissen, ob ein Mensch wirklich todt sey, oder vielleicht nur in einer tiefen Ohnmacht liege? Und so muß man auch verständige Leute zu Todtengräbern nehmen, welche davon Bescheid wissen.

8) Es ist ein löblicher Gebrauch, auf dem Gottesacker die Särge, ehe sie eingesenkt werden, noch einmahl zu öffnen, und die Todten von den Begleitern anschauen zu lassen, um destogewisser zu seyn, daß sie todt sind; nur darf es nicht geschehen, wenn sie eine ansteckende Krankheit gehabt haben. Der Pfarrer kann dabey sprechen: *Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet: so ist sie nimmer da; und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.* (Ps. 103. V. 15. 16.)

Rudolf Zacharias Becker: Noth- und Hilfsbüchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauer-Geschichte der Einwohner zu Mildheim. Fünftes Capitel. Neue verbesserte Auflage. Gotha 1799, S. 15–19.

25. Karl Hohnbaum an Karl Barth⁴⁸ in Rom

Hildburghausen, d. 17 Febr. 1818

Obleich Ihr letzter Brief, mein lieber Barth, aus einem Miserere zum Gloria⁴⁹ wird, wenn ich das Ende mit dem Anfang zusammenhalte, so haben doch die Gefühle, welche jenes in meiner Seele erweckte, bey mir die Oberhand behalten und ich bin dadurch nicht nur aufs Innigste bewegt worden sondern das Bild, was Sie mir darin von Ihrer unglücklichen äußeren Lage gegeben haben, hat mich mehrere Tage unablässig verfolgt und mir nicht eher Ruhe gelassen, bis ich einen Gedanken aufgefunden hatte, der mir einigermaßen einen günstigen Erfolg versprach. Ich habe diesen Gedanken ausgeführt; habe ich dadurch Ihr Zartgefühl beleidigt und nicht in Ihrem Geiste gehandelt, so vergeben Sie mir; was ich gethan, geschah in guter Absicht. Ich habe nemlich an die Fürstin Taxis geschrieben, ihr vorgestellt wie Sie durch falsche Hofnungen auf Zahlung getäuscht, den größten Theil Ihres Reisegelds zugesetzt hätten und sich jetzt in Rom in Geldverlegenheiten befänden. Meine Absicht war, sie dahin zu stimmen, Ihnen directe einige Unterstützung zu fliesen zu laßen und hätte sie das gethan, so sollte Ihnen meine Mitwirkung verborgen bleiben; da sendet sie mir aber heute inliegende 10 Ducaten, wodurch ich genöthiget werde, Ihnen die ganze Sache zu verrathen. Ob es gleich wenig ist (sie entschuldiget sich darüber, daß sie jetzt nicht im Stande sey, mehr zu geben) so ist es doch Dankes werth und reicht doch vielleicht hin, Sie größeren Verlegenheiten zu entheben. Auch hat es mich gefreut, daß ich dadurch Ihrer guten Mutter einen Theil der Sorge um Sie habe vom Herzen nehmen können. Hoffentlich finden Sie bald Gelegenheit, sich bald selbst weiter helfen zu können, wenn Sie umso mehr bekannt seyn werden, und mit Arbeit, weiser Benützung der Zeit und Sparsamkeit kommt man weit in der Welt. Obgleich ich keine Ursache habe, zu glauben, daß Ihnen eine dieser Tugenden fehle, so glaube ich doch zuweilen bemerkt zu haben, daß Sie das Vertrauen auf Gott und seine Allmacht, vermöge welcher er den Menschen aus der mißlichsten Lage des Lebens, da wo er es am wenigsten vermuthet, zu ziehen vermag, verleite,

die Gelegenheit zur Selbsthilfe zu versäumen und zu unbesorgt über die Schicksale des kommenden Tages, das was man heut zu Tage: Speculiren (ein schlechtes Wort und eine schlechte Sache, wenn sie zu weit geht) nennt, ganz von der Hand weisen. Beurtheile ich Sie recht, so haben Sie unrecht. Es kommt alles darauf an, *wie* man dieses Speculiren treibt und *zu welchem Zwecke*. Die Welt ist einmal ein großes Leihhaus, in welches jeder geben und aus welchem er nehmen muß, um nicht ganz hinten an gesetzt zu werden und am Ende auch die Mittel zu dem Guten, was er wirken könnte, zu verliehren.

Was Sie mir über Roms Künstler schrieben, hat mich sehr angezogen und in mir lebhaft den Wunsch erregt, unter ihnen zu seyn und mich an ihnen und ihren Werken zu erwärmen. Ich denke mir ihren Verein als eine kleine Republik in der sichs gut leben muß und in welcher man gerne einen Theil seiner Liebe für's Vaterland, wo es jetzt immer unbehaglicher und beengter wird, aufopfert. Wirklich scheint das bischen Freyheit, was wir uns durch die blutigen Kriege der letzten Jahre errungen, vollends zum Teufel zu gehen und ein allmählig wachsender Despotismus, der den Menschen Herz und Mund verschließt, an ihre Stelle zu treten. In Weimar hat das Fest auf der Wartburg was am 18 Oct. von den dortigen Studirenden gefeyert worden, und die dadurch veranlaßten Schriften, großes Aufsehen erregt. Ein Oesterreichischer und Preußischer Commißaire sind dafür abgeschickt worden, um die Sache näher zu untersuchen und Einschränkungen der Preßfreyheit zu veranlaßen. Oken in Jena, der eine Beschreibung dieses Burschenfestes in seiner Isis abdrucken last, wurde das Blatt confiscirt, er selbst zu 6wöchentlichem Vestungsarrest, Erstattung aller Kosten etc. condemnirt.⁵⁰ Kotzebue, der Verfaßer eines elenden Zeitblattes, in welchem er alles Gute, nach dem Höheren strebende, begeistert, sendet dem Kaiser von Rußland Berichte über teutsche Literatur. Einer dieser Berichte ist aufgefangen und in Ludens Nemesis und Wielands Volksfreund aufgenommen worden. Das Heft jener Zeitschrift, in welchem es enthalten, ist gleichfalls confiscirt und der Volksfreund gänzlich untersagt worden.⁵¹ – Ohngeachtet dieser ungünstigen Zeitverhältnisse haben auch wir hier, außer mir

Nonne⁵², mein Vater u. a. angefangen, ein Volksblatt unter dem Namen: Dorfzeitung herauszugeben. Schon die ersten Blätter, die wie ein Lauffeuer durch die ganze Gegend besonders in den Dörfern bey den Bauern umherliefen, haben uns die Aufmerksamkeit der höheren Behörden zugezogen. Unter anderm ist darin gesagt: die Bauern läsen jetzt nichts als Regierungsblätter, die fiengen an: Wir von Gottes Gnaden etc. befehlen Euch, ihr Bauern, ihr sollt geben, und endigten: bey Vermeidung der Execution etc. Wenn nicht Bibel und Gesangbuch wären, so verlernten Sie das Lesen wohl ganz. In unserem Blatte solle nichts von allen dem, nichts von Steuern u. s. w. vorkommen etc. Das lief gewaltig wider. Wahrscheinlich bringen wir's damit nicht bis zum künftigen Jahre. Indeßen was schadet es. Wird uns das Maul gestopft, so schweigen wir eben, mit allen übrigen. Ich habe oft gewünscht, Sie wären hier; eine kleine bildliche Darstellung am Rande würde sich zuweilen gut schicken.

Von meinem Vater viele herzliche Grüße, desgleichen von Frau und Kindern. Die Ihrigen sind wohl! Leben Sie wohl, lieber Barth, ich muß für heute schließen um noch ein paar Worte an Freund Rückert⁵³ zu schreiben und die Post nicht zu versäumen.
Ihr treuer Freund

CH[ohnbaum].

N. S. So eben erhalte ich noch inliegenden Brief der Fürstin Taxis an den Maler Rehberg, dem Sie darin empfohlen sind. Ob Ihnen die Empfehlung angenehm seyn mag oder nicht; Sie müßen ihn doch übergeben. Ein zweiter Brief von ihrem Leibarzt Schäffer an den Arzt Weigel wird folgen.

Den Brief an Freund Rückert bitte ihm einzuhändigen, oder nachzusenden, wenn er schon nach Neapel abgereist seyn sollte.

Brief Karl Hohnbaums an Karl Barth in Rom. Hildburghausen, 17. Februar 1818. In: Stadtarchiv Hildburghausen, Inv.-Nr. 5455.

26. Dorfzeitung. Sonnabend, den 2. Januar 1819

Ein Neujahrsbrief.

Es bleibt bei'm Alten, lieber Herr Schulz; Er und Seine Gemeinde schreiben die Dorfzeitung auch im neuen Jahre fort und ich, der Dorfzeitungsschreiber, lese sie und lasse Einiges davon drucken, gebe auch mitunter etwas von dem Meinigen, wenn's nöthig ist, z. B. während der Schnitterndte. Ich kann's Ihm und Seiner Gemeinde gerade nicht verdenken, wenn's Euch Freude macht, daß Eure Waare, nämlich die Zeitung, Käufer gefunden hat; aber stolz braucht Ihr mir deswegen nicht zu werden. Auch dem ehrlichsten Kaufmann passirt's, daß er einmal einige Bohnen schlechtern Kaffe unter den guten mischen muß, wenn er ihn los werden will. Braucht Euch deswegen auch gar nicht zu entschuldigen und etwa zu sagen, Ihr hättet das Beste noch für Euch behalten, und im nächsten Jahre würdet Ihr erst damit herausrücken. Es ist doch nicht wahr. Sagt's lieber gerade heraus, Ihr hättet's leicht besser machen können, wenn Ihr's hättet machen wollen wie die Schelmen; bekanntlich macht's den Schelmen nicht viel Mühe, Besseres zu geben als sie selbst haben, weil sie es stehlen; Ihr aber hättet Euch kaum getraut, einmal etwas recht Gutes zu borgen; von den Welthändeln aber sey gar nichts von Euch; die mache Einer, der's seit manchen tausend Jahren in der Übung habe und das Ding besser verstehe, als Ihr.

Bei mir aber muß Er sich bedanken, wohlachtbarer Herr Schulz und College, daß ich, als ich in diesem Jahre zuerst (1818 Nr. 1.) an Ihn schrieb, ausdrücklich sagte: „vorausgesagt und versprochen wird nichts; wem die Zeitung nicht recht ist, der braucht sie nicht zu lesen.“ Da ist leicht Wort halten, wenn man nichts versprochen hat. Nur höflicher, wenn's Ihm anders recht ist, wollen wir jetzt seyn, und lieber sagen: wem die Zeitung nicht recht ist, der mache sie besser, oder sage, was ihm nicht recht ist.

Die Dorfzeitung kostet 1819 nicht mehr als 1818, weil Seine Gemeinde ihre Schulden noch nicht ganz bezahlt hat; wer eine für seine Frau hält, bekommt sie wohlfeiler. Daß Er die Zeitung schreiben und auch bezahlen soll, braucht Er sich nicht wundern zu lassen. Bei einer lateinischen Zeitung, die in Jena verkauft

wird, haben sie die gute Einrichtung lange schon gemacht, und es hat sich's auch sonst mancher gescheidte Mann einen Thaler kosten lassen, sich gedruckt zu sehen.

Ich hab' gehört, lieber Herr Schulz, Er hätte Bedenken wegen der Vettern u. dergl., die böse werden könnten, und fürchte sich, daß es ihm so gehe, wie jenem – ich denke es war ein Bader, der in einer großen Gesellschaft Einen auf die Füße getreten, und während er sich mit vielen Bücklingen vorn entschuldigte, hinten schon den Zweiten getreten hat und indem er sich auch da entschuldigt, den Dritten, und so fort. Ich denke, drum ist's am besten, man geht ohne sonderliche Bücklinge gerade aus; wenn die Vettern keine Narren oder Schurken sind, werden sie immer bald wieder gut.

Er denkt vielleicht, weil's morgen Neujahr und Er Schulz ist, so würde ich heute in zierlichen Versen Ihm und der Frau Schulzin und der ehrsamem Gemeinde Glück wünschen. Er ist mir auch aller Ehren werth, Herr Schulz, aber die Neujahrswünsche hat mir schon als kleinem Jungen ein Pfarrer verleidet, und heute am letzten Tage im Jahre habe ich Anderes zu thun als zu gratuliren. Da habe ich meine Rechnung abzuschließen mit dem alten Jahr, mit den Menschen und dem lieben Gott, und es macht mich immer gar wehmüthig, wenn ich sehe, wieviel die alle bei mir gut haben, zumal der liebe Gott, und höre ich dann neben mir vollends die leisen Töne einer Mutter:

„Mutter geht durch ihre Kammern,
Räumt die Schränke ein und aus,
Sucht und weiß nicht was mit Jammern,
Findet nichts als leeres Haus.

Leeres Haus, o Wort der Klage,
Dem, der einst ein holdes Kind
Drin gegängelt hat am Tage,
Drin gewiegt in Nächten lind.

Wieder grünen wohl die Buchen,
Wieder kommt der Sonne Licht,
Aber Mutter laß dein Suchen,
Wiederkommt dein Liebes nicht!“

da stehen dann Viele um mich herum, die ich doch vergeblich suche, und ich weiß, wem ich ein fröhliches, fröhliches Neujahr wünsche.

Nun leb' Er wohl und grüße Er Seine Gemeinde.

Am letzten Tage des Jahres 1818.

Sein Freund
der Dorfzeitungsschreiber. [...]

Welthändel.

In dem Herzogthum Hildburghausen ist der erste Landtag, welcher nach der vor Kurzem der Landschaft gegebenen neuen Gestalt gehalten wird, nunmehr auf den 26 Januar ausgeschrieben worden.

Schon während des Congresses zu Aachen verbreitete sich das Gerücht, die von Sachsen abgerissenen Theile würden wieder an ihren angestammten König zurückfallen. Nachher wurde es wieder still davon. Jetzt besonders nach der Durchreise des Kaisers Alexander erneuert sich das Gerücht, daß wenigstens die Stifter und Thüringen wieder zu Sachsen kommen sollten.

In Rom sind Kanonen erfunden worden, die *von hinten* geladen werden, wodurch die Gefahr beim Laden, besonders auf Kriegsschiffen sehr vermindert wird. Es wundert mich, daß man die Erfindung nicht in Oberschnappel gemacht hat, wo man sonst alles von hinten anfängt.

Das herzogl. Amt Hildburghausen bemerkt, daß es in Nr. 52 d. DZ., Zeile 13, genauer hätte heißen müssen: „aus verschiedenen Dörfern des *Herzogthums* Hildburghausen,“ indem in dem *Amt* Hildburgh. keine Gemeinde- und Kirchen-Rechnungen unerledigt seyen. Gern und der Wahrheit gemäß wird dieses hiermit angezeigt und berichtet.

Der Dorfzeitungsschreiber.

Die Dorfzeitung auf das Jahr 1819 kann für die Hildburghausen nahe gelegenen Orte bei der unterzeichneten Buchhandlung, für entferntere bei jedem Postamte bestellt werden. Vierteljährliche Hefte werden auf Verlangen auch durch alle Buchhandlungen

versendet. Der Preis ist vierteljährlich 30, auf feines weißes Papier 36 Kreuzer.

Kesselringische Hof-Buchhandlung in *Hildburghausen*.

Dorfzeitung. 1. Blatt. Sonnabend, den 2. Januar 1819. Hg. Karl Ludwig Nonne u. a. Bd. 1. 1818, S. 1–4, hier S. 1–2; 4.

Umgangsformen

Einige wenige Jahrzehnte vor und nach 1800 erbrachten bedeutende Umbrüche auf politischem, gesellschaftlichem und kulturellem Gebiet. Mit dem Historiker Reinhart Koselleck kann man von einer ›Sattelzeit‹ sprechen, in der sich die untergehende Vergangenheit zur anbrechenden Gegenwart wandelt. Solch einschneidende Veränderungen blieben auch den damaligen Zeitgenossen nicht verborgen: Merkwürdig beunruhigt und geradezu seismographisch registrierten vielgelesene Gesellschaftsblätter wie das ›Journal des Luxus und der Moden‹ (vgl. Text 6) die tiefgreifende Umwälzung des ›Alten‹ zum ›Modernen‹ auf allen Gebieten des täglichen Lebens.

27. Über alte und moderne Sprach-Sitte

HONOR DI BOCCA, ASSAI VALE!⁵⁴

Wir nennen die Sprache cultivirter Menschen, in so fern sie Geschmack und Eleganz im Ausdruck verbinden, modern. Schon diese Wort Bezeichnung führt auch die Idee, oder doch derselben ziemlich nahe, daß auch der Geist der *Mode* Einfluß auf die Sprache haben, und in derselben sich thätig erzeigen dürfte. Es bedarf nicht vieler Anstrengung, um wahrzunehmen, daß er sich wirklich im Allgemeinen thätig darinn erzeuge. Aber fleißige Sammlungen der besondern Sprach-Modificationen in verschiedenen Provinzen Teutschlands, und treffende Bemerkungen über die z. B. von 10 zu 10 Jahren wahrgenommenen Unterschiede in den Wendungen des Conversations-Ausdruckes in verschiedenen Distrikten des nördlichen und südlichen Teutsch-

lands fehlen uns noch gar sehr. Folglich gebricht uns noch größtentheils der Stoff zu Vergleichungen, welche für den philosophischen Beobachter neuerer Cultur gewiß nicht uninteressant seyn würden. Hier sind einige Beyträge, welche aus den vordern Reichs-Kreisen Teutschlands gesammelt sind. Wenn von mehreren Gegenden ähnliche Fragmente einliefen, und von Zeit zu Zeit fortgesetzt würden, so dürfte ihre Zusammenstellung in wenigen Jahren entscheidend brauchbar seyn.

Die Art und Weise, wie unsre Zeitgenossen in verschiedenen Ständen sich unter einander im Umgang anreden, ist sehr verschieden. *Du, Er, Ihr* und *Sie* mit ihren angehängten Nenn- und Zeit-Wörtern mischen sich mit sonderbar beliebten Nüancen durcheinander. Ceremoniel⁵⁵ und Gefälligkeit haben aber in diesem durcheinanderlaufenden Wirrwarr selbst eine gewisse Ordnung ausstudirt, die jedoch nicht allgemein gültig, noch von bleibender Dauer ist; und über welche sich nur in den vordern Reichs-Kreisen Teutschlands folgende Bemerkungen ergeben.

1) *Du*

ist die Anrede des Vaters an sein Kind, der Geschwister unter einander, der Ehegatten, (jedoch bey diesen schon mit Ausnahme), übrigens die Anrede recht guter Bekannten, sonderlich in niedrigen Ständen, der Schüler, der Bauern, Jugend durchaus.

Der gnädige Freyherr spricht zu seinen Leibeigenen und Dorfs-Unterthanen auch *Du*, aber schon sehr mit Einschränkung und vielen Ausnahmen. Ehedem war's anders.

Eben so auch mit Herrn und Knechten überhaupt. Ehedem wurde jeder Knecht geduzt. Nun reden sie die meisten Herrn mit *Ihr* an. Auch zur Magd spricht die Frau *Ihr*, und nur bey langer Bekanntschaft oder in ganz niedrigen Ständen wird das Gesinde geduzt.

Gemeine Juden müssens noch fast überall leiden, daß sie durch *Du* erniedriget werden. Der Knecht und die Magd kanns ressentiren, d. i. füglich Empfindlichkeit darüber auslassen, wenn ihm das drückende *Du* aufgehalsset werden will; aber der Jude nicht.

2) *Ihr*.

Ehedem sprach der Ritter zum Ritter *Ihr*, im 16ten Jahrhundert noch durchgängig, im 17ten noch größtentheils. Gegenwärtig ists, wie gedacht, die gemeine Sprache des Herrn zu seinem Diener, der Frau zur Magd, sodann aber auch des Bürgers zum Bauern, des gemeinen Manns zu Unbekannten von unscheinbarem Anzug, des Handwerkers zu seinem Gesellen.

Übrigens aber fängt hier bereits eine sehr feine Distinction an, über die sich kaum im allgemeinen etwas schreiben läßt. Die Oberen classifiziren in der Idee, ziemlich conventionell, auf eine ganz eigene Weise die Ansprüche der verschiedenen niedrigeren Stände auf *Er* und *Ihr*. Die Oberen sollen uns hier nicht Freyherrn, und Dynasten bedeuten, sondern wir rechnen damit Magistrats- und Canzley-Personen, Officiers, angesehene Kaufleute und Künstler von Distinction in Eine Classe. Diese sämmtlich sprechen mit dem Landmanne, mit dem Kärner, mit dem gemeinen Fuhrmanne, mit dem Mieth-Kutscher, mit dem Gärtner, mit dem gemeinen Soldaten, mit dem Wintzer in der Anrede durch *Ihr*. Aber der Handwerker und Professionist wird fast durchgängig mit *Er* vorzugsweise unterschieden. Allein auch Bediente erhalten nach und nach diese Ehre. Nicht nur der, an den sie mit Ausrichtungen abgeschickt werden, nennt sie so, (denn das ist allgemein), sondern auch die eigene Herrschaft stimmt immer mehr den stolzen Ton herab, und honorirt den Diener mit dem erfreulichen *Er*, an das dieser in sonstigen Zeiten niemals einen Anspruch hatte. Gar viele andre Leute, welchen sonst überall blos *Ihr* zukam, merken sich dieses, und streben nach ähnlichem Vorzuge. Hiedurch werden viele Professionisten veranlaßt, auch ihre Gesellen auf eben solche Art zu beehren, und damit entziehen sich denn auch diese immer mehr und mehr der Region, in welcher *Ihr* regiert. Aber es geht noch weiter!

3) *Er und Sie*.

Beinahe ist *Er* ein Merkmaal vom *Meister*-Recht. So heißt der Handwerker nicht nur seinen Mit-Genossen in der Innung; sondern auch jeden andern Handwerker ausser seiner Zunft, *Er*.

Eben so sprechen aber auch Obere mit Handwerkern. Auch schon der geringe Krämer heißt nicht mehr *Er*, auch der Wirth nicht mehr; wenn er nicht eine sehr gemeine Schenke hat, oder etwa bloß Bier-Wirth und Bierbrauer ist. Denn diese kommen im Weinlande selten zu Ehren.

Unter den Handwerkern kommen die Gold- und Silberschmiede, die Uhrmacher, die Perukiers⁵⁶, die Seidenwürker, nach und nach zu dem Vorzuge des *Sie*'s. Bader und Balbirer ringen ebenfalls nach dieser Ehre, und sie wird auch ihnen immer leichter zu Theil, je mehr sie Chirurgie mit ihrem Handwerke verbinden, oder sie doch damit zu verbinden immer dreister durchgehends vorgeben. Doch reden obrigkeitliche Personen noch vielfältig Leute dieser Stände nach dem alten Schlage mit *Er* an. Der Pfarrer spricht zu dem Schulmeister und Küster *Er*; auch der gemeine Bürger noch öfters ebenso. Jeder lateinische Informator und öffentliche Schullehrer, (wäre er auch ein noch so Kopf und Geld armer Wicht), würde sich dadurch höchlich beleidigt achten, und seine Ansprüche auf *Sie* werden auch für rechtsgültig anerkannt.

Policey-Diener und Amts-Knechte heisen in der Ordnung *Er*. Wenn aber der Bürger ihrer bedarf, wenn er in Executions-Nöthen ist, oder um eine Gunstbezeugung wirbt, oder um ein Ämtchen ambirt, so begrüßt er in aufrichtiger Herzensangst den Nachtreter des ersten Rath's bis zum untersten Schergen und Büttel mit *Sie*.

Bekanntlich giebt's in Schwaben und am Rhein viele sogenannte *Schreiber*, (deren Charakter schon in mehrern neuen Schriften hinlänglich geschildert worden ist, die hie und da auch Substituten, oder Canzlisten heißen); diese müssen sich noch großen Theils das *Er* gefallen lassen; doch entledigen sich auch diese in zunehmender Ausdehnung des bemeldten ihnen verächtlich dünkenden Alloquiums⁵⁷.

Edelleute und Freyherrn (adeliche Damen beygerechnet), glauben sich sonderlich berechtigt, mit dem so glücklich unterscheidenden *Er* ganz nach freyer Willkühr um sich werfen zu dürfen. Auf ihren Gütern und Landsizen wehrt's ihnen auch niemand. Der Amtmann, der Gerichtshalter, der Pfarrer, der Hofmeister,

der Sekretär, der Krämer im Dorf ist ihr ungestört unterthäniger *Er*. Das ist einmal so rechtliche Observanz! Aber, (was Gewohnheit nicht vermag)! gar öfters trägt sich's zu, daß Edelleute auch ausser ihren Landsizen in allerley Verhältnissen mit Geistlichen, mit Advocaten, mit Ärzten, mit Hofmeistern und Schul Lehrern in Städten, mit Handelsleuten und Künstlern in Gespräch und Unterhaltung gerathen, daß sie derselben benöthigt sind, und sie öfters lange um sich haben müssen, und daß sie sich auch da noch – des angenommenen *Er's* nicht sofort entwöhnen können. Darüber ereignen sich vielmals gar eigene Scenen. Zumal Juristen und Ärzte ertragen diese Erniedrigung am wenigsten, und bringen sie am ehesten dreist zur Sprache; worauf dann meistens nicht sowol beliebige, als vielmehr schleunige Remedur geschafft wird, und geschafft werden muß, weil der gnädige Freyherr gar vielfältig der Hülfe des Arztes und des Juristen nothwendig bedarf, und in der Enge keinen andern Ausweg sieht, als – durch ungesäumte Abänderung seiner *Landessprache* sich ein förmliches Dementi zu geben. – Es ist aber nicht in Abrede zu stellen, daß seit ohngefähr 5 bis 6 Jahren der Ton der Adelichen gegen Bürgerliche sich sehr herabgestimmt habe. Das Beyspiel des Kaisers, dessen gefällige Sprache gegen seine hohe und niedre Räthe und Officianten neuerlich gar zu deutlich, und eben so bestimmt in der Hinsicht auch *Er* und *Sie* in öffentlichen Blättern gerühmt worden war, veranlaßte unläugbaren Eindruck und Beschämung, und die Unschicklichkeit des gegenseitigen Betragens, auf welchem der Ahnenstolz an sich zu beharren Lust hatte, fiel forthin allzusehr auf, um nicht wirkliche Änderungen zur Folge zu haben.

Weiter! Wenn ein Handwerksmann in ein Gericht, z. B. zur Feldschau, oder in einen Rath erwählt wird, so hört die Anrede *Er* gegen ihn mit einemmal auf, und er heißt von nun an lebenslang: *Sie!* – und ferner dazu nicht mehr, *Meister*, sondern *Herr*. Überhaupt aber verliert sich im allgemeinen das *Er*, so wie der *Herrn*-Titel zunimmt; und dieser nimmt *sehr* zu, auch bey Personen, die nicht den mindesten Anspruch auf obrigkeitliche Ämter machen. Vor zwanzig Jahren noch stemmte man sich gar gewaltig gegen dergleichen neue Anmaasungen, aber jezt will alles

Herr heißen, und es wird auch vielen Handwerkern dieser ehrenvolle Titel wirklich ohne Anstößigkeit ertheilt. Sonderlich arbeiten sich unsere *Schneider* fast an allen Orten zu bemeldtem Vorzuge sehr glücklich empor; doch gelings ihnen und andern ähnlichen Emulanten⁵⁸ durchaus leichter und früher in großen Städten, als in kleinen.

– *Er* ist aber nicht blos Ausdruck zu Rang-Bezeichnung, sondern auch Ausdruck von *Vertraulichkeit*. Alte Bekannte auch in vornehmen Ständen sprechen daher öfters mit einander in der dritten Person. In den Gegenden gegen die Schweiz zu, (wie zum Theil in der Schweiz selbst) nennen sogar Mädchen von Cultur und Erziehung einen Fremden oder Reisenden, wenn er in ihrer Familie introducirt⁵⁹, und darinn nur etwas bekannt worden ist, *Er*, welches einem Ausländer oft äusserst auffällt. „Will *Er* mir die Arie spielen? – Tanzt *Er* gern Walzer?“ – heißt es oft schon im dritten oder vierten Gespräch.

Eben dieses Ausdrucks der Vertraulichkeit bedienen sich auch Gattinnen gegen ihre Eheherrn gar häufig; besonders in Gesellschaften, wenn sie freundlich und gefällig erscheinen wollen. Dagegen spricht auch der Mann zu seiner ehelichen Hälfte auf gleiche Art in der dritten Person: „Höre sie, sie ist sehr vergeßlich! bestelle sie mir u. s. w. – Mehrentheils liegt bey dem Gebrauche dieser Sprach-Wendung eine gewisse Ironie oder Laune versteckt, die aber durchaus nichts beleidigendes an sich hat, sondern blos ganz leichthin an etwas erinnern solle. So bizarr dieses Unkundigen scheinen mag, so ists dennoch wahr, daß durch oftbenanntes *Er* gar vielmals eine gewisse Nüance in Lob und Tadel, zu Mäsigung des Stolzes und dennoch zu Schonung der Eigenliebe, angebracht wird, welche mehr von beugsamer Gewandtheit, als von steifer Rohheit zeugt, und diejenige Verhöhnung und Verurtheilung nicht verdient, wozu Fremde blos aus Ungewohnheit oft verleitet werden.

Noch ist nöthig, von der modernen Einführung des höflichen *Sie's* in die Sprache der Eheleute, oder vielmehr von dessen Beybehaltung in der Ehe, einiges zu erwähnen. In Schwaben, in Bayern, und am Rheine ist noch die alte Sitte allgemein, daß

Eheleute, vornehme und niedrige, sich duzen; doch zeigen sich hie und da einzelne Ausnahmen, besonders in verschiedenen Revieren und Städten in der Pfalz, und weiter hin am Mayne, und in Hessen; und hie und da gehört es bereits wirklich zum vornehmen Tone, oder wird doch zu rechtlicher Politur gerechnet, im ehelichen Umgange, das *Sie* beyzubehalten. Der größere Theil des Bürgerstandes hält es noch zur Zeit für übertriebene Eleganz, und spottet darüber. Dieß hat einen anonymen Schriftsteller im vorigen Jahre veranlaßt, eine Diatribe über diesen Zwist herauszugeben, unter dem Titel: *Sie über Du!* – worinn er die Frage erörtert, in wie weit die Sprache des gefälligen Umgangs in der Ehe fortzusetzen sey? und gar aus psychologischen Gründen zu erweisen sucht, daß Eheleute in cultivirten Ständen *Sie* zu einander sprechen sollten! Ich bin nicht der Meinung des Verfassers; ich halte verschiedene Räsonnements seines Werkchens für gezwungen, und bin in der Hauptsache mit dem natürlichen Glauben des Bürgerstandes einstimmig. Aber bey alledem muß man diese Schrift für ein merkwürdiges Paradoxon erkennen, und ich möchte die psychologische Deductionen darinn für keine Auswüchse verdorbener oder überfein gesponnener Einbildungskraft erklären. Es ist sehr treffend und wahr, was der Verfasser gegen das Geschrey von Unnatürlichkeit, das fast bey jedem neuen Phänomen unsrer Cultur erhoben wird, in einer sehr nervichten Sprache sagt; es zeugt von durchdringender Kenntniß des menschlichen Geistes, und dessen nothwendig mannichfaltiger Richtung in verschiedenen Zeiten, was er weiter von dem Stande der Politur, in dem wir einmal stehen, von dessen allgewaltiger Fortrückung, von der Kraft conventioneller an sich willkürlicher Sitten- und Sprach-Receptionen, und von der Aufhebung und Aufwägung des anfangs fühlbaren Zwangs durch die bemeldte Receptionen selbst, analytisch deducirt. Auch werden, in der Beleuchtung des Sujets an und für sich, für das *Sie* mehrere starcke Gründe vorgebracht, an welche gewiß wenigstens tausend trozige Verehrer des alten *Du* nicht gedacht haben, und von welchen wir nicht wissen können, ob sie nicht unsern Enkeln behaglicher vorkommen dürften als uns! Vielleicht befremdet es diese einmal, ehe noch dreisig Jahre verge-

hen, wie man nur gegenwärtig darüber noch habe zwistig und streitig seyn können, das *Sie*, das zwischen Verliebten und Verlobten ohne Anstößigkeit allgemein gültig ist, in der Ehe für abgeschmakt zu erklären! Vielleicht wendet sich alles zum Gegentheile. Wir können das nicht wissen. Auf jeden Fall aber ist gewiß hübsch und klug, bey dergleichen Verschiedenheiten der Meinungen, sich nicht ungebärdig zu zeigen, und fein tolerant zu seyn.

Da ich einmal vom *Du*, *Er*, *Ihr* und *Sie* disserire, so dürfte es, dünkt mich, nicht ausser meinem Wege liegen, ein Paar Worte von dem stolzen *Wir*, der sonderbaren Erfindung des ungenügsamen Egoismus, beyzufügen. Schon vor dem Zeitalter Kaiser Justinians, des Gesetzgebers, schon vor 1300 Jahren also, kam die Gewohnheit auf, daß Kaiser und Könige in der mehrern Zahl von sich sprachen. Lange war dieß aber ein Vorrecht blos der höchsten Würde. Erst vor einigen Jahrhunderten riß der Mißbrauch ein, daß auch mindermächtige Dynasten im teutschen und gallischen Reiche sich beygehen liesen, eine gleiche Sprache zu führen. Wir wissen, wie weit sie noch im Canzley Style gültig ist. In mündlicher Rede enthalten sich, so viel uns bekannt ist, große und kleine Herrn in unsern Tagen dieser Ausdehnung der Ichheit. Zu Anfange dieses Jahrhunderts war's noch nicht also!

Aber eine wahre Sonderbarkeit, die mir von ganz zuverlässigem Munde erzählt worden ist, muß ich zum Schluß noch anführen. In der Gegend des Klosters *Schönthal*, an der Grenze von Franken, (in der Gegend, in welcher Göz von Berlichingen gelebt hat, und begraben liegt), spricht der gemeine Mann, wenn er bestimmt von sich selbst redet, nicht *Ich*, sondern *Wir*; und zwar nicht nur wenn er einen Nachdruck auf seine Persönlichkeit legen will, sondern auch überhaupt in andern Verbindungen. „*Wir* sind nicht da gewesen! *Wir* wissen's nicht! – *Wir* haben ihn gesehen“ u. d. m. durchaus anstatt: *Ich*.

Es wäre wohl einer Erkundigung werth, ob sich etwa auch anderwärts in Teutschland, in der bürgerlichen Umgangs-Sprache, vielleicht selbst in Städten dergleichen Anti-Egoisten befinden?

[Friedrich Justin Bertuch:] *Über alte und moderne Sprach-Sitte, und Art, sich in verschiedenen Ständen mit Unterschied anzureden.* In: *Journal des Luxus und der Moden.* Bd. 2. November 1787, S. 363–374.

Weimar. Ein zeitgenössischer Reiseführer

Spätestens seit den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts übte Weimar eine beinahe magnetische Anziehungskraft auf Künstler und Kulturreisende ganz Europas aus. In einen literarischen, meist von bekannten Autorinnen wie Karoline von Wolzogen (1763 – 1847; vgl. Text 45), Amalie von Helvig-Imhoff (1776 – 1831; vgl. Bd. 3, Text 127 – 129) und Johanna Schopenhauer (1766 – 1838; vgl. Text 35) geführten bzw. besuchten Salon der Stadt eingeladen oder gar von den schriftstellerischen Berühmtheiten Johann Wolfgang Goethe, Friedrich Schiller (1759 – 1805; vgl. Bd. 3, Text 90 u.ö.), Johann Gottfried Herder, Christoph Martin Wieland und Jean Paul Friedrich Richter (1763 – 1825; vgl. Bd. 3, Text 128) persönlich empfangen zu werden, galt als unvergeßliches Erlebnis und geschätzte Auszeichnung. »Reiseführer« durch Weimar wie derjenige des Philosophen Joseph Rückert (1771 – 1813) halfen, entsprechende Vorhaben zu verwirklichen. Bezeichnenderweise entgingen auch deren Verfassern die erheblichen Spannungen am »Weimarer Musenhof« (vgl. Text 18 – 20) nicht.

28. Joseph Rückert: Bemerkungen über Weimar

Diese Geisterstadt gehört seit mehreren Jahren unter die merkwürdigsten und anziehendsten Städte Deutschlands. Sie bildet den Gipfel des deutschen Parnasses⁶⁰ mit seinen obersten Göttern, die sich hier zu einem glänzenden Kreis versammelt haben. Fast alle Musen wohnen an diesem schönen Ort einheimisch, wie auf ihrem mütterlichen Boden, und haben sich, und ihren Freunden, hier gegen die Barbarei der Zeit und ihrer Feinde

längst ein schützendes, jetzt vielbesuchtes Asyl* erbaut. – Jeder Freund des Schönen empfindet den geheimen Geisteszug nach den Mauern dieser kleinen wunderbaren Stadt, in der sich, wie auf einer freundlichen Zauberinsel, alles vereinigt findet, was das Leben schön und liebenswürdig macht. Jean Paul Richter sagt in einer seiner Schriften: „Zuerst will man in die nächste Stadt, dann nach Weimar, dann nach Italien.“** Dieser letztere Schritt ist freilich ein Sprung, und er ist es nicht gerade deswegen, weil Jean Paul den Schritt macht, sondern um der Proportion willen; da man von der nächsten besten, kleinen oder großen Stadt Deutschlands in jenem Sinne ebenfalls nur durch einen Sprung nach Weimar kommt.

Man hat bisher so mancher ausgezeichneten Stadt den stolzen Namen des deutschen Athens beygelegt. Weimar, dem es nie einfiel, sich ihn zuzueignen, ist dieses Ehrentitels in mehr als einer Rücksicht würdig. – Eben die Kunst-Freiheit, eben den Kunst-Enthusiasmus, eben die Kunst-Schule, und eben jene feinere Bildung bis zum Manne herab, der am Thor sitzt, – eben jenen Geister Andrang, eben die zahlreichen Wallfahrten aus fernen Gegenden und Ländern, und endlich eben den feinern Luxus, eben den fantastischen fröhlichen Sinn des Volks, wie in dem alten Athen, findest du in dieser kleinen Stadt.

„Und durch welches Wunder ist Weimar zu Athen geworden?“ fragst du mich erstaunt. – Durch die Liebhaberei einer Fürstin. Die Neigungen der Großen sind wunderthätig im Guten wie im Schlimmen; und es ist billig, daß die Menschheit durch die Neigung der Einen hier wieder gewinnt, was sie durch die Neigung von 10 und 100 anderen nah und fern verloren hat, und noch täglich verliert. Einer solchen glüklichen Neigung seiner ehemaligen Regentin nun hat das neue Weimar alle seine jetzigen Vorzüge und Reitze zu verdanken. Und wer kennt sie nicht die große, vielbesungene Mezänatin Wielands, Herders, und Göthes, die Herzogin *Amalie*? Sie veredelte zuerst durch den milden Hauch

* Erst seit kurzem haben sich wieder Falk und Merkel dahin begeben.

** Und wo *dann* hin? – Ach! unsere Sehnsucht geht über den Erdball hinaus, und wir suchen uns hier nur schöne Gegenden aus für unsere Reise.

der schönen Künste, die sie in jene Stadt rief, die Sitten und den Geschmack der rohen Einwohner; versammelte einen Kreis edler Geister um sich her, gründete eine Schule der Kunst und des guten Geschmacks, und überhaupt die erste Stufe jener Höhe der Kultur, auf der jezt Weimar alle übrigen Städte Deutschlands überglänzt.

Wieland, Göthe und Herder, diese strahlende poetische Dreieinigkeit auf dem deutschen Parnasse, sind vielleicht nur durch diese fürstliche Aspasia⁶¹, was sie sind. Sie erlöste Wielands Genius aus dem engen Käficht einer Professur in Erfurt, in welcher er durch seine ökonomischen Umstände eingesperrt schmachtete, rief ihn mit dem Titel eines Prinzen-Erziehers unter ihre Augen nach Weimar, gab ihm nach kurzer Zeit alle seine Muse, nebst 1000 Rthlr. jährlicher Pension, verdoppelt zurück, gab ihm Reiz und Beifall, und – der große Mann ward. Fast eben so war es mit Herder; und wenn auch Göthe dieser edeln Fürstin sein Daseyn und politisches Glück in Weimar nicht zu danken hat, so ist er ihrer stillen Mitwirkung doch gewiß einen großen Theil seiner jetzigen hohen poetischen Ausbildung schuldig, wie ich weiter unten zu zeigen Gelegenheit haben werde.

Nach jener ersten großen und glücklichen Pflanzung auf dem Boden Weimars blieben unter dem Auge des jezt regierenden Herzogs, Karl August, die Künste mehr ihrem eignen Wachsthum überlassen; und dieses letztere war so wunderbar gesegnet, daß Weimar gegenwärtig noch an 30 Dichter und Dichterinnen allein in seinen Mauern singen hört – der übrigen Künstler, die da selbst wohnen, und ihre Zahl jährlich vermehren, nicht zu gedenken. Demohngeachtet fand man in dieser großen Bücherfabrik noch vor kurzem keinen ordentlichen Buchhandel, und nur einen einzigen Kunstverlag. Es ist aber blos die schöne freie Muse, die der Genius hier, wie sonst nirgend in Deutschland genießt, der Magnetismus einiger großen Männer, und der kunstbelebende, kultivirende Einfluß ihrer Nähe, was den Musensohn so mächtig an diesen Ort zieht, und fesselt, und was bey dem bloßen Andenken an sie, von ihrem Mittelpunkte aus, wie ein elektrischer Schlag sich entfernten Geistern mittheilt. Nichts ist

für den Menschen so anziehend als Freiheit, in welcher Gestalt sie auch erscheinen mag, im bürgerlichen Gewande, oder mit dem Flügel der Kunst. [...]

Musen

Frau v. Wohlzogen, Kammerherrin, die Verfasserinn der *Agnes von Lilien*, eine Dame von ungewöhnlicher Geisteskraft. Sie ist Schillers Schwägerin. In ihrem fast düstern Äussern verräth sich der einnehmende holde weibliche Genius kaum. Ihr Gemahl ist derjenige, welcher als Gesandter unlängst in Petersburg die Verlobung des Erbprinzen von Weimar mit der russischen Prinzessin einleitete.

Fräulein *v. Imhof*, die jüngste und schönste unter den weimar'schen Musen. Jeder Leser des Schiller'schen Almanachs kennt diese liebliche Dichterin. Als sie ihr neustes Gedicht, „die Schwestern von Lesbos“ ihren Freunden und Freundinnen im Manuskripte vorlas, wurde Jean Paul, der mit unter den Zuhörern war, von den Schönheiten des Gedichtes so bezaubert, daß er mit Enthusiasmus ausrief: „bisher hatten wir nur *Dichter*, jetzt besitzen wir auch eine *Dichterin!*“ Diese liebenswürdige Dichterin bildete sich von zarter Jugend auf im Stillen, und stand mit schönen Gaben anspruchlos hinter dem Schleyer der Bescheidenheit verborgen, bis Schillers Kennerblick, an einem Gelegenheitsgedichte derselben, die freudige Entdeckung machte, und die junge erröthende Muse aufmunternd vor das Publikum führte. Sie ist vor Kurzem zur Hofdame bei der Herzogin Regentin ernannt worden.

Frau *v. Berlepsch*⁶², die bekannte Dichterin, wohnte seit einiger Zeit wieder in Weimar bei ihrer Tochter, die an einen dortigen Offizier verheyrahtet ist. Diese reizende Hebe, und Spätrose gehört unter die enthusiastischen Verehrerinnen Jean Pauls, den sie in Leipzig und Weimar öfters besuchte. Man sagt, sie gehe nach Schottland.

Frau *v. Kalb*⁶³, Majorin, die Verfasserin einiger bekannten kleinen Gedichte, eine sehr philosophische Dame, und vertraute Freundin Jean Pauls. Auf ihrem Tische sieht man des Letztern Schriften und Fichte's Wissenschaftslehre verträglich neben ein-

ander liegen. Man sagt, sie habe es durch ihre große Gewalt über ihren geliebten Dichter bei ihm dahin gebracht, daß er die griechische Sprache erlernte, um die Meisterstücke der Helenen im Originale lesen zu können. Das wirksame Mittel dessen sie sich hierzu bediente, soll in nichts Geringerm bestanden haben, als daß sie ihm bis dahin, wo er jene Sprache erlernt habe, ihr Haus verbot.

Und dies wären dann die Götter und Göttinnen des berühmten weimar'schen Parnasses, deren Anzahl noch jährlich durch neue Ankömmlinge anwächst. Man sollte glauben, dieser volkreiche Helikon⁶⁰ ertöne von einem gemeinschaftlichen Konzerte freundschaftlicher, liebender Stimmen und Melodien. Aber das ist nicht so. Keine Stimme singt in die Laute des Andern; Jeder singt nur in seine eigne, sitzt dort einsam in dem Schatten eines Baumes, kehret dem Andern den Rücken und weis nichts von ihm. Mit andern Worten: so innig verwandt diese Geister sich gröstentheils durch ein gleiches Streben, durch gleiche Kunstliebe sind; so ungesellig und getrennt leben sie doch unter einander, gleich Insulanern. Ein einziger, sehr vermischter Klub versammelt sich wöchentlich einmal in dem Hoffjäger'schen Hause, wobei aber aus der gelehrten Republik gewöhnlich nur Hr. Bertuch und Hr. Böttiger allein erscheinen. Auch bei Göthe arbeitet sich von Zeit zu Zeit eine kleine Gesellschaft zusammen und höret Vorlesungen an, die die Mitglieder über verschiedene Gegenstände sich hier zu halten pflegen, so daß auch hier dem eigentlichen heitern Umgange nur wenig Zeit geweiht ist.

Die drei Matador's, Wieland, Göthe und Herder, erscheinen selten in ihrem glänzenden Kleeblatt vereint. Diese Großen scheinen sich, wie Elephanten, in der Nähe zu hindern und sich nebeneinander nur unbequem bewegen zu können. Ohne Zweifel sind hieran mehr ihre ganz heterogene Naturen schuld, die sich wechselseitig mehr abstoßen als anziehen. Wenigstens scheint dies zwischen Wieland und Göthe der Fall zu seyn. Kommen beide an einem dritten Orte zusammen, so sagen sie sich zum Erbauen der Zuschauer um die Wette Komplimente, eilen aber, die Unterredung abzukürzen. In der That empfinden beide Gei-

ster einen tiefen Respekt vor einander. Göthe ließ, besonders in seinen frühern Jahren kein Werk ohne „des Vaters“ Censur drucken. Eine beinahe abergläubische Meinung hegt Wieland vor Göthe's Genie. „Er kann was er will! und wenn's ihm jetzt einfällt etwas unaussprechlich Schönes zu machen, so setzet er sich hin und macht es eben!“ dies ist der Ton in welchem er von Göthe spricht.

Harmonischer stehn Wieland und Herder einander gegenüber. Göthe's festes Wesen ist für Wielands sanften, humanen Geist zu anmaßend und trotzig. Herders weicherer Genius befreundet sich weit inniger mit dem Wieland'schen. Zwischen beiden großen Männern waltet daher auch äusserlich eine gewisse Freundschaft, und ihre Familien sehen sich oft in ihren Häusern. Wieland liebt Herders Schriften, und erbaut sich besonders gern in den Religions-Werken desselben, worinn zum Theil heftig gegen den Kantianismus verfahren wird. – Göthe war der erste und blieb bisher der einzige in Weimar, der sich zugleich mit Schillern für die Fichte'sche Wissenschaftslehre erklärte. Auch scheint er mit dem jenaischen Dichter allein auf einem vertrauten Fuß zu leben; sonst geht er allein, wie der Löwe. Und hiermit schließe ich dann, indem ich mich neige, den glänzenden Schriftstellertempel von Weimar mit seinen Heiligenbildern, Madonnen und Engelsköpfen wieder, und schlage mich auf der Schwelle, als ein guter Katholik, ablaßflehend auf die verehrende Brust, sollte ich mich auf dem kritischen Stationswege, den ich meine Leser führte, leichtlich oder, – was ich jedoch nicht hoffe – schwerer an einem derselben versündigt haben. Wenigstens war es nur meine Absicht, in dieser Kirche zu opfern; und mein Herz flammte rein, als ich hineintrat.

[Joseph Rückert:] Bemerkungen über Weimar. In: Der Genius der Zeit. Zwanzigster Band. Mai bis August. Altona 1800, S. 5–9; ders.: Fortsetzung der Bemerkungen über Weimar. In: Der Genius der Zeit. Ein und zwanzigster Band. September bis December. Altona 1800, S. 555–560.

Bürgerliche Geselligkeit.

›Mittwochs-Kränzchen‹ beim ›Olympier‹

(1801/1802)

In vielen (Residenz-) Städten des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelte sich aus einem Bedürfnis identitätsstärkender Kommunikationssuche abseits adeliger Hofgesellschaften das Phänomen der sog. ›bürgerlichen Geselligkeit‹. Auf ständisch gänzlich ungebundenen Zusammenkünften (größeren Gesellschaften, kleineren Zirkeln, exklusiven Clubs u. a.) mit teils festen, teils spontan anberaumten Terminen und Treffpunkten sorgten die Anwesenden dabei in behaglichem Ambiente selbst für kunstsinnige oder gesprächsintensive Unterhaltung. Weimar machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Berühmt waren Herzogin Anna Amalias Teeabende (1775 – 1805), die Freundschaftstage Luises von Göchhausen (1790 – 1800) oder Johanna Schopenhauers Teeabende (1806 – 1813). Auch Johann Wolfgang Goethe sammelte in Freitags- (1791 – 1797) oder Mittwochs-Gesellschaft (1805 – 1820) wiederholt FreundInnen und Gleichgesinnte um sich. Sein ›Cour d'Amour‹, auch ›Mittwochs-Kränzchen‹ genannt (1801/1802), scheiterte dagegen rasch an J. W. Goethes Förmlichkeit und einem Konkurrenzunternehmen des Komödiendichters August von Kotzebue (1761 – 1819; vgl. Text 13 – 15), dem sog. ›Donnerstags-Kränzchen‹.

29. Goethes Cour d'Amour

[...] Hegte Goethe wirklich die Meinung, er könne sich durch solche Mittel vor lästigem Andrang schützen, so irrte er sich gewaltig. Denn, nach wie vor, war und blieb er das Ziel, theils wohlwollender, theils feindseliger Bestrebungen, die in den wunderlichsten Schattirungen hervortraten und das kleine Weimar zu einem grossen Turnirplatze machten, auf welchem unzählige Lanzen in Scherz und Ernst für und gegen den mächtigen Zauberer Merlin – wie Goethe sich selbst benannt hatte – gebrochen wurden. Öfters erhitzten sich die Streitenden so sehr, dass selbst parteilose Zuschauer harte Stösse erlitten, die sie mit-

ten in die Kampfbahn schleuderten, und zur Theilnahme an den obwaltenden Kämpfen zwangen. So erging es unter anderen auch *mir*, trotz aller Vorsicht mich weit davon entfernt zu halten. Bevor ich aber in meiner Erzählung fortfahre und die Veranlassung einer Fehde berichte, in welche ich ganz ohne meine Schuld verwickelt wurde, muss ich zwei Männer bezeichnen, die, obgleich sie in der literarischen Welt eine Rolle spielten, doch nicht zu der Elite der weimar'schen Gelehrten gerechnet werden durften, – nämlich Böttiger und Kotzebue.

Diese beiden gegenseitig befreundeten Schriftsteller konnten sich rühmen, das Wunder der Übereinstimmung bei den Notabilitäten des deutschen Athens bewirkt zu haben, weil sie von allen Theilen gleichmässig gehasst und verfolgt wurden.

Wodurch Böttiger in so hohem Grade die allgemeine Missgunst seiner Brüder in Apoll sich zugezogen, konnte ich mir nicht erklären, da ich in ihm nur den gutmüthigsten dienstfertigsten Polyhistor sah. Vielleicht lag die Ursache der gegen ihn herrschenden feindlichen Stimmung darin, dass er der gelehrteste Vieltwissender war, welcher Jeden, der sich eines wissenschaftlichen Verstosses schuldig machte, auf die Finger klopfen *konnte*, – und dies auch mit geheimer Schadenfreude *that*.

Was Kotzebue anlangt, der damals nur auf kurze Zeit wie ein Zugvogel in seiner Vaterstadt sich niedergelassen, so *begriff* ich nicht allein, sondern ich *theilte* auch den Widerwillen, den seine unerträgliche Eitelkeit und boshaften Ausfälle jedem rechtlichen Menschen einflössen mussten. Zwar konnte man ihm weder Talent, noch Witz und Kenntnisse absprechen; ebenso wenig liess sich leugnen, dass er ein guter Sohn und Gatte, und ein angenehmer Gesellschafter sei, – letzteres jedoch nur so lange, als seine Eigenliebe durch nichts verletzt ward, was bei der hohen Meinung, die er von sich selbst hegte, nur zu oft sich ereignete. Hinsichtlich seines Charakters glich Kotzebue einem schwankenden Rohre, das in stiller Luft stolz das Haupt erhebt, sich aber bei jedem Windstosse demüthig niederbeugt. Dieser Mangel an Festigkeit gab seinen Handlungen, wie seiner politischen Meinung jene zweideutige Färbung, die sich in allen Epochen des abenteuerlichen Lebens dieses Mannes deutlich offenbarte

und ihn zu einem gefährlichen Menschen machte, der, ohne eigentlich böse zu sein, viel böses stiftete, da sein unruhiger Kopf stets mit dem guten Herzen davon rannte, und überall, wohin er sich wenden mochte, die unseligsten Streitigkeiten erregte, was er leider! durch einen schmähhlichen Tod büßen musste.

Bei seinem damaligen Aufenthalte in Weimar ging Kotzebues eifriges Bestreben nur dahin, hier, wo man ihn früher wenig oder gar nicht beachtet hatte, eine glänzende Rolle zu spielen. Dies war mit Geld, woran es ihm nie fehlte, leicht zu bewerkstelligen, da Reichthum keineswegs zu den Vorzügen der Weimaraner gehörte und Viele derselben es sich gern gefallen liessen, von dem splendiden Glückspilze fêtirt⁶⁴ zu werden. Man schmauste behaglich an seiner wohlbesetzten Tafel und ergötzte sich an den mannigfachen Zeitvertreiben, die der erfindungsreiche Wirth zur Unterhaltung seiner Gäste ersann, ohne an die Folgen zu denken, die der Umgang mit einem Manne von Kotzebues Charakter nach sich ziehen konnte.

Eine innere Stimme, die mich allzeit richtig leitete, wenn ich ihr Gehör gab, warnte mich vor jeder nähern Beziehung zu ihm, und wäre diese nicht übertäubt worden von dem Zureden einzelner Freunde, vorzüglich aber durch die Zuvorkommenheit und den liebenswürdigen Eifer, womit seine Gattin zweiter Ehe sich um meine Freundschaft bewarb, so hätte ich mir vielen Ärger und Verdruss ersparen können. Da dies aber nicht der Fall war, so gerieth ich ganz gegen meine Überzeugung mitten in das rege Treiben, das in ihrem Hause herrschte, und konnte, ohne die holde Frau zu beleidigen, mich nicht mehr daraus zurückziehen.

Sonderbarer Weise schien grade in jener Zeit auch bei Goethe der Sinn für den geselligen Verkehr wieder zu erwachen. Man sah ihn jetzt weit häufiger als sonst, ja, selbst an Orten, die er früher nie mit seiner Gegenwart beehrt hatte. Hiezu gehörte u. a. auch seine Erscheinung in der kleinen Mansarden-Wohnung der Hofdame von Göchhausen, wo sich an den sogenannten *Freundschaftstagen* eine buntgemischte Gesellschaft zum Frühstück versammelte. Das Auftreten des olympischen Jupiters, wie man Goethe scherzweise nannte, wollte zwar Anfangs dem hier vereinten lustigen Völkchen nicht sonderlich zusagen; als er sich

jedoch weit heiterer und herablassender, denn seit vielen Jahren bezeugte, verschwand allmählich die durch seine Nähe veranlasste Scheu und man gab sich ohne Rückhalt der guten Laune hin, zu welcher der köstlich bereitete Mocca auf dem Kaffeetisch der geistreichen Wirthin alle Besucher ermunterte, welche letzteren sich gleichsam dazu verpflichtet fühlten, die harmlosesten und anmuthigsten Scherze als Dankopfer auf den Hausaltar des kleinen boshaften Genius loci⁶⁵ darzubringen.

Eines Morgens, an welchem sich zufälliger Weise ausser mir nur noch einige Freundinnen bei der Göchhausen zum Dejeuner eingefunden hatten, da die übrigen Mitglieder der Gesellschaft anderwärts versagt waren, stellte sich auch Goethe ein und äusserte seine Zufriedenheit darüber, dass er heute Hahn im Korbe sei. Hierauf erklärte er, dies käme ihm recht gelegen, weil er schon längst den Wunsch gehegt, ein vernünftiges Wort mit uns im Vertrauen zu sprechen, – und doch brachte er nur die extravagantesten Dinge vor, die uns desto mehr überraschten, als die meisten von uns ihn noch nie in einer solchen Stimmung gesehen, und wir uns nunmehr erklären konnten, wie anziehend und liebenswürdig er in früherer Zeit gewesen sein müsse, bevor er die ihm jetzt eigene pedantische Steifheit angenommen hatte. In seiner lebhaften Unterhaltung kam er, wie man im gemeinen Leben sagt, vom hundertsten in's tausendste, und endlich auch auf das, was er das Elend der jetzigen gesellschaftlichen Zustände nannte. Mit den grellsten Farben schilderte er die Geistesleerheit und Gemüthlosigkeit, die sich gegenwärtig überall, besonders aber im geselligen Verkehr, bemerklich mache, und hob dagegen das ehemalige gesellige Leben in kräftigen Zügen hervor. Während er hierüber wie der Professor auf dem Katheder docirte, erhitzte er sich mehr und mehr, bis er endlich seinen ganzen Zorn über den Teufel der Hoffarth ergoss, der die Genügsamkeit und den Frohsinn aus der Welt verbannt, dagegen aber die unerträglichste Langeweile eingeschmuggelt habe. Man müsse, meinte er, mit vereinten Kräften gegen diesen bösen Dämon zu Felde ziehen, sonst würde derselbe noch weit mehr Unheil stiften, und gleich auf der Stelle wolle er uns den Vorschlag machen, wir sollten zur Erheiterung des nah bevorstehenden

traurigen Winters einen Verein bilden, wie es deren in der guten alten Zeit so viele gegeben habe. Wenn nur ein Paar *gescheite* Leute den Anfang machten, dann würden die Übrigen schon nachfolgen, – und sich plötzlich zu mir wendend, setzte er hinzu, indem er mir seine Hand reichte: die Wahrheit seiner Behauptung würde sich sogleich bestätigen, wenn ich ihn zum Partner annehmen und den Anderen mit gutem Beispiel vorangehen wollte. – Obgleich mich dieser Antrag überraschte, so hielt ich denselben doch nur für das Aufblitzen einer schnell vorübergehenden muthwilligen Laune und würde es für die lächerlichste Prüderie gehalten haben, nicht in den Scherz einzugehen. Ich legte also unbedenklich meine Hand in die seinige, und belachte den Eifer, womit er die anderen anwesenden Damen aufforderte, jede von ihnen möge sich gleichfalls einen *poursuivant d’amour*⁶⁶ erwählen, denn unser Verein müsse nach der wohlbekanntenen Minnesänger-Sitte eine *cour d’amour*⁶⁷ bilden, und auch so genannt werden, indem der Name die poetische Tendenz desselben und die Zwanglosigkeit bezeichne, die unter den Mitgliedern herrschen solle. Ob übrigens Amor seine Rechte bei den Letzteren geltend machen könne und dürfe, möge der Macht des kleinen schelmischen Gottes überlassen bleiben.

Goethes Aufforderung hätte eigentlich unsre Wirthin wegen ihres Alters und ihrer Missgestalt beleidigen können, wäre die sogenannte *gute Dame* nicht schon längst an unzarte Behandlung gewöhnt gewesen, und hätte sie nicht bereits eine zu grosse Virtuosität in der Kunst, sich selbst zum Besten zu haben, erlanget, als dass sie sich davon verletzt fühlen sollte. Auch war sie durch ihre Katzennatur hinlänglich befähigt, sich in alle Launen und Einfälle derjenigen zu schmiegen, die ihr in dem Grade wie Goethe imponirten, mochten jene ihr auch noch so absurd erscheinen. Daher kam es denn im gegenwärtigen Falle, dass sie sogleich in seinen Vorschlag einging und mit der ihr eignen komischen Manier erklärte: sie sei bereit, dem Aufruf Folge zu leisten, da sie mit Gewissheit darauf rechnen könne, einen treuen Seladon zu finden; die anderen schönen Damen möchten nur ihr Heil versuchen, ob ihnen eben so dienstwillige Narren zu Gebote stehen würden, als ihr.

Goethe nahm diese humoristische Erklärung mit dem lebhaftesten Beifall auf, und begab sich sogleich an den Schreibtisch unserer gefälligen Wirthin, wo er in der grössten Geschwindigkeit die folgenden Statuten der cour d'amour improvisirte:

Erstlich sollte die zu errichtende Gesellschaft aus lauter wohl assortirten Paaren bestehen, die Versammlungen derselben wöchentlich einmal, Abends nach dem Theater, im Goetheschen Hause Statt finden und dort ein Souper eingenommen werden, zu welchem die Damen das Essen, die Herren den Wein liefern würden.

Zweitens werde jedem Mitgliede die Erlaubniss ertheilt, einen Gast mitzubringen, jedoch nur unter der unerlässlichen Bedingung, dass dieser allen Theilen *gleich angenehm* und *willkommen* sei.

Drittens dürfe während des Beisammenseins kein Gegenstand zur Sprache kommen, der sich auf politische oder andere Streitfragen beziehen könnte, damit die Harmonie des Vereins keine Störung erleide.

Viertens und *letzten* sollten die gegenseitig erwählten Paare *nur so lange* zur Ausdauer in dem geschlossenen Bündniss verpflichtet sein, bis die Frühlingslüfte den Eintritt der mildern Jahreszeit verkündigten, wo dann jedem Theile freistehen müsse, die bisher getragenen Rosenfesseln beizubehalten, oder gegen neue zu vertauschen.

Als Goethe dies merkwürdige Aktenstück uns vorlas, konnte ich mich nicht enthalten, seine auffallende Gravität und den imponierenden Nachdruck zu belächeln, womit er einzelne Stellen betonte. Ich musste dabei an die Xenie denken, in welcher er sagt: „Alles fängt doch der Deutsche mit Feierlichkeit an“ – auch den Scherz, setzte ich in Gedanken hinzu, weil ich noch immer sein heutiges Treiben für nichts weiter als das Aufblitzen einer guten Laune hielt, die eben so schnell wie sie entstanden wieder verschwinden werde. Desto mehr ward ich am nächstfolgenden Tage durch ein Billet überrascht, worin Goethe mir meldete, dass er noch 6 Paare für die cour d'amour angeworben, und da die heilige Zahl Sieben ein günstiges Omen für unser Unterneh-

men darbiere, so sollte am kommenden Abend das Stiftungsfest in seinem Hause gefeiert werden. Ein beigelegtes Blatt enthielt das Verzeichniss der sieben Paare in folgender Ordnung:

Geh. Rath von Goethe	Gräfin Egloffstein ⁶⁸
Herr von Wohlzogen	Frau von Schiller
Herr von Schiller	Frau von Wohlzogen
Kammerherr von Einsiedel.....	Frau Hofmarschall von Egloffstein
Hofmarschall von Egloffstein.....	Fräulein von Wolfskehl Hofdame
Hauptmann von Egloffstein.....	Amalie von Imhof
Professor Meyer.....	Fräulein von Göchhausen Hofdame.

War es Goethes Absicht, eine *recht solide*, ehrenwerthe Gesellschaft um sich zu versammeln, so konnten die eben aufgeführten Paare allerdings ziemlich *wohlassortirte*⁶⁹ genannt werden, da sich nur einige Individuen darunter befanden, die nicht in den Kreis passten, wo sich weit mehr Gelehrsamkeit und Berühmtheit vereinigt hatte, als zu einer anspruchslosen heitern Geselligkeit von Nöthen war. Das Beste der Sache lag, nach meiner Meinung darin, dass wir so hübsch en famille bleiben, und in unserer soit disant⁷⁰ cour d'amour von nichts weniger als von Liebe die Rede sein konnte, – es hätte denn, – um mich Goethes eigener Worte zu bedienen, – der kleine schelmische Gott seine Macht an Amalien von Imhof und meinem martialischen Bruder versuchen müssen. Denn, was mich betrifft, so war mein Partner ganz sans conséquence in meinen Augen und ich würde selbst im Traume es für eine Unmöglichkeit gehalten haben, dass er nicht eben so gleichgültig gegen mich gesinnt sein sollte, als ich in Bezug auf ihn von jeher gewesen und geblieben bin. – Dem ohngeachtet entging unser unverfängliches Verhältniss der Verläumdung nicht, wie ich erst nach Goethe's Ableben aus Falk's zusammengestoppeltem Buche⁷¹ ersah, weil der gute Alte sich durch den Namen täuschen liess, mit dem der Stifter unseres Vereins seine schöne Erfindung zu taufen liebte.

In gewisser Hinsicht war es Falk, wie jedem Andern, der unsern Zusammenkünften niemals beigewohnt, zu verzeihen, wenn er sich eine falsche Vorstellung von den dort obwaltenden Zuständen machte, da selbst die Mehrzahl der Mitglieder unsers Vereins in der Erwartung der Annehmlichkeiten, die uns zu Theil werden sollten, sich getäuscht sahen, indem wir statt der verheissenen poetischen Freiheit und Zwanglosigkeit, mit *gêne*⁷² und Steifheit umgeben waren, welche Goethes pedantisches Wesen herbeiführte. Alles musste, nach seiner Vorschrift, mit feierlicher Förmlichkeit gethan werden; ohne seine Erlaubniss durften wir weder essen oder trinken, noch aufstehen oder uns niedersetzen, geschweige denn eine Conversation führen, die ihm nicht behagte. So kam es denn dahin, dass die Langeweile, über die er sich kurz zuvor so bitter beklagt hatte, mit unerträglicher Schwere auf uns lastete, ohne dass er selbst es im mindesten bemerkte.

Wie gern würde ich meinen Platz an seiner Seite denen überlassen haben, die mich darum beneideten; was leider bei vielen meiner Bekannten der Fall war, da es für die höchste Auszeichnung galt, einer Gesellschaft einverleibt zu sein, in welcher der Dictator von Weimar präsidirte. Deshalb fühlten sich auch die meisten Ausgeschlossenen tief verletzt, insbesondere Kotzebue, der sich in seiner lächerlichen Eitelkeit geschmeichelt hatte, es müsse ihm gewährt werden, was Anderen versagt blieb, und zur Erreichung dieses Vorzugs seine Gönner und Freunde in Bewegung setzte, vor allen Anderen aber Böttiger, der die rechte Hand der Göchhausen war. Der dienstwillige Böttiger bot gern die Hand dazu seinen Einfluss auf die Göchhausen geltend zu machen. Er war es, der ihr die wissenschaftlichen Kenntnisse eintrichtern musste, durch die sie sich den Ruf einer der gelehrtesten Frauen in Weimar erworben, wobei sie weiter keine Mühe hatte, als dass sie am Abend Wort für Wort das wiederholte, was er ihr am Morgen vorgesagt. – Der gelehrigen Schülerin suchte er nun auch begreiflich zu machen, welcher Triumph es für sie sein würde, wenn es ihr gelänge, Kotzebue in den geschlossenen Kreis einzuschwärzen, den sein ärgster Widersacher wie mit einem Zauberbanne umgeben habe. Trotz ihrer Klugheit liess

sich die Göchhausen von ihrer Neigung zur Intrigue verleiten, einen Versuch in der Sache zu machen, der jedoch an Goethes Starrsinn und Willenskraft scheiterte. Es erfolgte zwischen Beiden eine heftige Scene, worin er der kleinen Dame mit harten Worten ihre Achselträgerei vorwarf, und ihr unter Hinweisung auf den 2. § der Statuten sogar die geringe Gunst versagte, ihren Protégé nur *einmal* als Gast einführen zu dürfen. Dass jener § für den jetzt eingetretenen Fall schon im Voraus von ihm berechnet worden war, liess sich demnach nicht mehr bezweifeln, und die Göchhausen, voll innerer Wuth über das Misslingen ihres Unternehmens, sowie über die Behandlung welche sie erduldet, schloss sich nun der Partei an, die es mit Kotzebue hielt. Um es aber nicht gänzlich mit Goethe zu verderben, trieb sie ihr Spiel ganz insgeheim, und goss Öl in das Feuer, obgleich sich zwischen Kotzebue und Goethe schon Brennstoff genug angehäuft hatte, wie z. B. die berüchtigte „Ehrenpforte“, die kurz zuvor erschienen war. Dies Pasquill⁷³ enthielt die empörendsten Schmähungen über die Gebrüder Schlegel, und nebenbei auch über ihren Protektor, der eben desshalb eine dämonische Freude fühlte, die Gelegenheit gefunden zu haben, den Verfasser des besagten Libells⁷⁴ zu demüthigen, und ihn seine Verachtung empfinden zu lassen. [...]

Carl von Beaulieu-Marconnay: Goethes Cour d'Amour. Bericht einer Teilnehmerin, nebst einigen Briefen. In: Goethe-Jahrbuch 6 (1885), S. 63–72.

Friedrich Schillers Begräbnis

Friedrich Schillers Tod (am 9. Mai 1805) und die Umstände seines Begräbnisses (in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai 1805) lieferten der interessierten Öffentlichkeit des 19. und frühen 20. Jahrhunderts einen schier unerschöpflichen Stoff für abstruse Spekulationen: Karge Sterbeanzeige (vgl. Text 30), nächtliches Leichenbegängnis, Beerdigung an unwürdigem Ort (vgl. Text 31) und um Monate verspätete Gedenkfeiern (vgl. Text 32) riefen mindestens den Vorwurf

der Pietätlosigkeit, wenn nicht üblere Verdächtigungen hervor. Vergebens suchten sich die Bewohner Weimars mit dem Hinweis auf Friedrich Schillers letzten Willen davon reinzuwaschen: Seit den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erzeugte die Macht der Tagesmedien und vielgelesenen Periodika jene »öffentliche(n) Meinung(en)«, welche den bislang lokal wie sozial gleichermaßen begrenzten Charakter der Kommunikation mehr und mehr entgrenzten.

30. Beerdigte bei der Stadt-Gemeinde

Den 12ten May, des Nachts 1 Uhr, wurde der in seinem 46. Lebensjahr verstorbene Hochwohlgeb. Herr, Herr D. *Carl Friedrich von Schiller*, F. S. Meiningischer Hofrath, mit der ganzen Schule, erster Classe, in das Landschafts-Cassen Leichengewölbe beigesetzt und Nachmittags 3 Uhr des Vollendeten Todesfeyer mit einer Trauerrede von Sr. Hochwürid. Magnificenz, dem Herrn General-Superintendent *Vogt*, in der St. Jacobskirche begangen und von Fürstl. Capelle vor und nach der Rede eine Trauermusik aus Mozarts *Requiem* aufgeführt.

[Anonymus:] *Beerdigte bey der Stadt-Gemeinde. In: Weimarisches Wochenblatt. Nummer 39. den 15. May 1805, S. 164.*

31. Johannes Wilhelm von Archenholz: Schillers Beerdigung

Ich habe in dem Lauf meines Lebens drey feyerliche Leichenbegängnisse gesehn, die etwa mehr als leere Ceremonien waren, bey denen Tausende trauerten, und viele Thränen flossen. Dies waren die Begräbnisse dreyer ausserordentlicher Menschen: Des durch seine Geistesfähigkeiten und Tugenden unsterblichen *Chatam*, ferner *Garricks* und *Klopstocks*⁷⁵. Das erstere geschah auf Kosten der brittischen Nation, die beyden andern veranstaltet von den Freunden und Verehrern dieser großen Männer in London und Hamburg. Von allen dreyen habe ich an andern Orten umständliche Nachricht gegeben, die ich hier nicht wiederholen will. Der denselben zugesellte Pomp war nur accessorio-

risch⁷⁶; er konnte die Trauergefühle der nahe und ferne Leidtragenden weder erhöhen noch schwächen; indeß war doch das Motiv bey jenen Feyerlichkeiten so gerecht, als achtungswerth; mehr als eine Nation nahm daran Theil, und sie waren für die Nachwelt nicht verloren. Ohne romanhaften Empfindeley nachzuhängen, oder Empfindungen zu heucheln, darf ich wohl sagen, daß es für mich, so wie für viele tausend denkende und fühlende Verehrer *Schillers* eine Art Trost gewesen wäre, wenn man die Überreste des großen Dichters, wo nicht auf eine ähnliche, doch auf eine ausgezeichnete Art zur Erde bestattet hätte. War sein Tod für Weimar wohl ein gleichgültiger Vorfall? Konnte sein seltnes Genie, seine der deutschen Nation so viel Ehre bringenden Talente, und der hohe Genuß, den diese gewährt hatten, auf einmal dort ganz vergessen seyn? So etwas schien unmöglich, und am wenigsten in Weimar; einer Stadt, der man wegen ihrer hochberühmten Männer, ihrer Cultur der Künste, und dem Flor ihrer Industrie, so oft und so gerecht die ehrenvollsten Beynamen gegeben hatte; einer Stadt, die daß von Königsstädten beneidete, in Paris und London nicht begreifliche, Glück hatte, zu gleicher Zeit einen *Wieland*, *Gothe*, *Herder* und *Schiller* zu besitzen, wo noch jetzt große, hochberühmte Männer leben, und selbst die Anzahl der minder berühmten, aber doch Verdienstvollen, nicht klein ist; einer Stadt, wo *Olympia*, diese Schöpferin des Weimarschen Glanzes, wenn gleich nicht mehr herrschte, doch noch gebieten konnte; wo *Gothe*, der vieljährige vertraute Freund *Schillers*, Minister war, und wo man noch erst kürzlich, bey dem Empfang einer verehrungswürdigen Prinzeßin einen wahren Enthusiasmus gesehn hatte. An einem solchen Ort muste – wie es natürlich war zu glauben – der unersetzliche Verlust eines außerordentlichen Mannes, der Tod eines Mitbürgers der seltensten Art, die höchste Sensation erregen. Man sahe dergleichen noch vor wenig Monaten in Leipzig, bey dem Tode des vortreflichen *Weisse*⁷⁷, der, seine Tugenden und Talente in Ehren! doch kein *Schiller* war. Die Stadt ehrte sich durch eine öffentliche Todesfeyer dieses edlen Mannes, welche die große Theilnahme der Einwohner bey diesem traurigen Ereigniß beurkundete.

Ist so etwas in Weimar geschehn? Mehrere öffentliche Blätter, wenn sie gleich von der Beerdigung schwiegen, sprachen doch von der dortigen allgemeinen Traurigkeit, von Verfügungen zum Besten der Familie des Verewigten etc. Jedermann fand dies so natürlich, daß es nicht einmal Aufmerksamkeit erregte; und als man daher die ganz anders lautenden Berichte einiger Reisenden hörte, die, nach dem Vorfall, über Weimar nach Niedersachsen kamen, so wurden diese als grobe Unwahrheiten verachtet.

Bey dieser so gerechten Stimmung konnte man seinen Sinnen kaum trauen, als man in der *Zeitung für die elegante Welt*, vom 21sten May 1805, Nr. 61, folgendes aus einem Weimarschen Briefe las, das in Leipzig gedruckt, durch die geringe Entfernung dieses Orts von Weimar, durch die große Communication zwischen beyden Städten, und durch die politische Klugheit des jetzigen Redacteurs jener Zeitung eine Art Sanction erhielt:

„In der Nacht vom 11ten zum 12ten May, wurde er (der am 9ten verstorbene *Schiller*) begraben, und zwar in der alleräußersten Stille. *Handwerker* sollten ihn hintragen, aber seine Freunde und Verehrer traten den Abend in aller Eile zusammen, um sich diese Ehre und diese Pflicht nicht nehmen zu lassen. Es waren einige weimarische Männer, (Hr. Professor *Vofß*, Hr. Dr. *Kannegießer*, Hr. *Schütze* u. a.) einige Secretärs und Registrators. Der Zug gieng in der Stunde nach Mitternacht durch die ganze Stadt nach dem Jacobskirchhofe – langsam und mühsam, (es waren der Träger nicht zu viele) ohne alles Geräusch, ohne alle Zuschauer, ohne alles Gefolge. Ich glaube fast, daß noch kein Mensch auf der Welt so in der Stille begraben worden ist, als hier der berühmte *Schiller*. Es war eine mondhelle Nacht, alles lag im tiefsten Schlaf, umher kein Ton der Klage, keine Stimme der Trauer; nur der Wind, der an dem Dachwerk der Kirche rasselte, war das einzige – schauerliche Geräusch, das bey dem Eingange zu den Todten aus der Ferne sich hören ließ. Der Mond war eben hinter ein dunkles Gewölk getreten, als der Sarg seitwärts in einem kleinen überbaueten Gewölbe eingesenkt wurde.“ – –

Ist dies alles buchstäblich war, so ist es schrecklich. – Diese Übereilung mit der Beerdigung, die durch keine warme Witterung nothwendig gemacht wurde! Diese äußerste Stille! diese

Mitternachtsstunde, wie bey dem Begräbniß eines an der Pest Verstorbenen! Dieser isolirt fortgeschleppte Sarg, ohne alles Gefolge! Diese bestellten *Handwerker*, die in Weimar die Leiche *eines Schillers* zu Grabe tragen sollten!

Wahrlich hier ist, wo nicht eine Berichtigung, doch eine Aufklärung nöthig; denn daß am folgenden Sonntage die Stadt-Musikanten in der Kirche eine Trauermusick aufführten, wobey der General-Superintendent *Vogt* eine Rede hielt, macht die Sache um nichts besser, löscht nicht den Flecken des Vorhergegangenen aus, verdient zwar an sich Achtung, ist aber, als *National-Sache* betrachtet, nicht einmal der Anführung werth.

Auf diese Art wäre also die Beerdigung des großen *Schillers*, zum Trost seiner Verehrer, wahrhaft *ausgezeichnet* gewesen, obwohl in einem andern Sinn, als den man hier voraussetzen konnte. Ganz anders verfuhr man in Hamburg, als uns *Klopstock* entrissen wurde. Nichts fehlte bey dem Leichenbegängniß dieses großen Mannes, um es einzig in seiner Art zu machen; und obgleich mit der Beerdigung des verdienstvollen *Büsch* keine Feyerlichkeit verbunden war, so wurde ihm doch auf dem schönen, jetzt zu Promenaden eingerichteten, Stadtwalle, ein sehr auszeichnendes Denkmal gesetzt.

v. A.

Johannes Wilhelm von Archenholz: Schillers Beerdigung. In: Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts. Hamburg. Hg. J. W. v. Archenholz. Zweyter Band. Für das Jahr 1805. April, May, Juny, S. 548–556.

32. Nachschrift eines Einwohners von Weimar

Seit der Beerdigung unseres unsterblichen *Schiller's*, erhoben sich, veranlaßt durch einen Brief in der Zeitung für die elegante Welt allenthalben unbefugte Stimmen, die uns Einwohner von Weimar in mehreren Zeitschriften, und zuletzt noch in der *Minerva* der Kälte und der Undankbarkeit gegen das Andenken *des* Mannes anklagten, der so lange unser Stolz war, und der uns in jeder Bedingung, als Dichter, so wie als Vater, Gatte und Freund das schönste Muster zur Nachahmung gab.

Nicht jenen tadelsüchtigen Schwätzern, wohl aber dem achtungswerthen Theile der Nation, und selbst auch den Manen⁷⁸ seines großen Mitbürgers ist es jeder Einwohner von Weimar schuldig, einige Worte zur Berichtigung öffentlich zu sagen, die also auch hier ihre Stelle finden mögen.

Der verewigte Schiller wurde *still und ohne äusseres Gepränge* von jungen Gelehrten und Künstlern zur Erde bestattet, weil dieses sein *letzter ausdrücklicher Wille* war, der als Wort des Sterbenden unverletzbar seyn mußte; ja, es wurde uns selbst zur heiligen Pflicht, da seine würdige edle Gattin, vom gränzenlosen Schmerze tief gebeugt, durch jede Vorbereitung zu einem prunkenden Leichenbegängnisse unnennbar gelitten haben würde. – Über alles dieses aber war oder wollte jener voreilige Briefsteller nicht unterrichtet seyn! Die fassungslose Bestürzung, die uns Alle bei dem so schnellen, so ganz unerwarteten Tode des Unvergeßlichen ergriff, der uns wie ein Blitz aus heiterer Luft traf, zeigte dem anwesenden unbefangenen Beobachter wohl mehr als Trauergepränge, was wir für Schiller fühlten, was wir an ihm verloren hatten. Weimar glich, man kann mit Recht so sagen, einer trostlosen Familie, die den geliebten Freund betrauerte, und in dieser Stimmung, wollten jene scheinheilige Egoisten, sollten wir öffentliche Todenfeiern und prunkende Theaterfeste anstellen, um dadurch ängstlich die Nation zu überzeugen, wir wüßten Schillers Andenken zu ehren?? – Dem betrübten Freunde warf man es damals vor, daß er diese Todtenfeier nicht veranstaltet hätte? – Wußten aber jene Ankläger wohl, daß gerade jene Periode es war, wo er gefährlich krank lag, und die uns auch für sein Leben zittern machte? Man mußte ihm damals den Tod seines innigst geliebten Freundes mehrere Tage lang verschweigen, und doch erschütterte ihn die Nachricht seines Verlustes so, daß man Wochenlang ihm Schillers Namen nicht einmal zu nennen wagte. War, frage ich, dieser stumme Schmerz den Manen des Freundes nicht ein heiligeres innigeres Opfer, als schwarzbehängte Bühnen und studierte Tiraden, Versifikationen und Reden?

Die Denkfeier des Dichters konnte dann erst schicklich und würdig bei uns begangen werden, nachdem der Zwischenraum meh-

rerer Monate den kummervollen Schmerz, der stets mit der irdischen Trennung verbunden ist, gemildert hatte, und das geistig verklärte, über dem Wechsel der Zeit erhabene Bild des Dichters allein uns blieb. –

Diese Feier ist jetzt bei unserm Hoftheater in Lauchstädt, wie wir oben sahen, veranstaltet worden, und wird in kurzem auch hier in Weimar wiederholt werden. –

[Anonymus:] *Nachschrift eines Einwohners von Weimar.*
In: Journal des Luxus und der Moden. Bd. 20. September 1805,
S. 621–623.

Bürgerliches Kriegs-Erleben. Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt (14. Oktober 1806)

*Die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt
 (am 14. Oktober 1806) endete mit einem vollständigen Sieg
 Kaiser Napoleons I. und der militärischen Katastrophe der
 preußisch geführten Truppen. Sie leitete den Untergang
 des friderizianischen Staatswesens ein und gefährdete
 auch das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach,
 verblieb Herzog Karl August mit seiner militärischen Abteilung
 doch über den Tag der Doppelschlacht hinaus auf preußischer
 Seite (vgl. Text 34). Den bürgerlichen Stadtbewohnern
 präsentierte sich der Krieg von seiner zivilen Seite:
 Sie mußten Plünderungen, Seuchengefahr, Einquartierungen
 und Schildwachen-Einsätze ertragen (vgl. Text 35):*
*»So hat sich kein Mensch den Krieg vorgestellt,
 wie wir ihn gesehen! ...« (Georg F. W. Hegel).*
*Unmittelbare Anteilnahme an Staats- und Kriegsgeschick
 empfindet das politisch deklassierte Bürgertum dennoch nicht:
 Sympathien mit dem französischen Kaiser
 und seinem Heer sind unverkennbar
 (vgl. Text 33).*

33. Brief Georg F. W. Hegels an Friedrich I. Niethammer

Jena d. 24. Oct. 1806.

... Wir sind nun in einem etwas ruhigeren Zustande; schon letzten Montag war nach einem vorgestern hier eingetroffenen Ordre du jour⁷⁹ der Kaiser in Dessau, Murat 4 Stunden von Magdeburg, Bernadotte und Soult bei Wittenberg über die Elbe, Frieden mit Sachsen, Lucchesini im Preußischen. Der Herzogin gab der Kaiser das Land zurück, aber ihr Gemahl, der die Frist von 6 Tagen verstreichen ließ, von der preußischen Armee da zu sein, ist ausgeschlossen; man erwartet die Nachricht, daß der Kaiser in Berlin ist. Die meisten preußischen Generale sind geblieben oder verwundet, man sagt dies vom Könige selbst, der sich nicht nach Magdeburg, sondern gegen Berlin gezogen zu haben scheint. – In Halle ist es fürchterlich zugegangen, so arg oder ärger als hier, doch fehlen noch die Details; die Studenten sind alle mit 1 Thlr [Taler] preußisch fortgeschickt, mit der Drohung, den folgenden Tag arretiert zu werden, wer sich noch betreffen ließe. – Es sollen zwischen Halle und hier bei 600 sich befinden; Hofkommissär Otto und Schneider W. sind heute abgereist, um sie hieher einzuladen. Welche herrliche Aussichten für uns! Es ist von Gott zu hoffen, daß der Thlr preußisch, der sonst eben keinen besonderen Segen enthielt, für Jena mit einem ähnlichen Gedeihen als die Gerstenbrote im Evangelium begabt werde ...

Wäre die französische Armee geschlagen worden, so hätte ganz Jena einmütig mit dem Stecken in der Hand und die Kinder, was Kinder hat, an und auf dem Arme auswandern müssen. – So hat sich kein Mensch den Krieg vorgestellt, wie wir ihn gesehen! ...

Brief Georg Friedrich Wilhelm Hegels an Friedrich Immanuel Niethammer. Jena, 24. Oktober 1806. In: Johannes Hoffmeister (Hg.): Briefe von und an Hegel. Bd. 1: 1785–1812. 3. Aufl. Hamburg 1969, S. 125–126. (Nr. 78)

34. Friedrich von Müller: *Erinnerungen aus den Kriegszeiten*

Bei dem Ausbruch des unglücklichen Krieges zwischen Preußen und Frankreich im October 1806 wurde dem Herzog *Carl August von Sachsen Weimar-Eisenach*, der schon seit einer Reihe von Jahren in preußischen Kriegsdiensten stand, die Anführung der preußischen Avantgarde übertragen, die über den Thüringer Wald gegen Franken vorrücken sollte. Schon war sie über Meiningen hinaus vorgedrungen, als am 12. October der Befehl eintraf, so schnell als möglich gegen Weimar zurück zu gehen.

Der Herzog traf demgemäß mit seinem Corps am 13. October zu Ilmenau und am 14. Abends zu Arnstadt ein, wo er in der Nacht zum 15. den unglücklichen Ausgang der Schlachten von Jena und Auerstedt erfuhr und hierauf sogleich wieder aufbrach, um die Anhöhen hinter Erfurt zu gewinnen.

Am 15. October Nachmittags zog Kaiser *Napoleon* in Weimar ein, höchst aufgebracht gegen Fürst und Land und sehr Willens, es dem letztern schwer entgelten zu lassen, daß der Herzog nicht nur gegen ihn als preußischer Heerführer zum Kampf ausgezogen war, sondern selbst seine eigenen Truppen als Contingent zur preußischen Armee gestellt hatte.

Schon am Abend des 14. October hatte ein Theil der siegreichen französischen Armee die Stadt Weimar überströmt und bei Einbruch der Nacht zu plündern angefangen. Es entstand Feuersbrunst unfern des Residenzschlusses; eine halbe Straße brannte ab. Den ganzen andern Tag und die folgende Nacht dauerte die Plünderung fort, gar bald gebrach es an Lebensmitteln und selbst im Schlosse empfand die regierende Herzogin und ihr Hofstaat den drückendsten Mangel, da alle Vorräthe für das kaiserliche Hauptquartier aufgebraucht worden waren. Der Kaiser hatte die Herzogin, die ihn in bescheidener Würde oben an der Schloßterrasse empfing, auffallend kalt behandelt und war sogleich, ohne ihr Rede zu stehen, in seine Zimmer geeilt. Gleichwohl und wie schwer es ihr auch fiel, entschloß sich die Fürstin am 16. October Vormittags eine Audienz zu verlangen, die ihr alsbald gewährt wurde. Unerschüttert durch *Napoleons* Vor-

würfe und Drohungen führte sie mit Würde und Nachdruck die Vertheidigung ihres Gemahls, schilderte lebhaft ihre und des Landes verzweiflungsvolle Lage und drang auf Einstellung der Plünderung. Ihr standhaftes Ausharren in Weimar, mitten unter den Schrecknissen der nahen Schlacht, ihre ernste großartige Haltung und die ruhige Gediegenheit ihrer Worte imponirten dem Kaiser und gewannen ihm endlich die Versicherung ab, daß, wenn der Herzog binnen 24 Stunden die preußische Armee verlassen, nach Weimar heimkehren und sein Contingent zurückrufen würde, ihm verziehen und seine Souverainetät nicht vernichtet werden solle, was außerdem unwiderruflich beschlossen sei. Wie war es aber möglich, diese Bedingungen zu erfüllen, da man weder wußte, wo der Herzog sich dermalen befinde, noch irgend ein sicheres Mittel zu Gebote stand, ihm Nachricht zuzubringen!

Da traf plötzlich der Obrist-Lieutenant und Flügeladjutant des Königs von Preußen Graf *Dönhof* als Parlamentär in Weimar ein und der Geheime-Rath und Oberhofmeister *von Wolzogen* benutzte sein Erscheinen, um ihm einige flüchtige Zeilen an des Königs Majestät mitzugeben, die des Kaisers Forderungen bezüglich auf den Herzog berichteten und den König beschworen, ihn seiner Dienste zu entbinden und das weimarische Contingent zurückzusenden.

Kurz nachher ließ *Napoleon* sich bei der Herzogin zu einem Gegenbesuch anmelden. Er begab sich zu ihr unter feierlichem Vortritt seines ganzen Gefolges und begann sogleich nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen über die allgemeine Lage der politischen Verhältnisse und über die ihm unwillkürlich – wie er versicherte – aufgedrungene Nothwendigkeit seines jetzigen Kriegszugs zu sprechen: „*Croyez moi, Madame* – sagte er unter Anderm – *il y a une providence, qui dirige tout et dont je ne suis que l'instrument.*“⁸⁰ Dann auf die Schwester der Herzogin, auf die verwittwete Frau Markgräfin von Baden, übergehend, sprach er seine hohe Achtung für diese Fürstin lebhaft aus und verließ endlich die Herzogin unter den verbindlichsten Äußerungen, jedoch ohne auf die traurigen weimarischen Zustände des Augenblicks näher einzugehen. Der General *Rapp* hat mir

nachmals erzählt, Napoleon habe, als er auf sein Zimmer zurückgekommen, gesagt: „*Voilà une femme à laquelle pas même nos deux cents canons ont pu faire peur.*“⁸¹

Am 17. October Morgens verließ der Kaiser Weimar, und nur mit Mühe konnte von ihm erlangt werden, daß er die Frist zur Rückkehr des Herzogs noch auf drei Tage ausdehnte. [...]

Friedrich von Müller: Erster Abschnitt: October und November 1806. In: Ders.: Erinnerungen aus den Kriegezeiten von 1806–1813. Braunschweig 1851, S. 1–4.

35. Brief Johanna Schopenhauers an Arthur Schopenhauer

Weimar, d. 7. November 1806

... Wir wissen nicht einmahl, wo unser Herzog ist, die Herzogin Mutter und Prinzeß Karoline sind dieser Tage eingetroffen, gestern Abend kam auch der Erbprinz, allmählig wird alles ja wieder ins alte Gleis kommen, wenigstens für den äußern Schein. Wir sind jetzt ganz ruhig, wir haben einen Kommandanten, aber fast keine Garnison, unsere Bürger versehen die Posten am Schloß, bey dem Kommandanten und an den Thoren und die Patrouillen bey Nacht, kein Rang und Stand schließt von diesem Dienste aus; possierlich ists, wenn man so seine Bekannten Schildwache stehen sieht; letzt sah ich so den jungen [Landkammerrath Karl] Bertuch und Prof. Meyer⁸² vor der Hauptwache, sie haben recht ordentlich das Gewehr vor mir praesentirt, des Abends wird mir oft eine gute Nacht von meinen Freunden zugerufen, die in Wind und Regen für meine Sicherheit wachen. Alle thun es gerne; die Noth vereint alle und weckt schlummernde Kräfte, da, wo man ihr Daseyn nicht ahndete ...

Den Morgen und Nachmittag bringe ich zu, wie ich will. Ich habe wieder einen Klaviermeister [Werner] für mich und Adelen genommen, den ersten in der Stadt, der auch den Prinzen Unterricht giebt. Meine Malerey werde ich nächstens auch wieder hervorholen. Um 2 Uhr esse ich mit Adele; gegen 6 Uhr trinke ich Thee, dann kommt mein Besuch, ungebeten, unerwartet, aber allein bin ich bis jetzt noch nicht einen Abend gewesen, Professor Meyer, Fernow, Falk, Göthe, Ridels, Bertuchs Fami-

lie, Mademoiselle Bardua, ein Wunder von Talent: sie wird in kurzem die erste Malerin in Deutschland seyn; dazu spielt sie das Klavier und singt in großer Vollkommenheit. Conta und seine Schwester singen auch sehr hübsch. Wieland ist noch nicht gekommen, weil er krank ist, aber Hofrath Weyland, ein höchst interessanter Mann, und seine Frau. Der jüngere Bertuch, den du auch in Paris [1804] sahst, singt und spielt recht hübsch. Alle diese und noch einige andere minder Merkwürdige kommen bald alle, bald einer oder zwey. Meine Madame Ludekus, die eine der liebenswürdigsten älteren Frauen ist, und ihre Pflegetochter Mademoiselle Conta bitte ich auch immer dazu ... Wir trinken Thee, sprechen, erzählen, lachen, klagen einander unser Leid, wie es kommt, wer Lust hat, singt und spielt im Nebenzimmer; um halb neun geht jeder zu Hause. Glock neune esse ich, um elfe gehe ich zu Bette ... Ich gehe fast nicht aus dem Hause ... Jetzt ist mein Haus noch das einzige, in welchem es so hoch hergeht; die andern haben alle mehr oder weniger verloren. Hernach wird es freilich nicht mehr so sein; aber dann wird das Theater wieder geöffnet, ich werde mehr ausgehen. Künftige Woche werde ich in verschiedenen Häusern, auch wieder bei der Herzogin-Mutter, vorgestellt werden, dann werde ich weiter sehen, wie ich es mache. Auf jeden Fall bin ich hier am rechten Orte, wenn nicht gewaltsame Veränderungen die Menschen auseinander stäuben, die jetzt hier ein so harmonisches Ganzes bilden. Das alles liegt hinter dem düstern Schleier der Zukunft, uns beschäftigt nur noch die Gegenwart. Kommt Zeit, kommt Rath. Allmählich sprechen wir mit Ruhe von der Vergangenheit. Die Blessirten sind bis auf neunundvierzig, die in wenigen Tagen sterben müssen, und ein paar hundert minder Gefährliche, die in Privathäusern einzeln verpflegt werden, fortgeschafft. Seitdem athmen wir freier. Der Anblick jenes Elends, da Tausende hier lagen und fast ohne Hülfe verschmachteten, war herzerreißend. Einquartierungen sind jetzt sehr selten. Wir haben genug geklagt, allmählich kommen komische Anekdoten aus jener trüben Zeit an den Tag, die durch den seltsamen Kontrast den Ernsthaftesten zum Lachen bringen. Meyer hat darin eine eigene Form; sein sonderbares Ansehen und seine Schweizerische Sprache

machen den Eindruck unwiderstehlich, wenn er erzählt. Er selbst ist bis auf's Hemde geplündert, aber das schadet seinem Humor nicht ...

Ehegestern war ich bei Frl. Göchhausen im Palais der verw. Herzogin, ein Wagen fuhr vorbey den wir für den Erbprinzen hielten. Tout au contraire, es war, rathe einmal, eine Ladung Daahnziger, die Familie v. Campen; er, Madame und ihre Schwester, Anette Eschmann. Wie ich zu Hause kam fand ich die Bescheerung. Sie haben die grande tour nach Paris gemacht, sind andert-halb Jahr auf Reisen, den Tag der Schlacht waren sie in Erfurt, retirirten glücklich bis Langensalza, wo sie drey Wochen saßen, und jetzt hier durch kamen um nach Leipzig von dort nach Berlin zu gehen, wo sie sich den Winter über amusiren wollen, es wird gewiß in Berlin recht amusant seyn. Es sind gute ehrliche Seelen, aber von der Platitude hast du keinen Begriff, keinen Zug der es verriethe, daß sie fünf Meilen hinterm Osten hervorgewesen sind, besehen haben sie alles, Schlösser am Liebsten, und dann die Sprache: kodrig, Plüngen, manck, kurz wie das beste junge Mädchen, und dann „die niedliche Biller im Louvre“, kurz es war zum weglaufen. Den ersten Abend kamen glücklicherweise wenige zu mir, und gestern Abend gingen sie frühe weg um einzupacken, heute sind sie nach Naumburg gegangen. Glück auf den Weg ...

Brief Johanna Schopenhauers an Arthur Schopenhauer. Weimar, 7. November 1806. In: Heinrich Hubert Houben (Hg.): Damals in Weimar. Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer. 2. Aufl. Berlin 1929, S. 42–45.

Ein gesellschaftliches Ereignis. Napoleon und der ›Erfurter Fürstenkongreß‹ (1808)

Der ›Erfurter Fürstenkongreß‹ (vom 27. September bis 14. Oktober 1808) zeigte Kaiser Napoleon I. auf dem Gipfel seiner Macht. Sämtliche Rheinbund-Fürsten, unter ihnen die Könige von Bayern, Sachsen, Westfalen und Württemberg, bildeten eine herbeibefohlene Staffage für den diplomatischen

Verhandlungsmarathon zwischen Kaiser Napoleon I. und dem russischen Zaren Alexander I. (1777 – 1825, Zar seit 1801). Obwohl Napoleon I. sein Hauptziel, Rußland für einen Kampf gegen England zu gewinnen, dabei nicht erreichte, sicherte die beeindruckende Demonstration der politischen und kulturellen Vorherrschaft Frankreichs dem ›Mann des Jahrhunderts‹ doch weiterhin die relativ ungeteilten Sympathien der beherrschten deutschsprachigen Gebiete (vgl. Text 36).

Größere Distanz verraten hier schon die Erinnerungen Johann Wolfgang Goethes an eine Audienz bei Kaiser Napoleon I. (vom 2. Oktober 1808), aufgezeichnet am 15. Februar 1824. Tatsächlich sollte jene pronapoleonische Stimmung unter dem Einfluß des Nationalgedankens (vgl. Bd. 2, Text 70) in den Jahren nach 1808 entschieden umschlagen und in die erfolgreichen Befreiungskriege (1813/14) münden (vgl. Bd. 3, Text 132 und 133).

36. Weimar und Erfurt im September und Oktober 1808

Erfurt den 28. Sept. 1808.

Hier lebe ich seit mehreren Tagen als Schaulustiger. *Erfurt* ist wie durch einen Zauberstab verändert; in den sonst menschenleeren Straßen drängen sich jetzt des Morgens die glänzendsten Equipagen, unter denen sich vorzüglich die grün und goldnen Livreen des Französischen Hofes auszeichnen. Ganze Schaaren gutgekleideter Fremden aus den verschiedensten Theilen Europa's wandern die breite Straße oder den *Anger* auf und ab, um die Kaiser zu schauen, und machen diesen Platz zum Vereinigungspuncte der eleganten Welt. Hier hat ein Französischer Restaurateur sein Schild: *au dejeuner français* ausgehängt, dort locken gestickte Roben, Pariser Bijouterie-Waaren⁸³, wovon ein großer Überfluß da ist, oder die Kupferstiche von *Schiavonetti Weiß* aus *Berlin* die Vorübergehenden; Detachements von Cuirassiren, Husaren, und von der prächtigen Kaiserl. Französischen Fußgarde ziehen zur Ablösung der Wachen vorüber, und ankommende und abgehende Couriers beweisen die Wichtigkeit der hiesigen *Entrevue*⁸⁴. Die Fremden werden durchaus nicht

durch Nachfragen nach Pässen, Sicherheitskarten u. s. w. belästigt; Alles athmet vollkommene Ruhe und Sicherheit, und gegenseitiges Vertrauen. General *Oudinot* ist, so lange die Zusammenkunft dauert, Gouverneur von Erfurt. Der bisherige wackere Commandant *Bigi* hat seinen Posten als Commandant behalten. –

Es war am 13. September, als General *Oudinot* mit mehreren Militärbeamten und *Marechaux de Logis*⁸⁵ hier eintraf, die Polizei und Cammer bei sich versammeln ließ, und ihnen die nahe Ankunft des Kaisers von Frankreich und anderer hoher Personen ankündigte, dazu schnell Veranstaltungen, Wegebesserungen, Arrangemens wegen der Logis befahl, und sich selbst als Gouverneur von *Erfurt* deklarirte. Von diesem Tage an wurden diese Maßregeln in der größten Eile getroffen. Kaiserlich französische Tapeziers arbeiteten an den Dekorationen des vormaligen Gouvernementshauses, zum Empfang des Kaisers *Napoleon*; die größten Privathäuser wurden ganz oder theilweise in Beschlag genommen, und zwei der geschmackvollsten, die der Herren *Triebel* und *Nagel*, wurden für den Kaiser *Alexander* und Großfürsten *Constantin* zubereitet.

In der größten Eile verzierte der geschickte Dekorationsmaler Herr *Heideloff* aus *Weimar* das hiesige kleine Schauspielhaus, damit die tragischen Schauspieler des *Théâtre français* von *Paris* die Meisterwerke von *Corneille*, *Racine* und *Voltaire* hier aufführen könnten, eine Erscheinung, die in den theatralischen Annalen von Teutschland einzig ist und bleiben wird.

So mehrten sich täglich die Anstalten zum Empfange; immer lebendiger wurde die Stadt von Fremden und ein großer Theil der Kaiserlichen Hofbedienten der Küche und Kellerei war schon eingetroffen. Von Seiten der hiesigen Stadt und Landschaft wurden große Empfangsfeierlichkeiten bereitet, Triumphbögen sollten an der Gränze des Landes vor dem Thore der Stadt und an einer der Hauptstraßen erbaut werden, und alles war voller Thätigkeit und Erwartung. Die Vorboten der großen Ankunft vermehrten sich zugleich mit den Gerüchten, welche Tag und Stunde schon im Voraus bestimmen wollten und von Plänen und Entwürfen fabelten, welche *Frankreich* und *Rußland* hier bereiten

und ausführen wollten. *Jeder* Tag gebar neue Luftschlösser, das Interesse eines *Jeden* mehrte das Paradoxe derselben, bis die glückliche Zeit der Träume endlich von der wirklichen Ankunft des mächtigen *Napoleons* und der an Neuigkeiten reichen Gegenwart unterbrochen wurde. Schon am 19. Sept. rückte ein Bataillon der Kais. Französ. Grenadier-Garde zu Fuß in die Stadt, ihr folgte am 24. Sept. das 17. leichte Infanterie-Regiment, so wie das 1. Husaren- und 6. Cuirassier-Regiment. – Der Fürst von *Benevent*, Minister *Staats-Sekretair Maret* und mehrere Französische Große, welche eintrafen, bestätigten die nahe Ankunft des Kaisers.

Am 25. Septbr. erwartete man den Kaiser; die Triumphbögen und alle festliche Anstalten zum Empfang waren beendet. Das Militär hatte vom Gouvernementshause bis zur *Cyriaksburg* die Straßen und Wege besetzt, auf der Höhe nach *Gotha* zu lagen Husaren, es waren Allarm-Kanonen aufgepflanzt, und die Autoritäten des Landes hatten sich versammelt. Ein Befehl des Kaisers, der während dieser festlichen Erwartung einlief, befahl, alle Anstalten des Empfangs einzustellen, vorzüglich aber verbat er das Aufbauen von Triumphbögen, und der mühsame Bau wurde sogleich von hundert Händen vernichtet. Die Ankunft *Napoleons* war verzögert worden, und ein Courier meldete Sr. Majestät kommenden Montag den 26. Sept. an. Mit frühem Morgen begann derselbe Festeszug des Militärs und die ganze Nacht durch bivouacquirten die Beamten des Landes auf der gothaischen Chaussée bei *Gamstädt*. Der erste Kanonenschuß verkündigte des Kaisers Nähe gegen 10 Uhr. Alles setzte sich zu dieser seltenen Schau in Bewegung; ununterbrochen rollte der Donner von der Festung und Burghöhe herab, alle Glocken ertönten, und von fern her schallte schon das *vive l'empereur*⁸⁶ mit dem teutschen *Vivat* vermischt. Voraus dem Wagen, der jetzt zum Thore heran rollte, ritt die Ehrengarde der hiesigen Bürger, ihr nach Cuirassiers und Husaren untermischt mit dem Kaiserlichen Gefolge, den Generalen und Adjudanten. Am Thore hielt der Wagen, von Seiten des Magistrats wurde der Kaiser mit einer Anrede empfangen und ihm eine gedruckte Begrüßung eingehändigt. Unter lautem Jubel fuhr er in die Stadt, hoch

schwenkte das Militär die Hüte und Caskets, und in stürmender Eile jagte das Cuirassier Regiment durch die Stadt, dem Kaiserlichen Palais zu, wo der Kaiser mit seinem Gefolge abstieg, und von dem verehrungswürdigen Könige von Sachsen und mehreren anwesenden teutschen Fürsten empfangen wurde. Alles dieses geschah in 5 Minuten, so schnell mußte sich die Tage lange Erwartung befriedigen, und die Hoffnung, den Kaiser *Napoleon* zu sehen, wurde gar nicht erfüllt, denn er saß in einem sehr tiefen Wagen. Aber bald wurde diese Neugierde gestillt; denn gegen 12 Uhr besuchte der Kaiser zu Pferde, geziert mit dem grünen Bande des Sächsischen Rauten Kranz Ordens, von glänzendem Gefolg umgeben, den König von Sachsen; er ritt so langsam, daß jedes Auge den Mann des Jahrhunderts einnehmen, und sich des Bildes versichern konnte. Nach geendigtem Besuch kehrte der Kaiser zurück und zeigte sich der vor seinem Palais auf und ab wogenden Menge. Doch noch merkwürdiger und interessanter sollte dieser Tag werden; denn auch Kaiser *Alexander*, der zum allgemeinen Wohl mit edler Offenheit in Teutschlands Mitte gekommen war, sollte diesen Tag in *Erfurt* seinen feierlichen Einzug halten. Sämmtliches hier und in der Gegend liegendes Militär zog Mittags vor das Thor nach *Weimar* zu. Cavallerie und Artillerie besetzte die Höhe und Infanterie paradirte.

Nach 1 Uhr fuhr *Napoleon* unter Vorreitung der Bürgergarde und eines Detaschements Cuirassiers nach *Weimar* zu, stieg vor dem Thore aus dem Wagen, besah die Regimenter und ritt nun dem Kaiser *Alexander* entgegen, begleitet von *Berthier*, seinen Generalen und einem glänzenden Gefolge. – Zwei Stunden von *Erfurt* zwischen dem Dorfe *Ottstedt und Nora*, nicht weit von einem am Wege stehenden großen Birnbaume, war der merkwürdige Punct, wo beide Monarchen sich trafen. *Alexander* sprang aus dem Wagen, *Napoleon* vom Pferde; beide Kaiser umarmten sich mit freundschaftlicher Offenheit, und mit ihnen konnte man sagen die Wünsche des Süden und Norden. *Napoleon* umarmte gleichfalls den Großfürsten *Constantin*, stellte den Fürsten von *Neufchatel* vor, und in lebhafter Unterredung giengen die Kaiser einige Zeit zu Fuße. *Napoleon* war mit dem

blauen Bande des Russischen Andreas-Ordens, *Alexander* mit dem rothen Bande des großen Französischen Ordens geziert. Hierauf setzten sich die Kaiser und das ganze Gefolge zu Pferde. Als feine Attention muß ich bemerken, daß dem Kaiser *Alexander* ein Rappe vorgeführt wurde, unter dem Sattel mit einer schwarzen Bärendecke, und überhaupt so gesattelt und gezäumt, wie der Kaiser in *Petersburg* auszureiten pflegt. So präsentierte man auch dem Großfürsten *Constantin* ein auf Uhlanen-Art montirtes Pferd.

Als die Kaiser zu Pferd weiter ritten, begegneten ihnen Sr. Durchl. der *Herzog v. Sachsen-Weimar*, der in *Eisenach* den Kaiser *Napoleon* empfangen hatte, und jetzt nach *Weimar* zurückeilte. Die Kaiser hielten, Sr. Durchl. machte ihnen das Compliment, und begrüßte seinen erhabenen Gast, welches derselbe auf das herzlichste erwiderte. Die Kaiser verfolgten hierauf den Weg über *Linderbach*. Es war ein prächtiger Anblick, den majestätischen Zug den Berg herunter gegen *Erfurt* ziehen zu sehen. Die reitende Artillerie gab unaufhörliche Salven, welche von den hohen Wällen des *Petersberges* und der *Cyriaksburg* beantwortet wurden; alle Glocken ertönten, zur Seite waren gegen 5000 Mann Truppen, den General *Oudinot* an der Spitze, in Parade aufgestellt, und so zogen die beiden erhabenen Monarchen, umgeben von der zahlreichen prächtig gekleideten Russischen und Französischen Suite, und begrüßt von der jubelnden Menge, in *Erfurt* ein. Vor dem Palais des Russischen Kaisers (das geschmackvolle Haus des Kaufmanns Hrn. *Triebels* auf dem Anger) stiegen beide ab, umarmten sich noch einmal, und giengen so Hand in Hand hinauf. Nach kurzem Verweilen stiegen beide Kaiser wieder zu Pferd und ritten nach *Napoleons* Palais, der ehemaligen Statthalterei oder Gouvernementshaus, wo sie mit dem Könige von Sachsen allein speisten, da Großfürst *Constantin* sich noch immer nicht wohl befand. Nach der Tafel begab sich *Napoleon* zu *Alexander*, wo sich beide Monarchen allein besprachen. – Die Stadt war den Abend geschmackvoll erleuchtet, und überhaupt zeigte sich unter den Bewohnern von *Erfurt* der Geist teutscher Biederkeit und Loyalität, der sie immer achtungswerth gemacht hat.

Heute den 28sten September werden die tragischen Künstler des *Théâtre français* von *Paris*, ihre Vorstellungen mit dem *Cinna* von *Corneille*, eine der Lieblingsrollen des berühmten Talma eröffnen. – Sicher gehört es zu den seltensten Genüssen, die ersten Schauspieler Frankreichs mitten in Teutschland zu sehen, die nur der Wille *Napoleons* so schnell hieher verpflanzen konnte. Das Personale der tragischen Abtheilung des *Théâtre français*, welches sich jetzt hier befindet, ist folgendes:

Hr. <i>Dazincourt</i> , kais.	Mlle. <i>Raucourt</i> .
Schauspieldirektor.	– <i>Duchesnois</i> .
– <i>St. Prix</i> .	Mad. <i>Talma</i> .
– <i>Talma</i> .	Mlle. <i>Bourgoin</i> .
– <i>Lafond</i> .	– <i>Rose Dupuis</i> .
– <i>Damas</i> .	– <i>Gros</i> } Neben-
– <i>Desprez</i> .	– <i>Patrat</i> } Rollen.
– <i>Lacave</i> .	
– <i>Varennes</i> .	

Das Schauspiel wird als Hoftheater betrachtet, und unentgeltlich gegeben. Der Französische Erste Cammerherr, Hr. v. *Remusat* ertheilt dazu täglich 200 Billets an Honoratioren der Stadt und ausgezeichnete Fremde.

Ich schließe meinen schon zu langen Brief. In einigen Tagen erhalten Sie die Fortsetzung.

[Anonymus:] *Weimar und Erfurt im September und October 1808. (In Briefen an einen Freund.) Zweiter Brief. Erfurt den 28. Sept. 1808. In: Journal des Luxus und der Moden. Bd. 23. October 1808, S. 729–736.*

37. *Johann Wolfgang Goethe: 1808. September. Oktober* 1808. September.

In der Hälfte des Monats bestätigt sich die Nachricht von der Ankunft der Monarchen in Erfurt.

Den 23. marschirten französische Truppen dahin.

Den 24. kommt Großfürst Constantin in Weimar an.

Den 25. Kaiser Alexander.

Den 27. die Herrschaften nach Erfurt, Napoleon kommt bis Münchenholzen entgegen.

Den 29. berief mich der Herzog nach Erfurt. Abends *Andromache*.

Den 30. bey demselben große Tafel. Abends *Britannicus*. Sodann bey Frau von Reck großer Thee.

Minister Maret.

October. Den 1.

Lever.

Statthalterey, Treppe, Vorsaal und Zimmer.

Geschwirre durchaus.

Das allbekannte Locale und neues Personal.

Gemisch.

Alt und neue Bekannte.

Dichter als Prophet.

Scherzhaft angeregt.

Der Fürst von Dessau blieb zur Audienz.

Viele versammelten sich im Geleitshause.

Der Fürst kommt zurück und erzählt eine Scene zwischen dem Kayser und Talma, welche Mißdeutung und Geklatsch veranlassen konnte.

Speißte bey Champagny.

Mein Tischnachbar war Bourgoin[g].

Den 2^{ten}.

Marschall Lannes und Minister Maret mochten günstig von mir gesprochen haben.

Ersterer kannte mich seit 1806.

Ein dicker Cammerherr, Pohle, kündigte mir an zu verweilen.

Die Menge entfernte sich.

Präsentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde hereingerufen.

In demselben Augenblicke meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird.

Ich zaudere deshalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kayser sitzt an einem großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er sich über die Contributions-Angelegenheiten⁸⁷ unterhält.

Der Kayser winkt mir heranzukommen.

Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen.

Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagt er: „vous êtes un homme.“⁸⁸ ich verbeuge mich.

Er fragt: wie alt seydt ihr?

Sechzig Jahr.

Ihr habt euch gut erhalten –

Ihr habt Trauerspiele geschrieben.

Ich antwortete das Nothwendigste.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutschen denen er so wehe thun mußte einigermaßen zu schmeicheln, von deutscher Literatur Notiz genommen, wie er denn überhaupt in der Lateinischen wohlbewandert und selbst Herausgeber des Horaz war. Er sprach von mir wie etwa meine Gönner in Berlin mochten gesprochen haben, wenigstens erkannt' ich daran ihre Denkweise und ihre Gesinnung.

Er fügte sodann hinzu daß ich auch aus dem Französischen übersetzt habe und zwar Voltair[e]s Mahomet.

Der Kayser versetzte: es ist kein gutes Stück, und legte sehr unständig auseinander wie unschicklich es sey, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Beobachtungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: „warum habt ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß;“ welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinander setzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln daß ich zwar nicht wisse ob mir jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sey. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen wenn er sich eines nicht leicht zu entdecken-

den Kunstgriffs bediene um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.

Der Kayser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet, und dabey das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalstücke die er misbilligte. Sie hätten einer dunklern Zeit angehört: Was, sagte er, will man jezt mit dem Schicksal, die Politik ist das Schicksal.

Er wandte sich sodann wieder zu Daru und sprach mit ihm über die großen ContributionsAngelegenheiten; ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu stehen, in welchem ich vor mehr als dreyßig Jahren zwischen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu, Berthier, Savary und sonst noch jemand stand. Talleyrand hatte sich entfernt.

Marschall Soult ward gemeldet.

Diese große Gestalt mit stark behaartem Haupte, trat herein, der Kayser fragte scherzend über einige unangenehme Ereignisse in Pohlen und ich hatte Zeit mich im Zimmer umzusehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten;

Aber die Portraite an den Wänden waren verschwunden.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalie gehangen, im Redouten-Anzug eine schwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildnisse von Statthaltern und Familiengliedern fehlten alle.

Der Kayser stand auf, ging auf mich los und schnitt mich durch eine Art Manövre von den übrigen Gliedern der Reihe ab in der ich stand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßiger Stimme zu mir sprach, fragte er: ob ich verheyrathet sey, Kinder habe? und was sonst persönliches zu interessiren pflegt. Eben so auch über meine Verhältnisse zu dem Fürstlichen Hause, nach Herzogin Amalia, dem Fürsten, der Fürstin und sonst; ich ant-

wortete ihm auf eine natürliche Weise. Er schien zufrieden und übersetzte sich in seine Sprache, nur auf eine etwas entschiedene Art als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabey muß ich überhaupt bemerken daß ich im ganzen Gespräch die Mannigfaltigkeit seiner Beyfallsäußerungen zu bewundern hatte; denn selten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder sagte oui! oder gar c'est bien⁸⁹, oder dergl. auch darf ich nicht vergessen zu bemerken, daß, wenn er ausgesprochen hatte er gewöhnlich hinzufügte:

Qu'en dit Mr. Göt.⁹⁰

Und so nahm ich Gelegenheit bey dem Cammerherrn durch eine Gebärde anzufragen ob ich mich beurlauben könne? die er erwiederte, und ich dann ohne Weiteres meinen Abschied nahm.

Den 3. Mancherley Beredung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorstellung. Abends Oedip.[us]

Den 4. nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters.

Den 6. große Jagd. Die Schauspieler kommen an mit ihrem Director. Abends Tod des Cäsars. Gelegenheit zur Aufforderung einen Brutus zu schreiben. Minister Maret und Angehörige logirten bey mir.

Den 7. Marschall Lannes und Minister Maret, umständliches Gespräch wegen der bevorstehenden spanischen Expedition. Von der Jenaisch-Apoldischen Jagd alles zurück und weiter. Hofrat Sartorius und Frau.

Den 14. Orden der Ehren-Legion. Talma und Frau und Secretair de Lorgne.

Johann Wolfgang Goethe: 1808. September. October. (Text nach: Lieselotte Blumenthal: Zur Textgestaltung von Goethes ›Unterredung mit Napoleon‹. In: Goethe Jahrbuch N. F. 20 [1958], S. 271–276)

Damenmode (nach den Befreiungskriegen 1813/14)

Mit den siegreichen Befreiungskriegen (1813/14) änderte sich im deutschen Sprachraum der soziokulturelle Bezugspunkt für wenigstens ein Jahrzehnt radikal. Nicht mehr die (ehemalige) französische Besatzungsmacht galt als uneingeschränkter

Maßstab des (Alltags-) Lebens, sondern ein seltsam verklärtes Bild ›altdeutscher‹ Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts. ›Alt-Teutsches Tun und Trachten‹ ersetzte französische Eleganz und Lebenskunst, deutsche Tugend französische Galanterie, hehre Sitte sprunghafte Mode, das angeblich Altehrwürdige scheinbar Minderwertig-Modernes. Chauvinistische Mißtöne mischten sich von Anfang an in den Chor der nationalen Selbstfindung: Einmütige ›Volksgesinnung‹ sollte der französischen ›Pest‹ wehren, heilige Ordnung verderbliche Emanzipation verhindern. Jenseits des politischen Bereiches ergreift die Restauration Besitz auch von gesellschaftlichen und kulturellen Freiräumen.

38. W. v. Ch.: Was Sitte, was Mode sei, oder Deutscher Frauen Volkstracht

Nicht fein klänge es, seinen Mitschwestern Lehren geben wollen, in einem Zeitalter, wo die Frauen bewiesen haben, daß sie edeln und ernsten Sinnes das Gute wollen. Dennoch möchte es Zeit seyn, als Organ der allgemeinen Empfindungen, Erfahrungen und Wünsche dieselben im Namen aller Gutgesinnten öffentlich auszusprechen, und dem Herzensdrange Luft zu machen.

Sitte ist alt, *Mode* ist neu, *Sitte* wurde vom großen Haufen wenig beachtet, *Mode* war Mode.

Mode ist des Augenblicks Seifenblase, *Sitte* die geprüfte geheiligte Übereinkunft der nach Ehrbarkeit, Ordnung und Zucht einstimmig hinstrebenden Volksgesinnung.

Sitte ist ein schönes rein Teutsches Wort, das den Begriff äußerer Huld, hervorgehend aus innerer Würde, umfasset.

Mode ist ein elend Französisch Wort, wie seine Schwestern: *fri-volité, inconséquence, coquetterie, perfidie*, dem Nationalgeist eigne Begriffe umfassend, hat in Teutscher Sprache kein gleichbedeutend Wort, weil es uns, wie die andern ähnlichen, nur als Pest zugekommen, Teutscher Wurzel nicht entsprossen ist.

Die *alte Sitte* war Volkstracht. Jeder Edle ehrte sich in seinem Volke, und sein Volk in sich, und bekannte sich auch gern durch äußere Zeichen zu demselben.

Schön, reich, dauerhaft war die alte Teutsche Tracht, zweckmäßig, und dem Klima angemessen. Jetzt sollte man meinen, es gäbe so wenig ein besonderes Klima mehr, als noch vor zehn Jahren einen besonderen Geist des Volkes. Beinahe hätte man vergessen, daß es außer Franzosen noch Menschen giebt, wenn nicht mit Einmal ganz Europa bewiesen hätte, daß wir weder Vassallen der *Bajazzo-Roma*, Paris⁹¹, noch Knechte des Korsen sind, sondern ein großes, herrliches Volk, Teutsche, Russen, Britten, Hispanier, jeder wiederum seines Namens würdig. Frack und Chemise⁹² haben unser Gemüth nicht umgeschaffen, aber unser Gemüth schaffe die Tracht um!

Nicht belächeln wollen wir den, von mehreren ausgezeichneten Schriftstellerinnen neu ausgesprochenen Wunsch, die herrliche Volkstracht Teutscher Frauen wieder einzuführen! Auch äußerliche Zeichen müssen bekennen, daß wir stolz auf unser Vaterland sind. Der Name *Teutsche* ist ein Ehrenname! Wie das Erröthen der innern Zucht, gehört die züchtige Tracht der reinen Gesinnung und Aufführung.

Nehmt, liebe Teutsche Schwestern, recht schnell das ehrbare und zugleich so wohl kleidende Gewand von schwarzem Zeuche, von haltbarem Stoffe, sey es nun Atlaß, Sammt, Mohr- oder Nonnenzeuch wieder! Verziert die *langen* Ärmel mit Schnüren und Bauschen, umgebt den Hals mit anmuthigen Kragen, gestickte, Spitzen-, einfache, je nachdem Stand, Vermögen, Geschmack es heischen! Laßt die anmuthigen Kopf-Aufsätze des fünfzehnten Jahrhunderts, die lieblichen Federhüte sich auf den Locken wiegen, eure Kleidung sey bei festlichen Zusammenkünften auch farbig, und reich verziert, aber im Reichthume dauerhaft, und von bleibender Schönheit! Wechselt tausendfach in den *Zierathen*, nie aber in *Schnitt* und *Form* des Kleides! Welche seit dreißig Jahren verheirathete Frau besitzt ihr Brautkleid noch, und kann es noch tragen? Keine! Ehemals schmückten sich die Frauen damit an Geburtstagen, bei der Silberhochzeit, bei der goldnen! – Wie wenige haben diese Feier zu begehen!!! –

Vor Alters war das Brautkleid das Köstlichste. Süße, heilige Erinnerung des entscheidendsten Tags des Lebens knüpfte sich ihm an, auf die späte Zeit. Laßt das *Brautkleid* wieder seine Hei-

ligkeit empfangen. *Es sey das einzige, das weiß seyn dürfe!* Es sage durch seine Farbe und seine würdevolle Verzierung, daß auch der Ehestand ein Stand der Reinheit, der Strenge, der Duldsamkeit, der Treue, der Liebe der Ordnung und des Fleißes seyn soll. Laßt es eurem Stande und Reichthume nach von mehr oder minderer Pracht seyn. Die Tochter des Thrones glänze in Silberstoff mit Juweelen, die wackere Bürgerstochter schmücke der feine baumwollene Zeuch, zwischen diesem sind die Abstufungen leicht zu bestimmen. Thut mehr, biedere Hausfrauen! *Bittet die Regierungen um Gesetze, welche jedem Volksstande seine erlaubten Formen zu Kleidungen bestimmen, damit die bescheidene, dürftige Hausmutter in ihrer einfachen, ihrem Stande angemessenen Kleidung von der Verschwenderin nicht gedemüthigt, die Arme, Leichtsinnige, durch böses Beispiel nicht zur Nachahmung hingerissen, zu unerlaubten Mitteln greife, sich den Wohlstand zu verschaffen, der ihr abgeht!*

Ich bin nicht der Meinung derjenigen, welche ausländische Zeuche verboten sehen möchten. Der heitere Verkehr des Handels bringt Leben, Geselligkeit und Wohlstand in die Länder. Sammt und Atlaß sind schön, Lyoner Stoffe dauerhaft, und mit der Zeit können wir selbst solche Fabriken haben, und aus dem Auslande nur die rohen Materialien kaufen. Was man *Luxus* nennt, soll in gewissem Sinne nicht untergehen, aber die *Pracht* soll dem *Reichthume* nicht mehr gehören, sondern der *Hoheit*, dem *Range* ganz allein; man soll die Prinzessin von der Frau des *Parvenu*⁹³ beim ersten Blicke unterscheiden können, so verliert zugleich die Bereicherungssucht, die Mutter des gräßlichen Egoismus, einen ihrer mächtigsten Reize, und wer nicht zu einem großen Loose geboren ist, wird nicht mehr nach dem *Schein* der Größe ringen, der ihm untersagt ist, auch wird der Reiche den Armen nicht mehr demüthigen dürfen.

Dem *Verderben* des Luxus wird der gehörige Einhalt gethan seyn, wenn *jedem Stande seine eigne Form* angemessen ist. Laßt auch, um den Wohlstand des Handelsmanns zu befördern, durch die vornehmeren Classen hindurch – Adel, bürgerliche, privatisirende, Reiche, Handelsleute dieselben *Zeuche* erlaubt seyn, doch nicht dieselben *Verzierungen*. Die Tochter des Thrones und

ihr Hof seyen in Allem von dem Übrigen unterschieden; die Diakasterianten-Frauen⁹⁴, Adelige, wie Andere, seyen dem Range ihrer Männer gemäß gekleidet, und haben ein Recht, ihre Kleider zu verzieren, das die Übrigen nicht haben. Die Frauen der Officiere gleichfalls. Und vor Allem zeige sich die Frau des Handwerksmanns, des Gastwirths, nicht mehr als *Madame*, sondern die ehrbare Haube mit Spitzen, der bürgerliche Schnitt von Rock und Mieder, die schöne Schürze bezeichne ihren Stand. Der Dienstmagd werde die sittsame Haube wieder aufgesetzt, die sich für ihren Stand paßt. Die Kammerjungfer benutze nicht mehr den abgelegten Staat der Herrschaft. Jede Teutsche Frau und Jungfrau strebe vielmehr, sich ihrem Stande gemäß zu zeigen, und jede ehre ihren Stand durch ihre Redlichkeit und Unbescholtenheit! Es ist etwas Schönes, jedem Verstoß, jedem Mißgriff, jedem Zufall Vorbeugendes, wenn man auf den ersten Blick weiß, weiß Standes die Person ist, die man vor sich sieht. Es erleichtert die Pflichten der Geselligkeit; so z. B. wäre es wünschenswerth, daß *Frauen* nie mehr mit bloßem Haupte erschienen, sondern daß ein, wenn noch so leichtes, Häubchen oder Hütchen sie von den Jungfrauen unterschiede. Nur diese flechten die Locken mit Blumen und Bändern, und dürfen das leichtere, kindlichere Gewand auch wohl mit *kurzen* Ärmeln tragen, es sey das Vorrecht der Unschuld; der *lange* Ärmel bezeichne die *Frau*, der *Kopfputz* eben so. Die Gesundheit erfordert bei der verheiratheten, bei der, die Mutter *wird*, oder *wurde*, mehr Bedeckung. Mit dieser Sitte verschwinde jede Anmaßung auf Mädchenhaftigkeit, der Stand der Jungfrau bleibe wünschenswerther noch zu erhalten, und der Fremdling, durch den ersten Blick belehrt, daß der reizende Gegenstand seiner Aufmerksamkeit das Eigenthum eines Andern ist, verweile nur mit schüchternen Bewunderung auf der *Teutschen Frau!* –

Die bisherige Griechische, eigentliche *Pariserinnen*-Tracht aber, mit dem offenen Busen, dem entblößten Nacken und Rücken, dem *ganz* kurzen, durchsichtigen Ärmel, den wenigen, jede Form bezeichnenden Falten, sey nicht bloß zur Auszeichnung der öffentlichen Mädchen denselben *verstattet*, sondern diesen sogar ganz ausdrücklich von der Polizei, als der ihren

Neigungen und ihrer Lebensweise so angemessenen Tracht, *anbefohlen*.

Schon der Name des *Angesichts* in *allen* Sprachen: *viso*, *visage*, *face* u. s. w. bezeichnet, daß es der einzige Theil des Körpers ist, den Gesittete zur Schau tragen sollen. Auch die Natur hat es gesagt, denn ihm nur hat sie die Augen verliehen. Selbst das Thier ist von der Natur sittsam bekleidet, der Mensch muß sich selbst bekleiden, durch die Freiheit wächst das Verdienst seiner Sittsamkeit, wie durch die Freiheit des Willens überhaupt das Verdienst aller Tugend erhöht wird, die als Nothwendigkeit keine Tugend seyn könnte. Die Erste der Tugenden aber ist Zucht und Beispiel, äußere Würde. Das Täubchen trägt sein anmuthiges Gefieder, die Frau sey aus Wahl, was das Täubchen aus Nothwendigkeit ist, von Kopf zu Fuß hold und sittsam verhüllt. Wie sehr gewinnt jeder weibliche Reiz durch die heilige Sittsamkeit! Wie wohlkleidend ist sie! Wie bringt sie Ordnung, Ruhe, Lieblichkeit in alle Verhältnisse, wie Ehrfurcht gebietend ist sie! Wie muß sich der Gemahl freudiger der Lieblichkeiten der Gestalt seiner holden Gattin bewußt seyn, wenn er weiß: kein frecher Blick entweihte je die Lilien dieses Busens, von Innen bewahrt durch Treu, von Außen durch Scheu! Fahrt immer fort, theure Mitschwestern, wie seit einiger Zeit, Hals und Busen in die anmuthige Hülle der Halskrausen zu bewahren, vor den Blicken der Frechheit, und vor den bräunenden Stichen der Sonne, vor dem Einflusse der Luft zugleich; denn die *Gesundheit* gebietet Verhüllung der Busen und Arme. Alle Ärzte kommen darin überein, jedoch ist bei den *Jungfrauen* die Nothwendigkeit der Verhüllung des *Arms* minder stark und wichtig! – Auch der Zartheit und Weiße der Haut ist die Verhüllung günstig. Seit sich die kleinen Mädchen beinahe so bloß wie Frauen kleideten, sah man wenig sanfte weiße Haut mehr an Arm, Busen und Nacken, und man müßte zu künstlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen, um so weiß zu seyn, wie Gemälde zeugen, daß unsre Ahnfrauen waren.

Bei der durchgängig eingeführten strengen und keuschen *Form* wird sich auch da, wo sie noch fehlen sollte, die innerliche Zucht wieder einfinden, weil das Eine aus dem Andern nothwendig hervorgehen muß. Vielen Veranlassungen zu Vergehungen ist

dadurch Einhalt gethan, daß die Wünsche beschränkt sind, und der äußere Anstand sittsam gekleideter Frauen wird der Eitelkeit der Männer Nahrung versagen, die in Entblößungen immer noch nicht das Werk der Mode, sondern das Werk der Gefallsucht sehen wollen.

Ein anderer wesentlicher Vortheil entspringt aus der Volkstracht; sie verbannt aus den Köpfen das peinliche Streben nach neuer Erfindung, aus den Gesellschaften die Anmerkungen über Kleid und Haube. Sie thut jeder Frivolität Einhalt, es ist lieblicher über die Erziehung der Kinder, über die Pflege der Geschwister, über gute Bücher, über Ausbildung einiger anmuthiger Talente, die das häusliche Leben erheitern, als über einen neuen unerhörten Kleidungs-Schnitt zu sinnen. Auch die Sorge für das Hauswesen und dessen Flor erfordert eine Aufmerksamkeit und Folge, besonders in diesen Zeiten, welcher die Sorge für den Putz Schaden thut. Die einzige Sorge einer Teutschen Hausfrau sey dann hohe Reinlichkeit und Ächtheit des Anzugs, man gebe den Parisern nicht mehr Gold für bunte frische Lumpen, die in drei Tagen unscheinbar sind, das Geld bleibe im Lande, und die Teutsche Jungfrau spinne wieder einen feinen gleichen Faden zu Leinwand zur Ausstattung, da doch bisher Alle, deren Mütter spinnen, die selbst aber kein Garn mehr spinnen wollten, nicht Seide gesponnen haben. –

Durch alle Lande Teutschen Bodens hindurch ist schon der Ruf, der Wunsch erschollen. Viel Städte tragen sich fast allgemein schon Teutsch, aber es sey denn bleibend, es sey eine kostbare, geliebte Ehrentracht, von dem jede, die ihren Namen befleckt, ausgeschlossen sey! Es sey das Bundeszeichen zum Guten, Sittlichen, zum Abscheu des Fremden, zur ewigen Wiederkehr Teutscher Zucht und Würde, vor Alters berühmt bei allen Völkern des Auslands, und jetzt schon wieder glänzend, als Morgenroth heiliger Zukunft!

W. v. Ch.⁹⁵: Was Sitte, was Mode sey, oder Teutscher Frauen Volkstracht erfordert für Gesundheit, Wohlstand, Zucht und Schönheit ein wehmüthig ernstes Wort. In: Journal des Luxus und der Moden. Bd. 30. Junius 1815, S. 332–340.

PÄDAGOGISCHE KULTUR

Christian Gotthilf Salzmann: Das Schnepfenthaler Erziehungskonzept

Gemeinsam mit Johann Christoph Friedrich GuthsMuths (1759 – 1839) gründete und leitete Christian Gotthilf Salzmann (1744 – 1811) auf dem Landgut Schnepfenthal bei Gotha eine Erziehungsanstalt im Geiste der pädagogischen Reformbewegung des sog. ›Philanthropismus‹. Von aufklärerischem Vertrauen in die sittlich positiven Fähigkeiten der menschlichen Natur getragen, sollte den Schülern Lebens- und Berufstüchtigkeit beigebracht, praktische Bildung und rückhaltlose Gemeinnützigkeit anezogen werden. Fleiß, Ordnung und Sauberkeit galten für die obersten Tugenden; zum Zwecke der Entfaltung kindlicher Geistes- und Körperkräfte setzte man gleichermaßen auf Naturnähe und Gartenarbeit, Werk- und Turnübungen, Sprach- und Religionsunterricht. Anreize sowie Belohnungen ergänzten das Erziehungssystem. Bloßer Indoktrination mit vorgestanztem Wissen stand C. G. Salzmann dagegen ablehnend gegenüber. Als pädagogische Methode der Wahl favorisierte er vielmehr die Anregung zu eigenständigem Denken mit Hilfe von Fragetechnik (vgl. Text 39) und negativem Beispiel (vgl. Text 40 und Abb. 3).

39. Etwas von Juden

Da ich eben im Begriffe war, weiter zu reisen, kam mir ein Wagen entgegen, in dem ein Frauenzimmer saß. So bald sie mich erblickte, rief sie mich bey Namen, fragte, wohin ich reiste? nach Halberstadt, war meine Antwort. Und Sie? wo reisen Sie hin? fragte ich: Nach Dessau, antwortete sie.

Da war nun herzliche Freude, daß wir hier so unvermuthet einander antrafen. Wir gaben einander die Hände, erkundigten uns, wie es zeither gegangen wäre? wie sich die Familien befunden hätten? wünschten alsdenn einander glückliche Reise, ich bestellte Empfehlungen nach Dessau, und sie nach Halberstadt. Und nun reiste jedes seinen Weg.

Könnt ihr wohl rathen, wer dieses Frauenzimmer gewesen ist? wir wollen es versuchen. Ihr habt die Erlaubniß zu fragen, und ich beantworte eure Frage entweder mit Ja oder Nein.

Fragt also, ich will antworten!

War sie aus Deutschland?

Ja.

Aus dem obersächsischen Kreise?

Nein.

Aus dem Niedersächsischen?

Ja.

Aus dem Preußischen?

Ja.

Aus dem Magdeburgischen?

Nein.

Aus dem Halberstädtischen?

Ja.

Aus Halberstadt selbst?

Ja.

War sie lutherisch?

Nein.

Reformirt?

Nein.

Katholisch?

Nein.

Griechisch?

Nein.

Socinisch?⁹⁶

Nein.

Na, Na, eine Naturalistin?⁹⁷

Nein.

Und was soll sie denn sonst gewesen seyn?

Ja, meine Lieben, es giebt gar viele Leute auf der Welt, die weder Christen noch Naturalisten sind.

Ach! nun weiß ich es, eine Türkin?

Wie kommen denn die Türken nach Halberstadt?

Eine Jüdin?

Getroffen! eine Jüdin! und da wohl wenige von euch Bekanntschaft unter den Halberstädtischen Juden haben, so will ich euch mit fernern Fragen verschonen. Sie war wirklich eine Jüdin aus Halberstadt. Vor einigen Monaten hatte sie ihre Tochter an den Sohn des Juden, mit dem ich immer zu handeln pflegte, verhey-rathet, dieser hatte mich zur Hochzeit einladen lassen, und da hatte ich sie kennen lernen.

Ein Christ, sagt ihr, auf einer Judenhochzeit? und noch dazu ein Lehrer der Religion? das ist doch sonderbar!

Und warum denn sonderbar? Wenn unser Erlöser, JESUS, auf die Hochzeit eines ehrlichen Juden wäre eingeladen worden, ists nicht wahr, er hätte die Einladung angenommen? Warum sollten es denn die nicht thun, die seine Lehre erklären und vortragen? Sind denn die Juden nicht Gottes Kinder? verehren sie nicht eben den Gott, den wir verehren?

Aber sie verehren doch Jesum nicht!

Freylich nicht. Wenn aber eure lieben Eltern Juden wären, würdet ihr da wohl Jesum verehren?

Schwerlich.

Gewiß nicht. Denn da jedes gute Kind die aufrichtigste Liebe und Hochachtung gegen seine Eltern hat, so glaubt es gern was sie ihm sagen. Wenn sie also versichern: die jüdische Religion allein ist wahr, so glauben sie es gern und werden Juden.

Aber die Juden sind doch sehr sonderbare Leute, essen kein Schweinefleisch, keinen Hasenbraten, wer kann denn mit solchen Leuten umgehen?

Das ist freylich wahr. Und ich muß euch noch mehr sagen; sie essen und trinken fast gar nichts mit uns. Ich habe oft meine jüdischen Freunde, wenn sie zu mir kamen, gebeten, daß sie an meiner Mahlzeit Theil nehmen, oder wenigstens ein Glas Wein mit mir trinken sollten. Sie haben mich aber allezeit gebeten, daß ich sie mit solchen Zumuthungen verschonen sollte, weil ich wohl wüßte, daß ihnen ihr Gesetz dieß untersage. Das war mir freylich nicht lieb, aber böse konnte ich deswegen doch nicht auf sie seyn: Sie thaten ja weiter nichts, als was sie von ihren lieben Eltern gesehen und gehört hatten. Warum essen wir denn nicht auch Pferdefleisch, wie die Tartarn thun? ists nicht wahr,

deswegen, weil unsere Eltern Abscheu gegen dasselbe bezeigt haben. Handeln wir also nicht eben so wie die Juden? Und wenn der Jude nicht mit mir essen und trinken will, darf ich denn deswegen nicht mit ihm essen und trinken?

Aber sie sind doch Betrüger?

Nein, meine Lieben, das gebe ich euch durchaus nicht zu. Ich habe so manchen braven Juden kennen lernen, den ich nie auf einer schlechten That antraf, der mir viele Beweise von Ehrlichkeit und Dienstwilligkeit gegeben hat. Und solche Leute sollten Betrüger seyn? das kann ich schlechterdings nicht zugeben. Daß es unter ihnen Betrüger giebt, leugne ich nicht. Ich selbst bin einigemal betrogen worden. Giebt es aber nicht auch Betrüger unter den Christen? seydt ihr nicht selbst bisweilen von ihnen betrogen worden? wäre es nun wohl recht, wenn ein Jude geradezu sagen wollte: die Christen sind Betrüger?

Das wäre nun freylich nicht recht. Man hat ja aber gar viele Exempel, daß die Juden gegen die Christen sehr tückisch und boshaft sind. Sie haben ja bisweilen die Brunnen vergiftet, Christenkinder ermordet, und ihr Blut getrunken.

Das ist alles erlogen, meine Lieben! das haben alles boshafte Christen erdacht. Und wenn nun Christen solche boshafte Verleumdungen den Juden nachsagen, wäre es da wohl Wunder, wenn mancher Jude tückisch und boshaft würde? Und wenn ihr nun an den Zoll denkt, den die Juden entrichten müssen –

Was denn für einen Zoll?

Davon wißt ihr noch nichts? In den mehresten deutschen Provinzen muß ein durchreisender Jude von seiner Person eben sowohl Zoll entrichten, wie Thiere, die zu Markte getrieben werden. Ich kenne Städte, wo ein Jude für jeden Tag, den er da leben will, einen Dukaten erlegen muß, ist dieß nicht traurig? wenn darüber mancher tückisch und boshaft würde, dürften wir uns wohl darüber wundern?

Man hat uns aber gesagt, sie wollten nicht arbeiten, sondern immer nur handeln, dadurch nähmen sie den Christen alle Nahrung weg. Deswegen wird man ihnen wohl diesen Zoll auferlegt haben.

Das ist auch nicht ganz wahr, daß sie nicht arbeiten wollten. Sie können ja nicht arbeiten, weil man es ihnen nicht erlaubt.

Nicht erlaubt? das wäre ja sonderbar.

So ist es aber wirklich. In den wenigsten Ländern ist es ihnen erlaubt Handwerker zu erlernen. Wenn sie also dieselben nicht erlernen dürfen, so können sie ja dieselben auch nicht treiben, sie können ja also nicht arbeiten.

Nun das ist aber auch wirklich nicht recht.

Freylich ist es nicht recht. Es ist diese Art, die Juden zu behandeln, in den alten Zeiten eingeführt worden, da die Menschen noch hart und rauh waren, und nur nach und nach wird sie abgeändert werden können. Wir können dazu nicht viel beytragen, aber das wollen wir doch thun, daß, so oft wir einen Juden sehen, wir uns erinnern: das ist auch ein Kind meines Gottes, das ist auch mein Bruder; wollen sie deswegen nie beleidigen, sondern ihnen dienen, wo wir können. Da werden sie auch mehr Liebe zu uns bekommen, und mancher, der durch die Kränkungen, die er von den Christen erdulden mußte, gegen uns erbittert wurde, wird dadurch gebessert werden. Es ist nicht genüg, daß wir eine bessere Religion haben, wir selbst müssen auch besser seyn.

[*Christian Gotthilf Salzmann:*] *Etwas von Juden. In: Ders.: Reisen der Salzmannischen Zöglinge. Bd. 1. Leipzig [1784], S. 31–38.*

40. Mittel, Kindern das Lügen zu lehren

Halte sie fein frühzeitig zum Lügen an!

Hierinne hatte Meister Stephan eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit. Er ließ fast keinen Tag vorübergehen, ohne den kleinen Stephen angehalten zu haben, wenigstens eine Lüge zu sagen. Merkte er, daß jemand ihn besuchen würde, der ihm nicht gelegen war, so stellte er ihn in die Thür, und sagte: Du! wenn der oder der kommt, und fragt, ob dein Vater zu Hause wäre? so sprich: Vater ist nicht zu Hause; Vater ist über Feld gegangen.



Abb. 3 Titelblatt von Christian Gotthilf Salzmanns
»Krebsbüchlein« (vgl. Text 40)

Kam etwa eine arme Frau oder Kind, das etwas Brod verlangte: so sagte Meister Stephen zu seinem Söhnchen: geh hin! sprich, wir hätten heute selbst kein Brod, wir säuerten diesen Abend erst.

Das Söhnchen gieng nicht gern in die Schule, und versäumte sie daher oft, unter allerley wichtigem Vorwande. Kam nun der andere Tag, so furcht es sich noch mehr, die Schule zu besuchen. Ich gehe nicht in die Schule, hieß es, ach! ich gehe nicht in die Schule, ich kriege Schläge, weil ich gestern nicht darinne gewesen bin. Aber Meister Stephen wußte bald Rath zu schaffen. Närrchen! sagte er, du kannst ja nur sprechen, du hättest gestern eine Purganz⁹⁸ eingenommen gehabt, oder hättest für mich ein paar Wege gehen müssen. Die Schuldiener müssen es ja wohl glauben.

Die Frau Stephen war etwas genau, und wendete einen Pfennig zehnmal um, ehe sie ihn ausgab. Wann nun das Söhnchen sie bat: Mutter! gieb mir einen Pfennig, ich will mir eine Semmel kaufen; oder wenn er sie um einen Dreyer zu Kirschen oder Erdbeeren ansprach: so bekam es gemeiniglich die Abfertigung: Peperlepep! ob so ein Junge, wie du bist, von allen Narrentäppchen hat, oder nicht. Demohnerachtet aß aber doch Stephen alle Tage Kirschen, oder Erdbeeren, oder was sonst die Jahreszeit mit sich brachte. Sein Vater steckte ihm einen Dreyer nach dem andern zu, gab ihm aber allemal die väterliche wohlmeynende Erinnerung: da hast du einen Dreyer! Geh hin, kaufe dir etwas! Laß es aber deiner Mutter nicht sehen! Und wenn sie es sieht, so sprich: dein Pathe hätte dir das Geld gegeben.

Der junge Stephen machte in kurzer Zeit im Lügen einen ungemeinen Fortgang. Er war im Stande, ganze Geschichten, von denen kein Wort wahr war, zu erzählen, ohne roth zu werden. Da lachte nun der Alte, daß ihm der Bauch schütterte und sagte: das ist ein durchtriebener Vogel, der hat den Kopf auf dem rechten Flecke.

Aber freylich machte er, da er größer wurde, auch manches Stückchen, das seinem Vater nicht gefiel.

Des Sonntags früh gieng er gemeiniglich in ein Brandeweinhaus, und sagte bey seiner Zurückkunft, er wäre in der Kirche

gewesen. Fragte ihn sein Vater, was er aus der Predigt gemerkt hätte: so wußte er ihm so vieles zu erzählen, daß es dem Vater gar nicht einfiel, in ihm ein Mißtrauen zu setzen.

Die Woche hindurch lief er halbe Tage lang von der Arbeit, mit dem Vorwande, er sollte zum Pathen, zur Base oder Großmutter kommen, und gieng in die lüderlichsten Häuser, wo er einen Gulden nach dem andern sitzen ließ.

Der Vater vermißte nach und nach Geld, Wäsche und Handwerkszeug. Es gieng ihm im Kopfe herum. Ich muß, sagte er einmal bey Tische, einen Spitzbuben im Hause haben, das kann nicht anders seyn. Den muß ich herauskriegen, es koste was es wolle. Der junge Stephen ward weder blaß noch roth. Er kriegte den Vater auf die Seite, und zischte ihm in das Ohr: wollt ihr wissen, wer euer Dieb ist? das ist der Geselle. Der läßt in allen Wirthshäusern so viel aufgehen, daß die ganze Stadt davon spricht. Nicht wahr, es ist euch ein Rößchengulden weggekommen? wirklich? nun seht, den hat er am verwichenen Sonntage im Gasthofe auf das Spiel gesetzt.

Natürlich mußte dies Meister Stephen ärgern. Er lief wüthend auf den Gesellen loß, schalt ihn einen Dieb, einen Spitzbuben – Den höre ich, sagte der Geselle. Der Spitzbube soll euch theuer zu stehen kommen.

Er lief auf das Rathhaus, verklagte seinen Meister, und brachte es dahin, daß ihm dieser Abbitte und Ehrenerklärung thun, und noch überdieß etliche Gulden Strafe erlegen mußte.

Wie es nun zu gehen pflegt. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Meister Stephen kam nach und nach hinter alle Schelmereyen seines Sohns. Er schmälte⁹⁹, er prügelte, er drohte mit dem Zuchthause, das half aber alles nichts. Meister Stephen wurde nach und nach zum armen Manne. Da er zuvor etlichen Meistern Arbeit gegeben hatte, so kam es mit ihm endlich so weit, daß er selbst als Geselle bey andern arbeiten mußte. Da soll er nun oft gegen seine Mitarbeiter geklagt haben: Ich armer Mann! In alle das Unglück hat mich mein Junge, der Galgenstrick, gestürzt. Kein wahr Wort geht aus seinem Maule. Er lügt, wie ein Vogel in der Luft fliegt. Wenn ich nur wissen sollte, wo er das verdammte Lügen gelernt hätte!

Christian Gotthilf Salzmann: Mittel, Kindern das Lügen zu lehren. In: Ders.: Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder. 3. Aufl. Erfurt 1792, S. 105–121, hier S. 105–109.

Johann Gottfried Herder: Pädagogik als Humanwissenschaft

Eigentlich Philosoph, Theologe und Schriftsteller, war Johann Gottfried Herder (1744 – 1803) seit seiner Berufung nach Weimar (zum 1. Oktober 1776) auch mit pädagogischen Aufgaben betraut. Ihm wurde neben dem gesamten Kirchen- auch die Zuständigkeit für das Schulwesen des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach übertragen. In dieser Eigenschaft gab J.G. Herder nicht nur ein ›Buchstaben- und Lesebuch‹ (Weimar 1787) heraus; bei Gelegenheit der Amtseinführung verschiedenster Lehrkräfte äußerte er seine pädagogischen Ansichten auch in sog. ›Schulreden‹. Überzeugt vom absoluten Vorbildcharakter antiker Kultur, dem ›ewigen Muster des richtigen, guten und geübten Geschmacks‹, forderte er die Erziehung wenigstens der Gymnasiasten zur Humanität, dem ›untrüglichen Gefühl für Ebenmaß, Richtigkeit und Wahrheit‹. Nicht Fertigkeiten im Sinne C. G. Salzmanns (vgl. Text 39 – 40) gilt es nach J.G. Herder auszubilden, sondern Fähigkeiten zur individuellen Selbstverwirklichung mittels eines forcierten Studiums von Sprache und Geschichte, Mathematik und Geographie: ›Zur Menschheit und für die Menschheit gebildet soll unser Geist und Herz werden, und was uns dazu bildet, ist studium humanitatis.‹ (J. G. Herder)

41. Vom ächten Begriff der schönen Wissenschaften und von ihrem Umfang unter den Schulstudien

Wir schreiten jetzt zu dem Zweck den das öffentliche Blatt angekündigt hat, und ich wähle der allgemeinen Verständlichkeit wegen hiezu die Deutsche Sprache, so wie ich auch dem neuen

Lehrer deßen Antrittsrede ich nur einleite, die Wahl derselben überlaßen, ja gewißermaasse aus der Ursache empfohlen habe, weil sie zu den Wißenschaften, die er zu lehren hat, verständlicher einleitet, als wenn er in der alten Römischen spräche. Denn ob zwar billig das Gesetz im Gange bleibet, daß der neue Lehrer eines *Gymnasii* seine Antrittsrede Latein halte, so kann doch in dem gegenwärtigen Falle hiebei füglich eine Ausnahme statt finden, da über die Fähigkeit unsres Professors eine Lateinische Rede halten zu können kein Zweifel obwaltet, und der Zweck zu welchem eigentlich seine Stelle gestiftet worden, nützlicher zu einem Deutschen Vortrage führet. Ob nämlich der Professor gleich auch Latein lehret, so ist ihm doch insonderheit ein Theil der Wißenschaften angewiesen, die nach dem Mode-Ausdruck unsrer Zeit bald die *schönen*, bald die *reellen Wißenschaften* genannt und also in der Deutschen Sprache gelehrt werden. Da es nun sowohl in Bestimmung als in Anwendung dieses Begriffs *auf den Kreis der Schulwißenschaften* mancherlei Misverständniße und Irrungen giebt, durch welche die Jugend selbst soweit verführt wird, daß sie oft als schöne Wißenschaften liebt, was sie fliehen und dagegen verachtet, was sie schätzen sollte: so hoffe ich dem Zweck der heutigen Versammlung nicht zuwider zu handeln, wenn ich vom ächten Begriff der sogenannten schönen Wißenschaften und von ihrem Umfange unter den Schulstudien rede. Ich rede insonderheit für die Jugend und maasse mir nicht an, Erwachsenen über diese Materie etwas zu sagen, was sie nicht schon wüßten oder selbst vielleicht beßer als ich überdacht haben; um so viel mehr aber wird ihre Nachsicht mir ein geneigtes Ohr gönnen, je mehr sie selbst die Folgen überlegt und wahrgenommen haben, die aus einem irrigen und verkehrten Begriff dieser Sache nach dem Geschwätz unsrer Zeit bei Jungen und Alten nothwendig entstehen müßen, wenn solche nicht durch eine richtigere Idee verbeßert und gleichsam mit der Wurzel ausgerottet werden.

Den Alten, Griechen und Römern, war der Ausdruck „schöne Wißenschaften“, sofern sie den gründlichen oder gar den nützlichen Wißenschaften entgegengesetzt werden, nicht bekannt; und doch sind sie es, die das Schöne in jeder Wißenschaft und

Kunst des menschlichen Verstandes am scharfsinnigsten erforscht und am glücklichsten geübt haben. Die Griechen nannten das, was wir schöne Wißenschaften heißen, Künste der Muses, und verbanden damit den Begriff, den die Römer nachher durch das Wort *literae humaniores* oder *studia humanitatis* wie mich dünkt, sehr glücklich ausdrückten. Sie verstanden dadurch alles, was den Menschen zum Menschen macht, was die Gabe der Sprache, der Vernunft, der Geselligkeit, der Theilnehmung an andern, der Wirkung auf andre zum Nutzen der gesammten Menschheit, kurz alles was uns über das Thier erhebt und die seyn lehrt, die wir seyn sollen, ausbildet und befördert. Ohne Zweifel werden wir mit diesem Begriff auf den würdigsten und nützlichsten Zweck geleitet, der unsrer Natur vorgesteckt ist, und der sogleich alle die Mißverständniße, alle die kleinen und schlechten Nebenbegriffe ausschließt, die in dem Wort schöne Wißenschaften nach dem heutigen Modegebrauch liegen. Denn bei diesen ist man sehr geneigt, sich entweder bloß eine müßige Beschäftigung mit dem was Schön ist, vielleicht ohne Anwendung und Ausübung zu denken, oder gar alles Nützliche, Schwere und Gründliche auszuschließen und mit einem bloßen Wortgepränge, mit einem Flitterstaat in Bildern, in gezierten Ausdrücken, in Sylbenmaassen, und romanhaften Einkleidungen davon zu laufen; dahingegen der Begriff der Alten, nach welchem *nur das schöne Wißenschaft* ist, was die *Menschheit in uns* bilden, zieren und veredeln, was uns für die Gesellschaft brauchbar, tüchtig, und derselben angenehm machen kann, damit uns also auch die edelste Freude, den schönsten Genuß unser selbst gewähret, uns auf ganz andre Wege leitet. Laßen Sie uns sehen, H.[ochverehrte] V.[ersammlung], wie die Alten diesen würdigen Begriff anwandten, und was von dieser Anwendung in den Kreis der Schulstudien gehöre.

Sprache ists, die den Menschen vom stummen Thier unterscheidet; ohne sie fände der Gebrauch der Vernunft nicht statt, und dies herrliche Geschenk des Himmels bliebe eine todte, Nutzlose Gabe, wenn sie nicht durch Worte gleichsam lebendig, brauchbar und nützlich würde. Alles also, was von Kindheit auf unsre Sprache ausbildet, was uns vernünftig, genau und be-

stimmt, was uns angenehm, leicht, überzeugend oder herzbewegend sprechen lehrt, bildet in uns den Sinn der Menschheit und das edelste Werkzeug aus, mit andern Menschen zusammenzuleben und auf sie zu wirken. Hierinn haben es nun die Griechen und Römer vielleicht allen andern Nationen der Welt zugezogen, und ich fürchte, daß sie in der Geschichte immer die Einzigen ihrer Art bleiben werden. Sie hatten ihre Sprache, und mit derselben ihren Geschmack, ihre Vernunft, ihre Beredsamkeit und was sie den Sinn der Menschheit nannten, so ausgebildet, wie wenige oder vielleicht keine neuere Sprache hat ausgebildet werden können, weil jene Anlässe öffentlich zu reden und durch den Vortrag auf eine große Menge, ja auf die wichtigsten Glieder des Staats zu wirken bei den neueren Völkern selten oder gar nicht statt gefunden haben; viele andere Ursachen zu geschweigen. Unter solchen Veranlassungen nun, da in Poesie und Prose der öffentliche Vortrag alles galt, bildeten sich die Sprachen der Griechen und Römer zu einer bestimmten Genauigkeit, zu einer Macht, Harmonie und Schönheit, die auf dem Markt oder auf der Schaubühne, vor den Richtersthühlen oder in einem erwählten Kreise von Zuhörern und Kennern jene Wunder wirkten, von denen die alte Geschichte uns erzählt. Man sprach von menschlichen Dingen zu Menschen, zu gegenwärtigen Menschen, die man unterrichten, überzeugen, rühren, erweichen, lenken oder bilden wollte. Nothwendig also setzte man zu diesem Zweck Alles in Bewegung und vernachlässigte eben so wenig das Ohr, als das Herz der Zuhörer, das man erschüttern, die Phantasie, die man erregen, den Verstand, den man überzeugen wollte. Man übte sich, diesen Zweck zu erreichen, von Jugend an, und brachte es in der Fertigkeit, bestimmt, schön, mächtig, reich, fließend, oder mit Nachdruck zu reden, zu einer Höhe, vor welcher uns jetzt schwindelt. Beinah aus dem Stegreife hielt Cicero seine Rede für den Roscius: in wenigen Tagen hielt er seine Katalinischen und Philippischen Reden schnell auf einander: in weniger als zwei Monaten schrieb er seine drei Bücher von der Natur der Götter, zwei von der Divination, seinen Lälus und Cato: in weniger als drei Jahren alle seine philosophischen und die meisten rhetorischen Werke, nicht nur die wir haben, son-

dern auch viele, die untergegangen; und das alles nicht in einer trägen Muße, sondern mitten im Strom einer Strudelvollen Republik, unter einer Menge der wichtigsten, selbst Gefährvoller Geschäfte. Wer das thun will, muß gewiß seine Seele besitzen und sowohl seine Sprache als einen reichen Vorrath von Sachen, Kännntnißen und Erfahrungen bereit haben. Eben so erstaunen wir, wenn der Griechische Sophokles einige achtzig Trauerspiele, viele in kurzer Zeit, schreiben konnte, deren Reste wir noch bewundern: wir erstaunen über die Menge Schriften, die von Aristoteles, Plutarch, Polybius, u. a. angeführt werden, und die alle doch das Siegel der Vollkommenheit auf sich tragen; welches nebst vielen andern Ursachen auch daher rühret, daß die Sprachen, in welchen sie dachten, redeten und schrieben, genau- und schöngebildete Sprachen waren und sie im Gebrauch derselben durch unermüdete Übung eine Fertigkeit erlangt hatten, welche wir nur zu oft versäumen. Wer von uns Schreibern und Skribblern getrauet sich, Bücher zu machen, die in Ansehung der Schreibart, noch mehr aber in Ansehung der Denkart an die Einfalt und Pracht, an die Kürze und Fülle, an die Reinigkeit und Bestimmtheit jener alten Meisterwerke reichten? Wer getrauet sich, es in so kurzer Zeit zu thun, wie jene es gethan haben? Also stehen diese Altväter der menschlichen Geistesbildung, als ewige Muster des richtigen, guten und geübten Geschmacks und der schönsten Fertigkeit im Gebrauch der Sprache vor uns; an ihnen müßen wir unsre Denk- und Schreibart formen, nach ihnen müßen wir, Menschen nützlich zu werden, unsre Vernunft und Sprache bilden. So wie der Künstler, wenn er sich gleich den Apollo und Antinous, die Töchter der Niobe und den Laokoon schwerlich zu erreichen getrauet, dennoch mit unverrücktem Fleiß diese Meisterwerke der alten Kunst nachzeichnet, nachformet und studiret, weil er an ihnen die höchsten Regeln der Kunst wahrnimmt: so sollen auch wir die Muster der alten Denkart, und an ihnen ihre Einfalt und Würde, ihre bestimmte Genauigkeit und Wahrheit, ihren Wohlklang, ihre schöne Ründe und Harmonie, ihre Kürze und ihren Reichthum zum Vorbilde unsrer Gedankenweise und unsres Vortrages, insonderheit in frühen Jahren, unabläßig studiren. Dies thun wir nicht nur um

Latein schreiben zu können, wiewohl auch dieses ein rühmlicher, nützlicher und beneidenswerther Zweck ist, sondern nach Art der Alten denken und schreiben zu lernen, gesetzt daß wir auch in der Sprache der Hottentotten schreiben müßten. Denn auch in der Hottentottensprache würde man gar bald den erkennen, der aus dem Kastalischen Quell der Griechischen Musen getrunken oder seinen Ausdruck zur Bestimmtheit und Würde der Römischen Schriftsteller gebildet hat. Er möge nachher Briefe oder Acten, Predigten oder Quittungen zu schreiben haben; nie wird er sich undeutsch, und unvernünftig, hinkend, lahm, unverständlich, ohne Zusammenhang oder schielend ausdrücken, nie seine Schreibart mit unnützen Tautologieen¹⁰⁰ durchweben, und wenn er es einer sinnlosen Mode wegen thun muß, genießet er wenigstens des innern Glücks, daß er die unvernünftige Thorheit einsiehet und sie verachtet. Der Sinn der Humanität d. i. der ächten Menschenvernunft, des wahren Menschenverstandes, der reinen menschlichen Empfindung ist ihm aufgeschlossen, und so lernt er Richtigkeit und Wahrheit, Genauigkeit und innere Güte über alles schätzen und lieben: er sucht nach diesen Grazien der menschlichen Denkart und Lebensweise allenthalben und freuet sich über sie, wo er sie finde: er wird sie in seinen Umgang, in seine Geschäfte, von welcher Art diese auch seyn mögen, einzuführen suchen, und ihre Tugenden auch in feinen Sitten ausdrücken lernen: kurz, er wird ein *gebildeter Mensch* seyn und sich als einen solchen im kleinsten und größten zeigen. So die *humaniora* in alten und neuen Schriftstellern studiren, ist etwas anders, als wie jener es nannte, die *galantiora*¹⁰¹ nach neuester Art und Kunst treiben; bei welchen *galantioribus* mancher so weit kommt, daß er sogar seine Sprache vergißt, und weder grammatisch noch selbst orthographisch zu schreiben weiß, geschweige, daß in seinen Vorträgen und Aufsätzen an einen gebildeten Menschenverstand oder an eine richtige Menschenvernunft zu gedenken wäre.

Sind meine Grundsätze bisher richtig gewesen, m. H., so ergibt sich, daß was in den Schriften der Alten und Neuen zu Bildung der Humanität eines Menschen, insonderheit eines Jünglinges dienet, auch zu den *humanioribus* gehöre; es möge solches Be-

redsamkeit oder Poesie, Philosophie oder Geschichte heißen. Es ist schon gesagt, daß die Alten jene Unterscheidung zwischen schönen und gründlichen Wißenschaften nicht kennen wollten; ihr Schönes mußte gründlich und ihr Gründliches schön, d. i. überzeugend, erweckend, rührend gesagt werden, oder es fehlte beiden Stücken ihre zweite Hälfte. Die Reden des Demosthenes, Cicero und anderer großen Griechen und Römer waren keine eiteln Übungen, ihre Verfaßer als schöne Geister und witzige Köpfe zu zeigen, sondern gerichtliche oder Staatsreden; die schöne Schrift des Cicero über die Pflichten war eine Anweisung für seinen Sohn, und also gleichsam das moralische Testament eines Vaters, wie mehrere seiner philosophischen Schriften nichts als ernste Darstellungen seiner eignen Grundsätze sind, durch welche er sich selbst aufklärte und in guten Gesinnungen stärkte. Eben so ernster Art sind die besten philosophischen Schriften der Griechen, aus der Sokratischen, der Pythagoräischen und Stoischen Schule. Weder Xenophons noch Platons Schriften, weder Pythagoras, noch Epiktets und Mark-Aurels Grundsätze sind zum Zeitvertreib verfaßet worden, um etwa mit schönen Worten und Bildern zu spielen: sie unterrichten den Verstand, sie beßern das Herz, sie sind und gewähren wirklich *studia humanitatis*. Jeder, der einen Sinn für das Wahre und Gute hat, muß es im Innern fühlen, daß es ihren Verfaßern damit ein Ernst gewesen, und daß sie die Früchte der Weisheit, die sie für ihre Seelen gesammelt hatten, dadurch auch andern zur Aufklärung und zur Übung, zum Trost und zum Nutzen mittheilen wollten. So ist auch die Geschichte der Alten durchaus pragmatisch geschrieben, ob sie gleich diesen Namen nicht brauchte: sie beschrieb Geschäfte und Thaten; sie wollte aber auch Jünglinge und Männer zu Geschäften bilden, daher sie denn Reden, Grundsätze, Charaktere in ihre Erzählung flocht und überhaupt die ganze Gestalt annahm, durch welche die alte Geschichte sich von der Historie der Neuern so sehr unterscheidet. In alle diesem suchte man das Schöne nicht als einen Flitterstaat, sondern als den wesentlichen Theil eines klaren, richtigen, verständigen, bildenden Vortrages. Man sorgte für die Wohlgestalt und für die Gesundheit des Körpers, und verließ sich darauf, daß ein wohl-

gebaueter, feiner, kräftiger, gesunder Körper schon durch sich selbst schön sei. Um die Wahrheit hievon einzusehen, darf man nur die Schriften der Griechen und Römer sowohl in der Beredsamkeit als Dichtkunst, in der Philosophie und Geschichte mit den Schriften der mittlern, ja zum Theil der neueren Zeiten vergleichen. An Schminke und Putz fehlte es den Mönchen mancher mittlern Jahrhunderte nicht, mit welchen sie ihre Predigten und Gedichte, ihre philosophischen Abhandlungen und Chroniken balsamirten; und dennoch sind ihre Werke Mißgestalten, entweder todte Gerippe, oder Leichname, die einen übeln Kloster- und Mönchsgeruch von sich geben. Warum? Es fehlt ihnen am *sensu humanitatis*, an Gesundheit des Verstandes und Vortrages, an Ebenmaas, Richtigkeit und Wahrheit. Das Kleine und Große ist ihnen gleich wichtig: die Wahrheit und Lüge gleich angenehm, und wenn diese zum Vortheil der Kirche und ihres Standes gereichte, war sie ihnen meistens weit angenehmer, als die verhaßte reine Wahrheit. Sie sahen alles mit Mönchsaugen an; die ganze Menschheit erschien ihnen nur im Gesichtskreise ihres Klosters, daher sie auch durch ihre Schriften nicht Menschen, Bürger, Staatsmänner, sondern höchstens Klostergeistliche ziehen konnten, die wie sie selbst, predigten, beteten, gereimte lateinische Verse und trockne oder erkünstelte Chroniken schrieben. Was würden Griechen und Römer sagen, wenn sie aufstünden und viele unsrer gepriesenen schönen Werke läsen! ja was würden wir selbst dazu sagen, wenn sie, ins Latein oder ins Griechische übersetzt, als alte Handschriften uns in die Hände fielen. Schon die Übersetzung in diese alten Sprachen ist ein gefährlicher Probiestein, der das falsche Gold unbestimmter Gedanken, ausschweifender Bilder, ungefügter Perioden, leerer Wiederholungen in seinem ganzen Betrage zeigt. Man vergleiche doch die alten Gesetze, die Befehle der Kaiser, die Anmahnungen und Reden der Feldherren und Philosophen, die Erzählungen der Geschichte mit unsern Gesetzen und Edicten, mit unsern Abhandlungen, Predigten und Acten; es müste ein Blödsinniger seyn, der nicht den Unterschied fühlte. Womit wir Seiten füllen, das faßten sie in wenige Worte; worüber wir oft Bücher schreiben, das glaubten sie am besten dadurch zu ehren, daß sie

keine Sylbe davon erwähnten. Wiederum bemerken sie sowohl in der Geschichte, als in der Sittenlehre und Poesie Züge des Charakters der Menschen, die uns bei veränderten Sitten meistens verborgen bleiben und lehren uns die menschliche Seele, den Gang der Leidenschaften, die Grundsätze des Betragens ihrer handelnden Personen näher und fruchtbarer kennen, als der größte Haufe neuerer Autoren. In diesem allen (ich muß den Ausdruck wiederholen) erwecken und bilden sie den Sinn der Menschheit von vielen Seiten, sie lehren das *honestum* und *decens*¹⁰² in öffentlichen und Privatgeschäften kennen und pflanzen die Liebe zu demselben in das Herz des aufmerksamen Lesers, sie unterweisen in der Philosophie des Lebens auf eine klare, gesetzte, angenehme Weise und enthalten also wirklich *humaniora*, d. i. Kännntniße und Übungen zu Ausbildung des edelsten Theils der Menschheit, des Verstandes, des Geschmacks, des Vortrages und sittlichen Lebens. Auch in den neuern Schriftstellern, wenn ihre Werke den Namen schöner Wissenschaften verdienen sollen, können wir doch wahrlich nichts Anderes, wenigstens nichts Edleres und Beßeres als dieses lernen: denn blos zum Vergnügen, zur leeren Unterhaltung der Phantasie oder zum Vorrath eines Geschwätzes von schönen Geistern, Dichtern, Künstlern, Romanschreibern u. f. schöne Wissenschaften treiben, ist eine Geist- und Zeitverderbende Unternehmung. *Zur Menschheit und für die Menschheit gebildet* soll unser Geist und Herz werden, und was uns dazu bildet, ist *studium humanitatis*. Außer den genannten Wissenschaften möchte ich also auch nicht gern die Mathematik von diesem Kreise bildender Kenntniße ausschließen, da sie es eben ist, die durch sinnliche Figuren nebst dem, was an ihnen bemerkt und erwiesen wird, unsre Aufmerksamkeit mehr als irgend ein anderes Studium auf abstracte Wahrheiten richtet, an ihnen mittelst der vorgezeichneten Figur vesthält, auch sowohl die Hand, als das Auge, noch mehr aber die betrachtende Seele zur richtigen Genauigkeit gewöhnet. Da nun der Mensch für alle Geschäfte des Lebens nichts beßeres lernen kann, als Aufmerksamkeit, zu sehen was da ist, woraus es entspringt und was aus ihm folget: so muß billig, wie Pythagoras an seinen Lehrsaal schrieb: „Niemand komme ohne Geome-

trie herein“, an die Thür der obern Claßen eines *Gymnasii* geschrieben werden: Niemand gehe ohne Geometrie heraus; und so wären denn, wenn wir alles zusammennehmen, Sprachen, Schreibart und Vortrag in mancherlei Arten, Geschichte, Philosophie und Mathematik, die schönen Wißenschaften, die die Jugend bilden, also im edlen Sinn der Alten die *humaniora*. Sie geben unserm Verstande Richtigkeit und Gewißheit, unsern Sitten Grundsätze, unserm Gedächtniß einen nützlichen Vorrath von Känntnißen und Erfahrungen; unsrer Einbildungskraft verschaffen sie einen edlen Flug über den trägen Gang des gemeinen Lebens und geben zugleich unsrer Sprache Sicherheit und Anstand, eine gefällige Harmonie und Geschicklichkeit, über jeden Gegenstand, über jedes Geschäft des Lebens zu sagen und zu schreiben, was für ihn gehöret. Daß zu ihnen auch Orthographie und Kalligraphie nöthig sei, verstehtet sich von selbst: denn wer uns den schönsten Aufsatz in Schriftzügen darreichte, wie sie etwa ein wühlender Rüßel in der Erde hervorbringen würde: der rühme sich ja keiner schönen Künste. Die nothwendigsten, unentbehrlichsten Schulwißenschaften sind Lesen, Schreiben, Rechnen; wer sie am verständigsten, fertigsten, schönsten treibt und auf alle Weise in seiner Gewalt hat, der hat damit den Grund zu tausend nützlichen Übungen gelegt, die alle auf sie gebauet werden. [...]

Johann Gottfried Herder: Vom ächten Begriff der schönen Wißenschaften und von ihrem Umfang unter den Schulstudien. Bei der Einführung des Professor Kästner. März 1788. In: Johann Gottfried Herder. Sämtliche Werke. Bd. 30. Hg. Bernhard Suphan u. a. Berlin 1889, S. 142–151.

Didaktik des Kinderbuchs

Beachtung schenkte dem Wert der Kindheit innerhalb des abendländischen Kulturhorizontes zunächst die Frühe Neuzeit; zu besonderer Bedeutung gelangten dabei Lehren des tschechischen Theologen und Pädagogen Johann Amos Comenius (1592 – 1670), dessen

*Kinder-Lehrbuch ›Orbis sensualium pictus‹
 (aus dem Jahre 1658) lange Zeit verbindlich blieb.
 Erst die aufgeklärt-philanthropische Reformpädagogik
 des 18. Jahrhunderts (etwa C. G. Salzmanns; vgl. Text 39 – 40)
 erkannte jedoch die Eigennatur des Kindes und forderte von
 daher dessen ›naturgemäße‹ Erziehung. Eine wahre
 ›Kinder-Kultur‹ mit unterschiedlichsten literarischen
 Ausdrucksformen entstand. Das ›Bilderbuch für Kinder‹
 des Weimarer Herausgebers, Buchhändlers und Ökonomen
 Friedrich Justin Bertuch (1747 – 1822;
 vgl. Text 6 sowie Bd. 2, Text 53) etwa präsentierte sich voll
 auf der Höhe zeitgenössischer Didaktik
 (vgl. Text 42 – 43 und Abb. 4):
 Die kindliche Aufnahmefähigkeit findet ebenso
 Berücksichtigung wie Spieltrieb oder Malleidenschaft;
 selbst Finanzierungsfragen, Satzproblemen und einer
 Optimierung des Lehreinsatzes gilt die Aufmerksamkeit
 der Mitarbeiter. Dagegen fällt das bis weit ins 19. Jahrhundert
 hinein benutzte Lehrbuch des Erfurter Erfolgsautors
 Heinrich August Müller (1766 – 1833) deutlich ab:
 Es setzt weit weniger auf die Anregung der kindlichen
 Phantasie als auf eine kognitiv zentrierte Vermittlung von
 restaurativen Normen und gesellschaftskonformen Haltungen
 in sog. ›Denksprüchen‹ (vgl. Text 44).*

42. Friedrich Justin Bertuch: Bilderbuch für Kinder (I)

Ein *Bilderbuch* ist für eine Kinderstube ein eben so wesentliches und noch unentbehrlicheres Meuble als die Wiege, die Puppe, oder das Steckenpferd. Diese Wahrheit kennt jeder Vater, jede Mutter, jeder der Kinder erzogen hat, und von *Locke* an bis auf *Basedow*, *Campe* und *Salzmann*, empfiehlt jeder vernünftige Pädagog, den frühesten Unterricht des Kindes durchs Auge anzufangen, und ihm so viel gute und richtige Bilder und Figuren, als man nur kann, vor das Gesicht zu bringen. Seit der alte *Comenius* den ersten glücklichen Gedanken hatte, diesem we-

sentlichen Bedürfnisse der Erziehung durch seinen famosen *Orbis pictus* abzuhelpen, und diese Idee, aber noch roh genug, auszuführen, haben mehrere Kinderfreunde der Pädagogik und unsrer kleinen Welt ein solches Geschenk zu machen gesucht, aber freylich nicht immer mit gleichen Glücke und gleicher Brauchbarkeit. Ich fühle keinen Beruf, ihre Fehler hier zu entwickeln, die ein jeder bey dem Gebrauche leicht finden wird: ich will vielmehr nur einen Fingerzeig auf die Eigenschaften geben, die ein gutes *Bilderbuch für Kinder* haben muss. Folgende, denk' ich, sind es.

1) Es muss schön und richtig gezeichnete und keine schlecht gestochne Kupfer haben, weil nichts wichtiger ist, als das Auge des Kindes, gleich vom Anfange an, nur an wahre Darstellung der Gegenstände, richtige Verhältnisse, Eindrücke und Begriffe, die es der Seele geben kann, und an schöne Formen und guten Geschmack zu gewöhnen. Man kann nicht glauben, wie begierig die Einbildungskraft eines Kindes die ersten bildlichen Eindrücke fasst, wie fest sie dieselben hält, und wie schwer es hernach ist, falsche Bilder und Begriffe, die sie dadurch empfieng, in der Folge wieder wegzuschaffen. Gute oder schlechte Kupfer thun hierbey alles, und können bey Kindern entweder grossen Nutzen oder wahres Unheil stiften. Ein dergleichen Bilderbuch muss daher durchaus nicht von einem Zeichner nur aus der Idee hingezeichnet und komponirt werden, denn Ein Zeichner ist meistens nur in Darstellung Einer Art von Gegenständen, z. E. Menschen, zahmen Vieh, wilden Thieren, Vögeln, Blumen u. s. w. ganz Meister, und in allen andern unwahr und manierirt; sondern es muss vom Redacteur mit Sachkenntniss, Auswahl und gutem Geschmacke, aus einer grossen Menge Werke, deren man jedes für das vollkommenste in diesem oder jenem Fache hält, zusammengetragen und sorgfältig kopirt werden.

2) Es muss nicht zu viele und zu sehr verschiedene Gegenstände auf Einer Tafel zusammendrängen; sonst verwirrt es die Imagination des Kindes und zerstreut seine Aufmerksamkeit, wenn der Lehrer sie gern auf einen einzigen Gegenstand der Tafel heften möchte. Das Auge des lebhaften Kindes sieht ganz anders als das Auge des Mannes, das sich beschränken und abstra-

hiren kann. Das Kind aber sieht die ganze Menge höchst verschiedener Bilder und Gegenstände, die auf der Tafel zusammen stehen, alle auf einmal, springt mit seiner lebhaften Imagination von einem zum andern über, und so ists dann dem Lehrer nicht möglich, seine Aufmerksamkeit nur auf Einen Gegenstand zu fixiren. Die Kupfer zu Basedows Elementar-Werke und noch mehr Stoy's Bilderakademie haben diesen wesentlichen Fehler.

3) Es muss die Gegenstände nicht zu klein darstellen, und die auf einer Tafel zusammengestellten müssen, wo möglich, in Rücksicht ihrer natürlichen Grösse, richtige Verhältnisse gegen einander haben. Ein Umstand, den ich fast in allen vernachlässigt gefunden habe. So ist z. E. im *neuen Orbis pictus*, auf Taf. III. eine Weintraube so gross als ein Stuhl, ein Beil so gross als ein Thurm, und auf Taf. V. ein Eichhorn so gross als ein Rennthier. Wie soll nun das Kind Ideen von richtigen Verhältnissen der Dinge bekommen?

4) Es muss sehr wenig und nicht gelehrten Text haben; denn das Kind liest und studirt ja sein Bilderbuch nicht, sondern will sich nur damit amüsiren. Der richtige Name und eine kurze, den Verstandes-Kräften des Kindes angemessene Erklärung des auf dem Kupfer vorgestellten Gegenstandes; diess ist Text genug. Das Übrige muss der Lehrer hinzuthun, wenn er eins oder das andere Kupfer des Bilderbuchs zur Grundlage einer Unterhaltung oder Lection mit dem Kinde macht. Er mag vorher ausführlichere Werke darüber nachlesen, und sich mit der Materie über die er sprechen will, vollständig bekannt machen, denn *für ihn* soll ja das Bilderbuch nicht unterrichtend seyn.

5) Es muss wo möglich *fremde* und *seltene*, jedoch instructive Gegenstände enthalten, die das Kind nicht ohnediess schon täglich sieht. Jene interessiren und unterhalten es nur, weil sie den Reiz des Raren und Wunderbaren haben. Bilder von bekannten und alltäglichen Dingen reizen und amüsiren hingegen das Kind nicht, weil es die Manier und Kunst der Darstellung bey weiten noch nicht, wie der Mann, fühlen und einsehen kann, und blos auf den fremden und neuen oder schon bekannten Gegenstand sieht, der ihm Freude und Zeitvertreib, oder Lange-

weile macht. An diese gewiss wichtige Bemerkung scheinen die bisherigen Orbis-pictus-Macher wenig oder gar nicht gedacht zu haben.

6) Es muss gut, aber nicht zu kostbar, und so von Preise und Werthe seyn, dass auch mittelmässig bemittelte Eltern dasselbe nach und nach anschaffen, und dem Kinde ganz zum Gebrauche übergeben können. Das Kind muss damit völlig umgehen können wie mit einem Spielzeuge; es muss darinn zu allen Stunden bildern, es muss es illuminiren¹⁰³; ja sogar, mit Erlaubniss des Lehrers, die Bilder ausschneiden und auf Pappendeckel kleben dürfen. Der Vater muss ein Bilderbuch für Kinder nicht als ein gutes Bibliotheken-Werk, das ohnediess nicht in Kinderhände gehört, behandeln, es schonen, und nur zuweilen zum Ansehen hergeben wollen. Kostbare Bilder-Bücher, welche Kinder schonen müssen, und nur zuweilen unter strenger Aufsicht zu sehen bekommen, unterrichten das Kind bey weiten nicht so gut, als ein minder kostbares, das es aber immer in den Händen und vor Augen hat.

7) Es muss dem Kinde *nicht auf einmal* ganz, und etwa in einem grossen dicken Bande, sondern einzeln und nur Heftweise von den Eltern oder dem Lehrer übergeben werden, denn dadurch wird der Genuss und die Freude des Kindes an demselben gar sehr erhöht und verlängert; und diese successiven Lieferungen können selbst, als eben so viele aufmunternde und belohnende Geschenke für sein Wohlverhalten, von den Eltern oder dem Lehrer behandelt werden.

8) Es muss, bey aller anscheinenden Regellosigkeit der Anordnung, dennoch eine gewisse versteckte Ordnung in der Folge der Gegenstände darinn herrschen, welche der Lehrer alsdann, wenn das Kind reifer wird, benutzen, und es dadurch auf ein systematisches Arrangement führen kann.

Diess sind nur einige der wesentlichsten Eigenschaften eines brauchbaren Bilderbuchs für Kinder, und die ich gegenwärtigem neuen, das ich hierdurch anzeige, zu geben gedenke. Ein zu Paris i. J. 1789. erschieener ähnlicher Versuch, der unter dem Titel: *Portefeuille des Enfants*, unter des Hrn. *Cochins* Direction, heftweise erschien, der aber nichts weniger als fehlerfrey ist, hat

mich auf den Gedanken geleitet, diese Einrichtung für unsere junge Welt nachzuahmen, und so viel möglich seine Fehler in meinem *Bilderbuche für Kinder* zu vermeiden. Einige junge Kupferstecher und Künstler welche, als geschickte Zöglinge, des hiesigen *Fürstl. freyen Zeichen-Instituts*, sich unter der Special-Direction und Führung des Herrn Rath *Kraus* und Herrn Kupferstecher *Lips* in ihrer Kunst üben und vervollkommen, biethen mir hierzu die beste Gelegenheit dar.

Diess *Bilderbuch für Kinder* wird also unter Aufsicht des hiesigen Fürstlichen freyen Zeichen-Instituts und unter Special-Direction des Hrn. Kupferstecher *Lips* erscheinen, und von mir, nach obigen Grundsätzen, mit möglichster Sorgfalt zusammengetragen und bearbeitet werden.

Obiges sagte ich vor einem Paar Monaten, in der Ankündigung dieses Werks, und das Publikum kann nun aus gegenwärtiger und den folgenden Lieferungen urtheilen, in wie weit ich meinem Plane treu geblieben bin oder nicht. Ich habe aber noch ein Paar Worte zur Erläuterung der *inneren Einrichtung* und des Arrangements dieses Werks zu sagen.

Ich habe aus guten Gründen die *Kupfer-Tafeln* links, und das dazu gehörige Blatt *Text rechts* heften lassen, weil Kinder immer die Gewohnheit haben, mit der rechten Hand thätiger zu seyn, als mit der linken, auf alles, was sie ansehen oder dem Andern zeigen, mit dem Finger zu weisen, und sonderlich beym Lesen den Zeilen mit dem Finger zu folgen. Stehen die Kupfer nun linker Hand, und der Text auf der rechten, so werden jene weit mehr geschont, und das Kind kann sich auch beym Lesen der Erklärung besser helfen, ohne die Figuren mit dem rechten Arme zu verdecken.

Das *Blatt der Erklärung* ist immer nur auf *Einer Seite* gedruckt, damit das Kind, zu dessen Amüement und Beschäftigung diess Bilderbuch ganz allein bestimmt ist, die Kupfer herausnehmen, die schwarzen illuminiren, auf Pappendeckel aufziehen, den Text hinten auf den Rücken der Kupfer kleistern, und zu seinem

Vergnügen in seiner Kinderstube aufhängen kann; denn so frey muss es durchaus damit umgehen können und dürfen, wenn es ihm Vergnügen und Nutzen schaffen soll. Ebendeswegen habe ich die Anschaffung des Bilderbuchs so ganz ungebunden gemacht und bloß auf *einzelne Hefte* gestellt, dass man jeden Defect leicht wieder ersetzen kann.

Dass die Kupfer *ohne* alles anscheinende *System* und *Ordnung* mit möglichster *Abwechslung* und *Mannigfaltigkeit*, und so wie sie die Natur in der Welt selbst gewöhnlich dem Auge darbietet, auf einander folgen, ist durchaus nöthig. Ein Kind, das so bald über einerley Gegenstände ermüdet, Minuten-schnell in seinen Vergnügungen wechselt, äusserst lebhaft ist, immer was neues und anderes sehen will, kann unmöglich eine systematische Folge von vielen Platten mit einerley oder sich doch sehr ähnlichen Gegenständen, z. E. lauter Fische, Vögel, Insecten, menschliche Trachten u. s. w. aushalten, ohne zu ermüden und das Vergnügen zu verlieren. Daher habe ich die krellste und bunteste Mischung der Gegenstände gemacht, und bitte nur immer, wenn man mich deshalb tadeln wollte, zu bedenken, dass ich es *mit Kindern* zu thun habe, die ich bloß *amüsiren* will.

Um aber diess bilderreiche Chaos doch für den Lehrer, das Register eines jeden Bandes, und den, der in der Folge etwas darin nachschlagen wollte, nur auf irgend eine Art in Ordnung und Folge zu halten, habe ich 1) die mit einander verwandten Gegenstände, z. E. *vierfüßige Thiere*, *Vögel*, *Fische*, *Insecten*, *Pflanzen*, *Menschen-Arten* und Trachten u. s. w. unter *Suiten* gebracht, und nach diesen die *Kupfer numerirt*; ferner habe ich zum Behufe des Registers über jedes Blatt Text *Band* und *Nummer* gesetzt, wohin es gehört, wornach also einmal gar leicht das Werk von dem Buchbinder rangirt werden kann, wenn auch die *unter sich numerirten Hefte* zerrissen seyn sollten.

Ich habe ferner den Text des Bilderbuchs mit *lateinischen Lettern* drucken lassen, weil ich herzlich wünschte, dass wir endlich unserer altfränkischen widrigen teutschen Mönchsschrift loswerden, und in teutschen Werken auf die lateinischen weit schöneren Typen aller abendländischen Völker von Europa allge-

mein übergehen könnten, wie es England und Frankreich schon vor etlichen Jahrhunderten gethan hat. Ich weiss, dass sich hierin kein rascher Schritt thun lässt, und dass wir den Übergang erst in den Schulen lange vorbereiten müssen, um das Auge der neuen Generation, gleich vom Anfange an, an neue Formen der Buchstaben zu gewöhnen. Da ich nun gerade ein Buch für Kinder schreibe, so halte ich es für Pflicht, mein Scherflein zum Ganzen mit beyzutragen. Thun 5000 bis 6000 Schriftsteller diess eben so wie ich in Teutschland, so wird die Reforme bald bewürkt seyn. Weimar den 16 April 1790.

F. J. Bertuch.

Friedrich Justin Bertuch: Plan, Ankündigung und Vorbericht des Werks. In: Ders.: Bilderbuch für Kinder. Erster Band. Weimar 1790, unpaginiert.

43. Friedrich Justin Bertuch: Bilderbuch für Kinder (II)

Kuckuke aus verschiedenen Ländern.

Der *Kuckuck*, den wir alle kennen, ist in vieler Rücksicht ein merkwürdiger Vogel. Er ist ohngefähr so gross als eine Turteltaube, nur macht ihn sein Schwanz länger. Von seinem Rufe *Kuckuk! Kuckuk!* den er jedoch nur vom April an bis zum Julius hören lässt, hat er seinen Nahmen erhalten. Nur das Männchen schreiet *Kuckuk*, das Weibchen aber krächzet nur. Er ist ein Zugvogel, der im September, bey uns in Teutschland, in wärmere Länder fortzieht, und im April wiederkommt. Er nährt sich von Würmern und Insecten, und ist keinesweges ein Raubvogel, wie der gemeine Mann fälschlich geglaubt, und sogar verschiedene Fabeln von ihm erzählt hat: z. E. dass er sich in einen Sperber verwandle; dass ihn der Geyer auf seinem Rücken trage und zu uns bringe; dass er auf die Pflanzen speye, und daraus schädliche Insecten wachsen; dass er in die Nester anderer Vögel ein Ey, und zwar jedes von der Farbe der ihrigen lege, um sie zu betrügen; dass der junge *Kuckuk* die Mutter, die ihn ausgebrütet habe, fresse, u. s. w. welches alles Volksmärchen sind. Merk-

würdig ist allerdings deswegen der Kuckuk, dass er sich nie ein Nest bauet, und seine Eyer nie selbst brütet, sondern sie alle einzeln in das Nest anderer kleiner Vögel, z. E. der Grasmücken, Rothkehlchen, Zaunkönige, Bachstelzen legt, die es dann gern ausbrüten, und den jungen Kuckuk, wenn er ausgeflogen ist, mit Freuden füttern. Kurz, der Kuckuk bekümmert sich um seine Eyer und Brut gar nicht, sondern überlässt die Mühe davon Andern.

Der Kuckuk bewohnt fast alle Welttheile, jedoch hat jedes Land seine besonderen Arten; wie folgende zeigen.

No. 1. Der Europäische Kuckuk.

Er ist dunkelgrau, schattirt, und die Schwingen grün-braun.

No. 2. Der blaue Kuckuk.

Er lebt in Madagascar und ist schön hellblau.

No. 3. Der Kuckuk von Coromandel¹⁰⁴.

Er ist kleiner als alle, kuppigt, buntgezeichnet und hat einen getheilten Schwanz.

No. 4. Der Kuckuk vom Cap.

Er ist rothbraun mit schwarzen Schwingen, und am Bauche schäckigt.

In der Gegend des Vorgebirgs der guten Hoffnung findet man auch den sogenannten *Honig-Kuckuk*, der durch sein Geschrey *Chirs! Chirs!* den Wilden die Honig-Vorräthe der Bienen im Walde anzeigt, und sie bis zu dem Baume hinführt, in welchem der Stock ist, und dann zur Dankbarkeit von ihnen einen Theil der Beute empfängt.

No. 5. Der Ostindische Kuckuk.

Er ist der grösste unter allen; braun schattirt, und am Bauche gelblich.

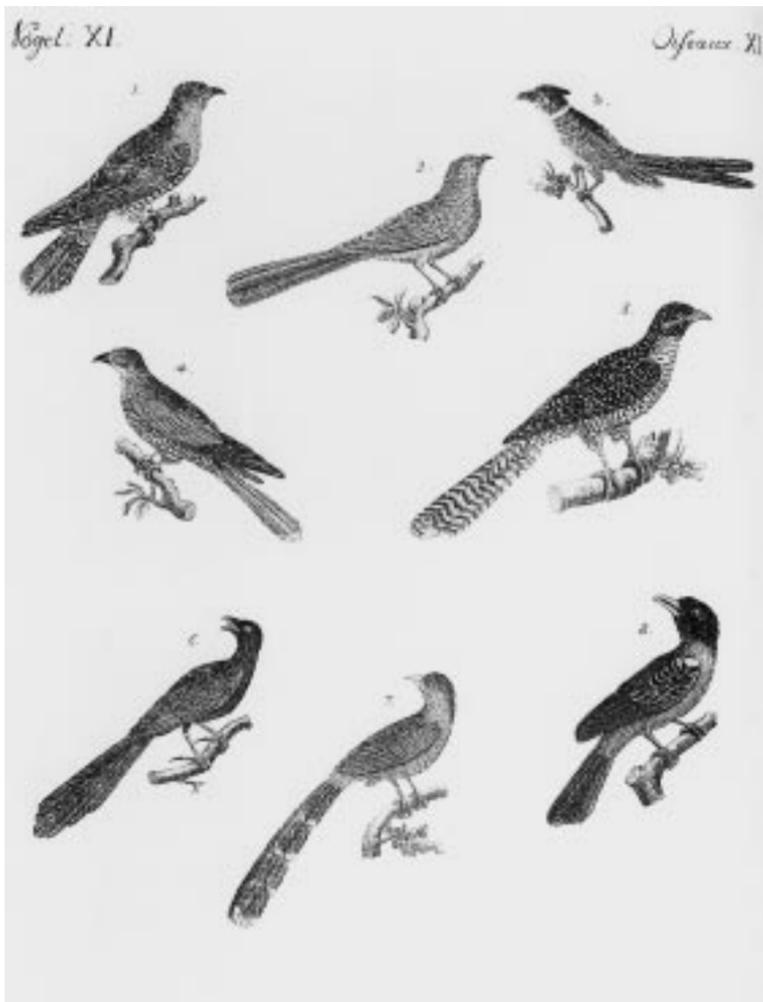


Abb. 4 Illustrationen aus Friedrich Justin Bertuchs
»Bilderbuch für Kinder« (zu Text 43).
Ein Teil der Ausgabe war koloriert, ein anderer
zum Ausmalen bestimmt.

No. 6. Der Kuckuk aus den Philippinschen Inseln.

Ist klein, hat schwarzen Kopf, Brust und Schwanz und dunkelbraune Flügel.

*No. 7. Der Kuckuk aus Cayenne.*¹⁰⁵

No. 8. Der Kuckuk aus Guyane.

Sonderbar ist es, dass die Amerikanischen Kuckuke, nicht so wie die in der alten Welt, ihre Eyer in die Nester anderer Vögel legen, sondern sich selbst Nester machen, und ihre Eyer ausbrüten.

Friedrich Justin Bertuch: Vögel XI. Kuckuke aus verschiedenen Ländern. In: Ders.: Bilderbuch für Kinder. Bd. 1. Weimar 1790, unpaginiert.

44. Heinrich August Müller: Denksprüche

Bin ich gleich noch jung und klein,
Fleissig kann ich doch schon sein.

Alle braven Kinder müssen
Höflich sein und Jeden grüssen.

Du sollst dich vor dem Bösen scheu'n
Und deinen Eltern folgsam sein.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Deinen Lehrer sollst du ehren,
Ihm gehorchen, auf ihn hören.

Brave Kinder lieben sich
Schwesterlich und brüderlich.

Sei immer fromm und gut,
So hast du frohen Muth.

Lerne Ordnung, liebe sie,
Ordnung spart dir Zeit und Müh'!

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz.

Der Fleissige hat niemals Noth,
Dem Faulen fehlet oft das Brod.

Niemand mag die Kinder seh'n,
Die zerlumpt und schmutzig geh'n.

Lust und Liebe zum Dinge
Macht dir alle Müh' geringe.

Ein gutes Kind
Gehorcht geschwind.

Artig, flink und rein
Müssen Kinder sein.

Was du nicht willst, das man dir thu',
Das füg' auch keinem Andern zu.

Sei die Gabe noch so klein,
Dankbar musst du immer sein.

Wer eines Andern Freude stört,
Ist selber keiner Freude werth.

Gewöhn' als Kind dir keine Unart an,
Denn jung gewohnt, ist alt gethan.

Dem Lehrer danke mit der That,
Und ehre seinen guten Rath.

Dem Lehrer mache nie Verdruss,
Damit er dich nicht strafen muss.

Sei artig, fleissig, froh und gut,
So fehlt dir nie der heit're Muth.

Willst du, dass And're dich erfreu'n,
So musst du auch gefällig sein.

Verträglichkeit erwirbt dir Freunde,
Der Zänker macht sich viele Feinde.

Belüge andere Kinder nicht,
Und halte, was dein Mund verspricht.

Rede wenig, aber wahr,
Vieles Reden bringt Gefahr.

Das Lernen macht euch viele Müh';
Doch glaube, sie gereut euch nie.

So manches Kind ass ohne Noth
In gift'gen Früchten sich den Tod.

Reinlichkeit und gute Sitten
Sind von Allen wohl gelitten.

Die Eltern, die mich herzlich lieben,
Will ich durch Unart nie betrüben.

Bei jeder Arbeit halte auf Genauigkeit,
Unordnung raubt das Beste dir, die Zeit.

Wer in die Dornen greift, verwundet sich die Hand:
Was dir nicht schaden soll, das prüfe mit Verstand.

Bei einem kleinen Schmerz musst du nicht kindisch zagen,
Lern' an dem kleinen jetzt den grössern einst ertragen.

Heinrich August Müller: Denksprüche. In: Ders. u. a.: Bitte! Bitte! liebe Mutter! lieber Vater! guter Onkel! beste Tante! schenke mir dies allerliebste Buch mit den schönen bunten Bildern und den vielen hübschen Erzählungen. Ein Lesebuch (1811). 8. Aufl. Wesel 1857, S. 177–180.

Weibliche Erziehung

Weibliche Erziehung bedeutete der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts durchaus keine Nebensächlichkeit. Zwar blieb den Frauen eine öffentliche Wirksamkeit abseits der ständisch wie geschlechtsspezifisch offenen Salonkultur (vgl. Text 29 und 35) weitgehend versagt, sie selbst auf den häuslichen Bereich beschränkt.

Innerhalb entsprechender Kleinfamilien wuchs den Frauen des Hauses jedoch ein hoher sozialpsychologischer Nimbus zu, der, von einer bewußtseinsprägenden Erziehungs- und Anstandsliteratur gesteuert, auf private Entlastung und regenerierende Zerstreuung des männlichen Geschlechts nach Feierabend berechnet war. Entsprechende Fähigkeiten bekamen die Mädchen mittels Privatunterricht vermittelt: Singen und Klavierspielen, Zeichnen und Handarbeiten, Sprach- und Geographieunterricht gehörten zu den Standardfächern, ästhetisches Urteilsvermögen und natürliches Betragen zu den Leitzielen des weiblichen Lernens. Karoline von Wolzogens (1763 – 1847) empfindsam erzählter und von den Erziehungsidealen des ›Weimarer Klassizismus‹ durchwirkter Roman ›Agnes von Lilien‹ unterscheidet sich davon in der entsprechenden Passage zumindest durch das ländliche Ambiente. Wie stark freilich männlich definierte Rollenzuschreibungen das Werk dominieren, belegt nicht zuletzt die Tatsache, daß K. von Wolzogens anonym erschienener Roman selbst von einem so versierten Kritiker wie Friedrich Schlegel (1772 – 1829) für ein Werk Johann Wolfgang Goethes gehalten werden konnte. Verunmöglicht hatte eine namentliche Publikation übrigens das Geschlecht der Verfasserin.

45. Karoline von Wolzogen: Agnes von Lilien

Ich wurde in dem Hause des Pfarrers von Hohenfels, als seines Bruders Tochter erzogen. Sobald ich es verstehen konnte, sagte mir der Pfarrer, meine Eltern wären während meiner ersten Kindheit gestorben, aber ich sollte ihn als meinen Vater ansehen. Ich erfüllte dieses Verlangen in seinem vollen Sinn, denn ich fühlte nie, daß meine Eltern mir fehlten. Er war ein seltener Mann, und ich werde in der Geschichte meiner Erziehung ausführlicher seyn, als ich vielleicht sollte, weil sich sein Character in derselben am besten darstellt. Sein Gemüth war eine reine Harmonie, der sich jeder mit Vergnügen näherte, und ohne es zu suchen, wirkte er auf einen grossen Cirkel. Er ließ sich gern und

leicht in ein Gespräch ein, und wußte das gemeinste an die wichtigsten Gegenstände so natürlich und leicht anzuknüpfen, daß er das innere Wesen der Menschen aufschloß.

Als mein Verstand reif genug war, um die Menschen gegen einander zu vergleichen, sagte ich oft meinem Vater, wie hoch über alle andere erhaben *er* mir erschiene. Mit einem milden Ernst in seinem Blick erwiderte er dann: Wenige zwang das Schicksal mit so freundlicher Gewalt auf der Bahn des Rechten zu bleiben, als mich. Manche Kraft wird zerstört, ehe sie ihre wahre Richtung empfängt. Ich hatte hohen Genuß und tiefes Leiden, aber die Flamme der reinen Liebe erhielt mein besseres Leben. Eine Welt von Erinnerungen schien sich bey solchen Äusserungen in seinem Innern zu entwickeln; sein Auge war gesenkt, er war in sich selbst versunken, aber schnell als von einem neuen Feuer belebt, kehrten sich dann seine Blicke nach mir, er sagte mir ein freundliches Wort, gab mir einen kleinen Auftrag, welchen ich vorzüglich gern befolgte, ich fühlte, daß irgend ein Gefühl seinen Busen drängte, welchem er Gewalt anthat, und es war mir als schwebte auf seinen Lippen: „Du bist doch mein Liebstes in der Welt!“ Über meine Erziehung wachte er mit der Sorgfalt, mit der er jede einmal übernommene Pflicht beobachtete. Er beschäftigte sich mit mir in seinen ernsten Stunden, aber ich war auch sein liebstes Spiel in den wenig geschäftlosen Augenblicken, die er sich vergönnte. Ich entsinne mich, daß er mich früh gewöhnte, die Begriffe der Arbeit und Ordnung mit meinen Spielen zu verbinden, das geringste einmal angefangene Geschäft mußte ich vollenden. Ich war weich und liebend gebildet und konnte auch keine leise Äusserung der Unzufriedenheit von meinem Vater ertragen. Am tiefsten schmerzte mich, wenn er nach einer begangenen Unart mich wenige Stunden von sich entfernte. Das Einkommen, von welchem das Hauswesen bestritten wurde, war sehr mäßig, aber eine weise Einrichtung verbannte mit aller unnützen Verschwendung auf der einen Seite, auch allen Geitz auf der andern. Nichts gieng verlohren, also war genug da, um ein reines ordentliches Leben zu führen, und meine Jugend war reich an allen kleinen Freuden, die der Wohlstand erzeugt.

Diese einfachen Verhältnisse, durch die Kunst meines Vaters geleitet, dienten mir zur Schule des Betragens für das künftige Leben. „Du sollst herrschen und dienen lernen, mein liebes Kind, sagte er mir zuweilen: Wenn man beides mit Einsicht und mit Achtung für sich selbst zu thun versteht, so ist eins so leicht als das andere, aber sicher ist es Quelle mannichfaltiger Schiefheit und Verworrenheit in vielen Verhältnissen, wenn unsere Fähigkeit ausschliessend für das eine, oder für das andere entwickelt wurde. Die Ungeschicklichkeit, sich in irgend einer Lage zu betragen, zieht ein Heer kleiner Übel um uns her, die endlich den Blick in die äussere Welt und in unser Inneres umdämmern. Darum übe dich in allen Formen des Umgangs, und lerne jeden Menschen nach seinem individuellsten Daseyn behandeln, und dich selbst in jedem Verhältniß auf die freieste und für andere am wenigsten drückende Art stellen.“ Sein Beispiel, sein stillwirkendes Leben erklärte mir den tiefen Sinn dieser Rede. Wenn mich nicht häusliche Geschäfte abriefen, war ich größtentheils in einem Cabinet, welches an meines Vaters Zimmer stieß. Ich fühlte mich in voller Freiheit, und war doch in immerwährender Aufsicht. Da mein Vater selbst nie in eine gewisse Leere und Unbedeutenheit des Daseyns versank, so lernte ich sie auch nicht kennen; ich lebte in einem Cirkel stiller Geschäftigkeit, und mein jugendlicher Frohsinn entwickelte sich mit einigen Gespielen meines Alters. Die Kinder unserer Guthsherrschaft und ein paar Bauerkinder aus der Nachbarschaft lockten mich zu allen kindischen Spielen, und mein Vater sah es gern, wenn ich in körperlicher Behendigkeit die andern übertraf, selbst Rosine durfte kein schiefes Gesicht machen, wenn ich mit zerrissener Schürze und Halstuch zurückkam, aber ich selbst mußte auch alles wieder in guten Stand bringen, und wenn sie dazu helfen wollte, so war es nur Gefälligkeit. Ich hatte einige Lehrstunden, um mich an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen, aber mir damals unbemerkt war mein Vater, während dem ganzen Lauf des Tages, mit meiner Bildung beschäftigt.

Wir lebten in einer lieblichen Gegend, und die mannigfaltigen und grossen Naturgestalten um mich her nährten meinen Schönheitssinn. Das geheimnißvolle Leben der Natur ergriff mich

früh, und die sanften Schauer der Bewunderung dehnten meinen Busen in erhabenen Gefühlen aus. Freundlich gesinnte Geister, schien mirs, wandelten im wechselnden Spiel des Lichtes um die Häupter der Berge, und in den buschigten Ufern des Flusses; ich empfand jenen namenlosen Zauber, in den der Genuß der Schönheit uns wiegt, in vollem Maaße. Mein Vater ergriff diese reinsten aller Lebensmomente, um mein tiefstes Daseyn mit dem Gefühl Gottes und der Unsterblichkeit zu beleben, das gleich einem himmlischen Hauch in unserm Innern wohnt, und das ganze Leben gleich einem reinern Element durchdringt. Die christliche Religion lehrte mich mein Vater in ihrem wahren Sinn, kindlich und einfach, als das Resultat der reinsten menschlichen Natur, der wir streben müssen, uns zu nähern, und sie in unserm innern und äussern Leben herzustellen. Mein glückliches Gedächtniß und mein leiser Sinn für die Schönheit brachte meinen Vater auf den Gedanken, mich die alten Sprachen zu lehren, die er enthusiastisch liebte. Die langen Winter-Abende hinter den Spinnroken oder am Strikzeug vergiengen uns so, daß er mir Stellen aus den Alten vorsagte, die ich auswendig lernen und übersetzen musste. Die Kunstgestalten der alten Welt sollten meine Einbildungskraft zum Gesetz der Schönheit stimmen, und mich lehren meine Sinne für den Eindruck des Gemeinen und Unwürdigen zu verwahren. Durch den Reitz der Neuheit dringt oft ein gemeiner Gegenstand an unser Gemüth, und aus Mangel an schönern Bildern, die ihn verdrängen könnten, umfassen wir ihn mit leidenschaftlichem Begehren. Ich war immer beschäftigt, und durch einen wichtigen Gegenstand interessirt. Dieses erhielt meinem Vater die Zügel meiner Einbildungskraft in Händen. Freie Luft und Bewegung stärkten meinen Körper. Ich lernte den Feldbau in allen Details kennen, legte im Obst- und Küchengarten wohl selbst Hand an. Mein Sprach-Studium, Übungen des Stils im Deutschen und Französischen, Geographie, Naturlehre füllten die Morgenstunden, die von häuslichen Geschäften übrig blieben. Des Nachmittags lehrte er mich Clavierspielen, und ließ mich nach einer Sammlung guter Kupferstiche und Gypsabgüsse, die er besaß, zeichnen, um meiner Hand einige Fertigkeit zu geben, und mein Auge über die Rich-

tigkeit der Verhältnisse zu üben. Sorglos und unbefangen flossen meine Tage dahin, die Liebe meines Vaters erfüllte sie mit fröhlichem Wechsel. Jede ländliche Beschäftigung war uns ein kleines Fest, welches die gewohnte Lebensweise unterbrach, und der Fleiß wurde mir wieder zum Genuß, wenn ich meines Vaters Freude an meinen Fortschritten wahrnahm. Die Gesellschaft der Salmschen Familie, unserer Guthsherrschaft, wurde mir uninteressanter, jemehr sich mein Geschmack bildete. Aber mein Vater hieß mich oft sie besuchen, um daß ich meine Eigenheiten der Gesellschaft sollte anschmiegen lernen, und um von der Äusserung einer gewissen Sonderbarkeit befreyt zu bleiben, die man leicht in der Einsamkeit gewinnt. Durch natürliche Gutmüthigkeit, die gern jeden glücklich und frei in seiner eigenen Sphäre sich bewegen sieht, lernte ich leicht den Ton der Unterhaltung treffen, der für die Familie passend war, und die Seiten meines Wesens verbergen, die sie nicht fassen mochte. Die Fräuleins liebten meinen Umgang, weil ich weder in Kleiderpracht noch in sogenannten feinen Manieren mit ihnen rivalisierte, und wenn mein natürlicher Anstand, und mein reinliches einfaches Hauskleid, ein Lob von ihren Eltern, oder einem Fremden, welcher zum Besuch bey ihnen war, erhielt, so waren die Eigenschaften einer Pfarrers Tochter doch so ganz unter der Sphäre ihrer Präensionen, daß keine Aufwallung des Neides ihr Wohlwollen gegen mich unterbrach. Ich fühlte mich, ohnerachtet ihres guten Betragens gegen mich, dennoch fremd in ihrem Hause, und wenn ich dann mit dem Ausdruck herzlicher Sehnsucht wieder zu meinem Vater kam, sagte er mir mit einem tiefsinnigen Blicke: Mädchen, Mädchen! Du gewöhnst dich so ganz nur im Odem der Liebe zu leben, ich fürchte, du wirst sonst nirgends zu Hause seyn. So erreichte ich mein achtzehntes Jahr. [...]

Karoline von Wolzogen: Agnes von Lilien. In: Die Horen. Eine Monatsschrift. Jg. 1796. Zehntes Stück, S. 6–12.

Anfänge der Sozialpädagogik. Das ›Falksche Institut‹ in Weimar

Auf Anraten Christoph Martin Wielands seit November 1797 in Weimar ansässig, hatte Johannes Daniel Falk (1768 – 1826; vgl. Bd. 3, Text 134) lange Jahre hindurch mit bissigen Satiren (›Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel‹, 1804) und franzosenfeindlichen Publikationen (›Elysium und Tartarus‹, 1806) auf sich aufmerksam gemacht. Der Verlust von vier eigenen Kindern in der großen Kriegsseuche des Jahres 1813 bewirkte jedoch eine vollständige Wandlung J. D. Falks. Geleitet von den Idealen eines mystisch-schwärmerisch begriffenen Christentums, gründete er im Mai 1813 unter dem Namen ›Gesellschaft der Freunde in der Not‹ ein großes Fürsorgewerk. Das sog. ›Falksche Institut‹ in Weimar (Luthergasse 1, später Falkstraße 7), finanziert mit dem Vermögen des Betreibers und eingeworbenen Spenden der ›Gesellschaft‹, bestand u.a. aus Sonntags-, Näh-, Spinn-, Strick- und Werkschulen zur eigenen Versorgung und beruflichen Erziehung verwaister oder verwahrloster Kinder. J. D. Falks Initiative markiert den Anfang moderner Sozialpädagogik.

46. Johannes Daniel Falk: Gesellschaft der Freunde in der Not zu Weimar

Als im verhängnißvollen Jahre 1813 nach den Schrecken Sanhe-ribs¹⁰⁶, und den großen im Schnee erlittenen Niederlagen, die französischen Kriegsvölker zur Schlacht bei Lützen neubemannt das Land durchzogen; als der Marschall Marmont, mit seinem spanischen und welschen Anhang, auf gut tamerlanisch¹⁰⁷, wie im Kriegsbüchlein¹⁰⁸ zu lesen ist, in den Lagern von Wiegendorf und Schwabsdorf quartierte und hauste, so daß die Flammen seines Bivacht meilenweit den Horizont rötheten, ist Einer aus unserer Mitte in jenen Mordnächten den armen bedrängten Landleuten zur Hülfe geeilt, wie es sich geziemt, mit

Gefahr seines Lebens und Hintansetzung aller feigen Rücksichten vom eignen Wohl, sich dem fremden gern und freudig opfernd. Wohl ist dieses ein Freund in der Noth gewesen, und also haben ihn auch die in Osmannstedt und Wiegendorf erfunden und genannt. Und wie nach diesem der mordschwere Arm des Krieges und der Seuchen durch die Landschaft immer heftiger gewüthet und auch den Helfer nicht verschont, sondern ihm ebenfalls vier blühende Kindlein in einem Monat hingestreckt, hat er, obwohl mit ausgeweiteten Augen und Herzen, darum das Vertrauen und die Freudigkeit zu seinem Gott nicht verloren, sondern ist daran gewesen, sich und andere zu ermuntern, mit Beflügelung, Rath und That. Und sind diese Flügel immer schöner gewachsen und ist aus dem Fundament einer solchen christlich festen Gesinnung ein Himmelsbau entstanden, an dem Gottes Gnade auch bald so mächtig geworden, daß seine Thür als ein rechtes Nothpfortlein, allen Altern und Ständen Tag und Nacht offen gestanden. Und wie nun des Klopfens und Drängens kein Ende werden wollte, und die Zahl der Nothleidenden und deren Menge so gewaltig überhand nahm, sey es nun von Kindlein, deren Eltern zu Grunde gegangen, oder von Eltern auf eingäscherten Dörfern, die ihre Kinder nicht weiter versorgen konnten, ist ihm das blutende Herz fast gebrochen vor Vaterangst, und wußte nicht, wo aus noch ein. In solchen Nöthen nun ist er, wie Nikodemus, in der Nacht heimlich zu einem edeln Freund hingegangen, dessen Beruf es von jeher gewesen, den Brüdern beizuspringen in allerlei Noth und Anfechtung. Und wie er diesen gewonnen, was nicht schwer hielt, dazu einige geprüfte, hohe Freundinnen, auch zuvor Gott ernstlich gelobt, daß er sich dieser heiligen Sache ganz und freudig aufopfern wolle, hat er, durch rastloses Sorgen, Hoffen und Beten, die Hülfe herbeigeweint, über's Meer und vom Thron und aus den Wolken; und wie eine Henne nach ihren Küchlein, so, mit noch ängstlichern Muttersorgen, ist er ausgeflogen durch das Land, daß er sammelte die zerstreuten Kindlein, wie *sie hülfbedürftig hinter den Zäunen saßen*, oder an weißen Stecken einer trostlosen Verwilderung entgegen irrten. Und wie je Ein oder Zwei edle Menschenfreunde solchem Geschäfte lange nicht gewachsen sind, so

haben sich, je nachdem er es diesem oder jenem mündlich erzählt, auch mehrere gefunden und vereinigt, hie und da in niedern und höhern Ständen; und Alle Solche, die zu unserm *heiligen Bund* getreten, haben wir mit dem schlichten, einfältigen, aber schönen und echtdeutschen Namen *Freunde in der Noth* genannt. Den Anfang machten wir nun sofort damit, denen in Wiegendorf, Isserstedt, Umpferstedt, Schwabsdorf und wo sonst die Verwüstung der sogenannten Freunde und Bundesverwandten auch nicht einmal das Saatkorn in den Scheunen übrig gelassen, einen unverzinslichen Vorschuß auszumitteln. So haben wir mit Gottes Hülfe viele Wittwen des Landes getröstet, sind manchen verwilderten oder verlassenen Kindern zu Erlernung von nützlichen Handthierungen und Gewerben behülflich gewesen und sind es noch, wie denn die errichtete Sonntagsschule, mit ihren 100 Zöglingen, davon ein freudiges Zeugniß ablegt, daß die Freunde in der Noth diesen schönen Namen nicht mit Unrecht verdienen. Auch die neu errichteten Näh-, Spinn- und Strickschulen, mit ihren über 100 weiblichen Zöglingen, worin die ärmsten Kinder, und die, deren Väter in Tyrol gesteinigt, in Spanien verbrannt und in Rußland erfroren sind, an geschenkter Wolle spinnen, nähen und sich selbst die Kleidungsstücke verfertigen lernen, spricht ebenfalls zu Lob und Ehre heilig erglühter Menschenliebe, die solchen nachahmungswerthen Einrichtungen ihren Ursprung gegeben.

Und so haben wir denn, ein immer höheres Ziel verfolgend, *künftigen Dienstag*, als den 30. Januar, zu *Ausstellung der durch die Kinder in diesem Jahre verfertigten Arbeiten in dem großen Saale des hiesigen Stadthauses* festgesetzt, und wird die Ausstellung, nachdem die Kinder zuvor an diesem genannten Tage in die Kirche gezogen sind und Gott öffentlich und feierlich ihr Dankopfer dargebracht, um 10 Uhr ihren Anfang nehmen, und sodann den ganzen Tag einen ununterbrochenen Fortgang haben. Sie werden sämmtlich gespeist, und nach der Mahlzeit erfolgt die Vertheilung der Preise unter die Fleißigsten.

Alle edle Freunde und Freundinnen in der Noth, und wir hoffen, daß alle edlen und hochherzigen Bewohner Weimars, die es noch nicht sind, je nachdem sie mit dem wahrhaft bürgerlichen

Geiste, der diese Anstalt im innersten beseelt, sich vertraut machen, es im kurzen werden sollen, sind hiermit auf das ehrerbietigste eingeladen, die armen Kinder mit ihrem Besuch zu beehren und die von ihnen verfertigten Arbeiten gütig, liebevoll und nachsichtsvoll in Augenschein zu nehmen.

Der größte Beifall, die beste Aufmunterung, die dieser Anstalt von unsern Mitbürgern wiederfahren kann, besteht in ihrer Befestigung und Fortdauer. Hierzu sollte jeder Biedermann und jede edle deutsche Frau willig die Hände bieten. Material, besonders Flachs und Wolle, sind Haupterfordernisse und verursachen Ausgaben, die bei einer Anzahl von 250 Kindern, durch die Menge ihrer Ansprüche auf Kleidungsstücke, gar sehr ins Große gehen. Wir glauben daher nicht unbescheiden zu handeln, wenn wir bei dieser Gelegenheit, wo das Publicum dieser emporblühenden bürgerlichen Anstalt ein freundliches Augenmerk schenkt, dasselbe ergebenst bitten, in das Subscriptionsbüchlein, das zu diesem Zweck unter den Freunden circuliren wird, sich zu einem monatlichen oder vierteljährigen beliebigen Beitrag einzuzeichnen. Zugleich vereinigen wir hiermit die wiederholte Bitte an das gesammte verehrungswürdige Publicum, alle armen Kinder, die noch dermalen heimathlos in unsern Landen umher irren, mit einem gehörigen Zeugniß versehen, an uns abzusen- den und dabei der freundlichsten Aufnahme derselben gewärtig zu seyn.

Johannes [Daniel] Falk: Geschichte. Gesellschaft der Freunde in der Noth zu Weimar, Entstehung, Ursprung und Fortgang im Jahre unsers Herrn 1813. (Auszug aus der ersten gedruckten Denkschrift.) In: Ders. (Hg.): Aufruf, zunächst an die Landstände des Großherzogthums Weimar und sodann an das ganze deutsche Volk und dessen Fürsten, über eine der schauderhaftesten Lücken unserer Gesetzgebungen, die durch die traurige Verwechslung von Volkserziehung und Volksunterricht entstanden ist. Im Anhang 19 Actenstücke. Leipzig 1818, S. 31–35.

Friedrich Fröbel: ›Romantische‹ Pädagogik und ›Sphärisches Gesetz‹

Mit Friedrich Fröbels (1782 – 1852) 1817 in Keilhau bei Rudolstadt gegründeter Erziehungsanstalt gewannen ›romantische‹ Vorstellungen prägenden Einfluß auf pädagogische Theorie und Praxis. Weder auf ›lebensnahe Nützlichkeit‹ (im philanthropischen Sinne C. G. Salzmanns; vgl. Text 39 – 40) noch auf ›individuelle Selbstverwirklichung‹ (im klassizistischen Sinne J. G. Herders; vgl. Text 41) stellte F. Fröbel seine erzieherischen Grundsätze ab. Wesentlich beeinflusst von Johann Gottlieb Fichtes (1762 – 1814; vgl. Bd. 2, Text 71 und 77), Friedrich von Hardenbergs (Novalis, 1772 – 1801; vgl. Bd. 3, Text 126) und Friedrich W. J. Schellings (1775 – 1854; vgl. Bd. 2, Text 57 und 78) panentheistischer Philosophie, war es ihm vielmehr um die pädagogische Vermittlung des Bewußtseins einer ›lebendigen Einheit von Gott und Kosmos, von Nation und Individuum‹ zu tun. Erziehung im Einklang mit diesem ›sphärischen Gesetz‹ bezeichnete die Aufgabe, Äußerliches innerlich (Lernen) und Innerliches äußerlich (Arbeiten) erlebbar zu gestalten. Stiften helfen sollte den harmonischen Selbst-, Welt- und Gottesbezug der Schüler schöpferisches Spiel (als Zentrum ihres Lernens) und experimentelle Eigenverantwortung (als Zentrum ihres Arbeitens). Mit seinem, von der ›Demagogenverfolgung‹ (vgl. Text 16 – 17) wiederholt bedrohten Wirken initiierte F. Fröbel Kindergarten- und Erlebnispädagogik (›Die Menschenerziehung‹, 1826; ›Nachricht und Rechenschaft von dem Deutschen Kindergarten‹, 1843).

47. Die allgemeine deutsche Erziehungsanstalt in Keilhau bei Rudolstadt

Mehrere Freunde der deutschen Volkserziehung im Allgemeinen und unseres erziehenden Wirkens und Strebens insbesondere haben uns vielseitig und wiederholt aufgefordert, von demselben

und besonders von den Grundsätzen, dem engeren Zwecke und dem inneren Leben unserer Erziehungsanstalt in möglichster Kürze öffentliche Anzeige zu thun.

Diesen Forderungen hoffen wir durch Nachstehendes zu entsprechen.

Nur wenige und einfache Grundsätze sind es, welche unserm Wirken zum Grunde liegen.

Wir erkennen, wie überall der Geist das allgemein Bildende, Schaffende, Hervorbringende, Wirkende ist, so ist es besonders der menschliche Geist, der mittel- oder unmittelbar alles schafft, hervorbringt, bewirkt, was der Mensch in seinen vielfachen, sowohl innerlich geistigen als äußerlich irdischen Beziehungen nur immer bedarf.

Dieser Grundsatz, der in der Erkenntniß von dem Wesen des Menschen seine Begründung findet, führt zu dem zweyten Satze:

Daß die gründliche und dem Wesen desselben genügende Ausbildung des menschlichen Geistes für den Menschen daher die höchste und unerläßlichste Pflicht zur Erreichung seiner vielfältigen Bestimmungen, zur Erfüllung seines Berufes, und zur Befriedigung aller seiner menschlichen Bedürfnisse ist.

Da nun besonders der Bedürfnisse unseres Landes und Volkes und jedes Einzelnen in demselben so viele sind, so erkennen wir, daß gründliche Erziehung unseres Volkes, durchgreifende deutsche Volks- und Nationalerziehung, d. i. eine dem deutschen Gemüthe und Geiste, dem deutschen Character entsprechende und genügende allseitige Erziehung die Quelle zur Befriedigung *aller* Bedürfnisse und zur Erfüllung *aller* Forderungen unseres Volkes und *jedes Einzelnen* im Volke ist.

Dem Geiste des Menschen ist aber zu seinem Werkzeuge der Körper gegeben; daher erfordert der menschliche Körper gleich dem menschlichen Geiste eine allseitige, umfassende, seiner Natur und seinem Wesen angemessene Ausbildung.

Wir erkennen daher jede Erziehung und Ausbildung des Menschen, welche verwaltend entweder nur den Geist oder nur den Körper des Menschen zum Zwecke hat, als schlechthin einseitig.

Daher ist es uns für unser Wirken nun ganz besonderer Grundsatz, daß eine gründliche, dem Menschenwesen ganz genügende Erziehung *Denken* und *Thun*, *Erkennen* und *Handeln*, *Wissen* und *Können* auf das innigste vereinigen müsse.

„Gründliches und umfassendes Wissen und sicheres und fertiges Anwenden und Gebrauchen dieses Wissens im Leben, in jeder Lage, jeder Forderung des Lebens, also ein einsichtsvolles, sich fortentwickelndes lebendiges Können in jedem gewählten Wirkungskreise in dem Zöglinge, in dem Menschen zu bewirken,“ dieß ist sonach, wie wir schon anderswo aussprachen, von einer Seite betrachtet der Zweck unsers Wirkens und Strebens.

Da aber vollendetes allseitiges Können und Thun seinen Grund und seine Quelle nur in der den kindlichen und väterlichen Verhältnissen der Menschen zu Gott, und Gottes zu den Menschen ganz entsprechenden, ihnen auf das vollkommenste genügenden Religion Jesu hat, und als höchster und letzter Zweck in diese Religion zurückkehrt, so suchen auch wir diese Religion, die Eins mit dem Wesen selbst, und mit seinem Erscheinen auf der Erde in die Seele des Menschen gepflanzt ist, in unsern Zöglingen durch Lehre und Leben zu wecken, zu nähren, auszubilden und zur sichern Überzeugung zu bringen; so sehen und erkennen wir alles unser erziehendes Wirken, und jeder unserer Zöglinge erkennt seine Erziehung und Ausbildung als Selbsterzieher und Selbstzögling in dieser Religion begründet, aus derselben hervorgehend und auf dieselbe zurückführend.

So betrachten wir das ganze Erziehungs- und Unterrichts-, das ganze Lehr- und Bildungsgeschäft als Eine große, ungestückte, den Menschen zur Erkenntniß aller innern und äußern Forderungen seiner Bestimmung hinführende und zur sichern Erfüllung derselben geschickt machende Einheit, und ebenso alle Erziehungs- Unterrichts- Lehr-, und Bildungsgegenstände als nothwendige Glieder Eines lebendigen Ganzen, so daß wir also weder in Hinsicht auf die Zahl, noch die Ordnung, noch die Behandlung der Erziehungs- und Lehrgegenstände Willkühr, sondern in allen diesen Beziehungen nur strenge in der Natur des Menschenwesens und der ihn umgebenden Welt selbst liegende Nothwendigkeit herrschend erkennen, welche Nothwendigkeit

wir uns deßhalb zur klaren Einsicht zu bringen, und in unserm Handeln darzustellen streben.

Unserm erziehenden Wirken und Streben liegt ferner der Satz zum Grunde: weil der Mensch bis zu dem hohen Punkte der Vollkommenheit, auf welchem wir ihn in dem gesammten Menschengeschlechte jetzt finden, sich nur einzig nach dem Plane Gottes entwickelt und ausgebildet hat, und da es uns in diesem Gange der Vorsehung bey Entwicklung und Ausbildung des Menschengeschlechtes, der Menschheit als klar entgegentritt, daß das Handeln, Darstellen, Thun früher war, als das Nachdenken, das Denken darüber, und so früher als das Erkennen und Wissen, und daß zweytens das Nachdenken, das Denken, das Erkennen und Wissen sich sogleich wieder am Thun, am Darstellen, am Ausüben prüfte, fortentwickelte und ausbildete, so suchen wir in unserm Erziehungs- und Unterrichtsgeschäfte den Gang Gottes in der Entwicklung des Menschengeschlechtes mit Bewußtseyn nachzugehen, und was das ewige Geschick an der Menschheit that, nun als freye Wesen mit Bewußtseyn an uns selbst und unsern Zöglingen darzustellen, und so geht dann auch bey unserm Erziehungs- und Lehrgeschäfte das Darstellen, Thun dem Erkennen und Wissen voraus, und der Zögling bildet und schafft sich nach der Anleitung und dem Wesen des seiner Betrachtung vorliegenden Gegenstandes selbst sein Erkennen und Wissen, welches sonach ein lebendiges Leben gebendes, Leben weckendes, sich aus und durch sich selbst lebendig fortentwickelndes und ausbildendes Wissen und Können ist, – ein Wissen und Können, welches von der Einheit ausgehend überall zur Einheit zurückführt.

Die Form unseres Unterrichts ist daher durchgehends die bedingende und die allgemeine Formel für denselben ist: *Thue dieß, und siehe, was in dieser bestimmten Beziehung aus deinem Handeln folgt, und zu welcher Erkenntniß es dich führt.*

Diesen Gesamtgrundsätzen gemäß führen wir unsern Zögling von dem Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Nahen zum Fernen, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, von der Anschauung zum Begriff, vom Sinnlichen zum Übersinnlichen.

Alle Entwicklung und Ausbildung des Menschen hat an sich zwar nur einen einfachen, in seiner Erscheinung aber einen vierfachen Grund oder Quelle:

Erstens, stetiges Aus- und Fortbilden seiner Geisteskraft, als einer aus Gott hervorgegangenen, stetiges Ausbilden und Fortentwickeln des Menschen als Kind Gottes seines Vaters;

zweytens, Entwickeln und Ausbilden des Körpers, als Werkzeug jenes Geistes;

drittens, richtiges Auffassen aller Gegenstände der Außenwelt; und

viertens, richtiges Bezeichnen derselben und deren Verhältnisse. Daher sind für uns sogleich die ersten Erziehungs- und Unterrichtsgegenstände:

Religion;

Körperübungen;

Anschauung und Auffassung der Außenwelt; und

Sprache; dann

Zahlenlehre;

Formenlehre; später auch

Größenlehre, welche beyden letztern die beyden Theile der Geometrie sind.

An die Sprache schließen wir, wie wir weiter unten erwähnen werden, den

Gesang an; so wie wir aus der Formen- und Größenlehre das

Zeichnen hervorgehen lassen. [...]

Als Bedingung zur Theilnahme nun als Zögling an der hier besonders nach der lehrenden Seite hin dargestellten Erziehungsanstalt fordert das Bestehen des Ganzen vor der Hand und bis die innere Fortentwicklung desselben eine weitere Bestimmung und Abänderung nöthig machen sollte, außer den in der Erziehungsanstalt selbst erfraglichen ausführlichern Bedingungen an jährlichen Unterhalts-, Pflege-, Erziehungs- und Unterrichtsgelde für jeden Zögling 112 *Speziesthaler*.

Ob wir gleich die Summe des jährlichen Erziehungsgeldes für den Umfang und Zweck unserer Erziehungs- und Lehranstalt bey dem Äußern derselben und der sorgsamten Pflege der Zöglinge schon so gering als möglich gestellt haben, um unser Wir-

ken so gemeinnützig als möglich zu machen, so hat uns doch die Erfahrung gelehrt, daß dennoch für den Beamten von mittlern jährlichem Gehalte, dem Landprediger und überhaupt dem Mittelmann im Volke dieser Betrag besonders bey einer Anzahl von Kindern, die sämmtlich des Vaters Fürsorge erfordern, noch zu groß ist. Daher ist längst unser Streben gewesen, dafür zu sorgen, daß auch den genannten Eltern möglich werde, ihre Söhne an einer dem deutschen Geiste und Character angemessenen Erziehungsweise Antheil nehmen zu lassen. Dieses kann nur geschehen durch Anwendung des Satzes: daß jeder Mensch auch schon als Kind in einem einfach gut eingerichteten Familien- und häuslichen Leben mittel- oder unmittelbar (d. h. entweder durch sich selbst oder durch sein Wirken auf Andere) soviel hervorfördern könne, als zu seinem Unterhalte nöthig ist, und daß Gottes reiche Fürsorge die Einrichtung zeige, daß jeder Mensch durch sein mittel- oder unmittelbares, bewußtes oder unbewußtes Wirken schon von Kindesbeinen an in einem gut eingerichteten, reinen und einfachen aber ausgebildeten Familienleben so viel schaffen und bewirken könne, als zu seinem Unterhalte erforderlich ist; daß schon die geringste Kraft für Hervorbringung eines Products, dem allgemein gültiger, d. i. Geldwerth zu geben ist, wirken kann, wenn nur im Kreise des Familienlebens eine solche Abstufung von Thätigkeiten, Beschäftigungen statt findet, welche der Kraft und Einsicht jedes Kindesalters ganz angemessen ist, so daß keine Kraftäußerung, keine Thätigkeit desselben, ohne ein Product zur Erhaltung des Ganzen oder des Einzelnen zurückzulassen, verloren gehe. Diese tiefe Wahrheit des allgemein ange deuteten Satzes hat uns bestimmt, dieselbe auch auf eine allgemeine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt anzuwenden. Da nämlich, wie eben ausgesprochen wurde, bey einer solchen Anstalt, soll sie nicht in sich selbst zerfallen, sondern vielmehr immer kräftiger und wirksamer aus sich hervorwachsen, es unvermeidlich ist, daß jeder Zögling, jedes Glied eine namhafte Summe zu dem Gesamtunterhalte als jährliches Erziehungsgeld beytrage, und diese Summe, so gering sie auch gesetzt werden möge, dem Einzelnen meist zu schwer fällt, so haben wir

nach Maaßgabe jenes Satzes auf Mittel gedacht, *wie* nach demselben auch von der kleinsten Kraft ein Product hervorgebracht werden könne, welches ihr wieder äußeres Mittel zur Fortbildung werde.

Also Verbindung einer Erziehungsanstalt mit einer Anstalt zur Hervorbringung äußerer Producte, die zur Vermittlung eigner Erhaltung, Erziehung und eigenen Unterrichts dienen, im Geiste und nach den Gesetzen einer gut geordneten Familie und eines gut geordneten häuslichen Lebens, *wo jeder gibt, und für das, was er gibt, mittel- oder unmittelbar nimmt, und Nichts nimmt, für welches er nicht wieder etwas gebe*, ist der besondere Zweck unseres Wirkens.

Zu diesem Zweck haben wir unser erziehendes Wirken an die Bewirthschaftung eines kleinen Landguts geknüpft, wo es möglich wird, *auch dem Product der kleinsten Kraft allgemein geltenden Werth zu geben*.

Wo es also für einen erziehungsbedürftigen Knaben an den baa- ren Mitteln zur Bestreitung der ganzen Summe seiner jährlichen Erziehungskosten mangeln sollte, seine Pfleger aber, Eltern oder Vormünder die Erziehung derselben unserm Wirken anvertrauen wollten, so sind wir erbötig, durch die mannigfaltigen, in unserm Hause erfordert werdenden, jeder Kraft und jedem Alter angemessenen Thätigkeiten ihm in unserm Kreise selbst Gelegenheit zu geben, nach Maaßgabe seines Alters, seiner Kraft, seiner Fähigkeit, seiner Thätigkeit, seiner Ausdauer und überhaupt seines *häuslichen arbeitsamen Sinnes und Geistes, als ein braves Kind häuslicher arbeitsamer Eltern* einen Theil seiner jährlichen Erhaltungskosten, sey es nur, um entweder sein Taschengeld und die Ausgaben auf kleinen Reisen von mehreren Tagen, oder seinen Unterhalt an Stiefeln und wohl gar an einen kleinen oder größern Theil seiner jährlichen Erziehungsgelder selbst zu erwerben, und sich so früh zu einem selbstständigen Menschen und einem arbeitsamen tüchtigen Gliede seines Volkes zu bilden.

Die Mittel, welche sich uns, je vollkommner sich das Ganze entwickeln und ausbilden wird, an die Hand geben, sind wirklich fast unzählig.

Doch, um einen kleinen Begriff der Möglichkeit der Ausführung unseres Vorschlags zu geben, welcher im kleinen und großen Maaßstabe schon seit einigen Jahren in unserm noch so kleinen Kreise statt findet, hebe ich nur Einiges heraus. Von dem Grund und Boden wird jedem Knaben nach Maaßgabe seiner Bearbeitungsfähigkeit ein größeres oder kleineres Stück Land gegeben, welches er entweder allein oder mit mehreren seiner Genossen auf seine eigene oder gemeinschaftliche Rechnung bearbeitet, indem die erzeugten Producte ihr Eigenthum sind, und von der Wirthschaft nach dem Statt findenden Marktpreis angenommen werden. Einige Knaben treiben Gemüßbau, andere ziehen Obstbäume, und die Beetchen unserer Zöglinge mögen wohl schon mehrere hunderte zum Theil selbst veredelte Bäumchen zählen, welche ihnen eine für ihre Kraft namhafte Einnahme versprechen. Des Verkaufes sind sie immer und zu jeder Zeit gewiß, indem das Gut selbst deren viele bedarf, und sie ihnen von demselben nach gangbarem Preis bezahlt werden. Doch wir halten uns bey dem Einen zu lange auf. Genug jedes Wirken für das Ganze wird ihnen nach einer allgemeinen Norm bezahlt und angerechnet, sey es ein Weg, eine Bestellung in die umliegende Gegend, sey es eine Unterstützung in den häuslichen und Feldarbeiten u. s. w. Wer etwas liefert, was das Haus bedarf, und wir werden es uns bey weiterer Entwicklung des Ganzen zur Pflicht machen, ihnen die Gelegenheit, zu geben, sich die Mittel dazu anzueignen, seyen es Wannen, Körberarbeiten, kleine Tischler-, oder Böttcher-, oder andere Arbeiten, wird dem wahren Werthe seiner Arbeit nach dafür bezahlt. Papparbeiten liefern während des Winters nicht minder einen bedeutenden Beytrag, den genannten Zwecke auszuführen. Wir werden es uns Angelegenheit seyn lassen, von allem was in dieser Art von den Zöglingen der Anstalt gefertigt wird, eine Sammlung zu bilden, und wir hoffen mit Sicherheit, daß uns Menschen und Männer mit Sinn, Menschen für werkthätige Volkserziehung in den Stand setzen werden, dieselben in Geldwerth umzusetzen. Ferner ist unser Thüringer Wald, besonders unsere Gegend reich an den mannigfaltigsten Naturproducten aller Reiche, die Kenntniß derselben ist noch viel zu wenig zum Seegen für unsere Heimath

und unser Vaterland zur Ausbildung des Geistes, zur Vorbereitung gründlicher und gediegener Kenntnisse der Natur, zur Hebung der Gewerbe und zur ächten Schätzung und wahren Würdigung des Vaterlandes verbreitet. Wir hoffen daher weiter den Zöglingen, welche sich einen Theil ihres Unterhaltes selbst verschaffen mögen, und welche Sinn und Geschicklichkeit dazu haben, durch Sammeln, gründl. Ordnen und Beschreiben dieser Naturkörper eine sichere Quelle für ihren Unterhalt zu eröffnen. Den an Kenntnissen und Einsicht Fortgeschrittenen zeigt sich ferner in der Anstalt durch Lehre und Unterricht der Zöglinge unterer Classen ein bedeutendes Mittel zur Sicherung eines wesentlichen Theils ihres jährlichen Unterhaltes.

So wird also dem, der als Zögling oder als helfendes Glied in unsern Kreis tritt, nach Maaßgabe seiner häuslichen Verhältnisse, seines häuslichen und Familiensinnes, seiner Kraft, seiner Neigung, seines Thätigkeitstriebes, seines gewählten oder noch zu wählenden Berufes als Glied der bürgerlichen Gesellschaft, oder nach welchen Bestimmungen es sonst sey, möglich, sich, wie es nur immer der Zweck, das Bestehen, die Fortentwicklung und Ausbildung des Ganzen erlaubt, zu und in dem Ganzen zu stellen; so daß entweder der ganze Betrag seiner Unterhalts- und Erziehungskosten baar bezahlt wird, oder er in kleinern oder größern Theilen durch sein Wirken und Thun zum Bestehen und Fortbilden des Ganzen bezahlt. Letzterer wird jedoch, wenn er auch nur zur Erreichung einzelner ganz persönl. Bedürfnisse für das Ganze wirkt, in demselben immer freudiger, viel und gegenseitig verbundener stehen, als der erstere; denn er selbst wird dadurch sein jetziges Leben in lebendiger Beziehung mit seinem künftigen setzen und finden. Hat er sich einen Beruf größerer oder geringerer Körperthätigkeit, *Bauer, Handwerker, Gärtner, Forstmann* gesetzt, so kann er im Sinne oder Geiste dieses Berufes für das Ganze und so für sich wirken. Hat er sich dem Lehrfache, der Wissenschaft oder der Kunst gewidmet, so kann er lehrend und unterweisend in dem Ganzen nach Maaßgabe des eigenen Fortgeschrittenseyns wirken; und er wird hier zwiefachen Nutzen haben: einmal den größern Ertrag seiner Thätigkeit, dann daß er an sich

noch als bleibende Zugabe die Wahrheit erfahre: *lehrend lernen wir*.

Hierdurch erhält das Ganz eine, einer ächten Familie sich annähernde, lebendige Einheit, und wird zu einem in sich geschlossenen Ganzen, wo das kräftige, lebendige Bestehen und Wirken des Ganzen jedes Einzelnen um sein selbst willen, da er nur in demselben sein Ziel und sein Bestehen findet, höchster Zweck ist, wo aber auch von dem Ganzen aus die Forderungen des Einzelnen, je lebendiger und thätiger er sich selbst als ein wahres Glied des Ganzen findet und fühlt, erfüllt und befriedigt werden. Jedem von uns geht so die Sorge für das Bestehen und kräftige Leben des Ganzen über das Bestehen und die Neigung des Einzelnen. So sind daher die Zwecke jedes Einzelnen von uns den Zwecken des Ganzen untergeordnet, daher wird, was von jedem Einzelnen oder von dem Ganzen als Product, habe es Namen und Werth wie es wolle, hervorgefördert wird, dem Ganzen zu höherer Vollkommenheit und allseitiger stetiger Ausbildung hingegeben, und wir finden, daß so das freudige lebendige Bestehen jedes Einzelnen nach der Forderung und dem Bedürfniß seines Einzelwesens, sey er Zögling oder Erzieher, Gehülfe oder Ordner auf das vollkommenste erfüllt wird.

Wir fühlen und erkennen uns wahrhaft als eine durch Einen Geist, für Einen Zweck – Erkenntniß und Ausbildung für Darstellung des rein menschlichen, verbundene große Familie. Wer diese Grundsätze nicht anerkennt, scheidet sich dadurch durch sich selbst aus unserm Kreise; wer jene Gesinnungen theilt, wenn sie die seinigen sind, ist eben so durch sich selbst, sobald er es will, ein vollkommenes Glied unseres Kreises.

Doch genug; wer von dem Geiste ergriffen, von ihm durchdrungen wird, indem alles dieß gedacht worden ist, dem wird die einzelne Ausführung unnöthig seyn, und wem der Geist unwirksam vorübergehen sollte, den werden auch weitere Worte nicht in das Wesen, in die Bedeutung und den Zweck der Sache einführen. Wir sagen nur, daß wir diese Grundsätze seit einigen Jahren schon in unserm Kreise, so klein derselbe auch ist, und wenn auch wegen der fast unsäglichen Schwierigkeiten, mit welchen wir bey Begründung unsers Wirkens zu kämpfen hatten, nur

noch sehr unvollkommen und in kleiner Ausdehnung, doch zum Nutz und Frommen aller Theilnehmenden anwenden. Selbst den Kleinsten unseres Kreises mußten jährlich wohl einige Thaler von dem Ganzen vergütet werden; bey dem Herangewachsenen stieg es zu bedeutenden Summen, wie wir denen, welche sich davon überzeugen wollen, in unsern Büchern nachweisen können, die ihnen wieder Mittel höherer Ausbildung, geistiger Fortbildung wurden. Doch der Buchstabe ist todt, nur der Geist, das Schauen des Lebens und das Leben ist lebendig. So fühlen wir auch lebhaft, daß das Wort dieser Darlegung weit hinter dem Leben zurückbleibt, welches es darstellen, für welches es wecken soll. Wer daher mit Sicherheit zu einem Urtheil über unser Wirken und Streben kommen will, der komme zu uns und prüfe, aber er gebe, auf so kurze Zeit es immer sey, prüfend sich dem Leben des Ganzen hin, so wird er nicht nur die Wahrheit alles des von uns hier Ausgesprochenen, sondern er wird bey weitem mehr finden, indem es unmöglich war, den eigentlichen Geist unsers erziehenden Wirkens in dieser Darstellung wiederzugeben, es uns auch überhaupt bey weitem mehr um die Darstellung der Sache in der That, als im Worte zu thun ist.

Friedrich Fröbel: Die Grundsätze, der Zweck und das innere Leben der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt in Keilhau bey Rudolstadt. In: Isis, oder Encyclopädische Zeitung. Hg. Lorenz Oken. Zehntes Heft. 1821, Sp. 936–939; 946–950.

Erläuterungen

- 1 Johann Eustachius Graf von Schlitze, gen. von Görtz (1737 – 1821), Erzieher des Erbprinzen Karl August und später preuß. Diplomat.
- 2 Karl Theodor Freiherr von Dalberg (1744 – 1817), bischöflicher Koadjutor des Erzbistums Mainz und kurmainzischer Statthalter Erfurts.
- 3 Otto Ferdinand Freiherr von Loeben (1741 – 1804), kursächsischer Minister.
- 4 im Vertragsfall.
- 5 Kaiser Joseph II. von Habsburg (1741 – 1790; reg. seit 1780).
- 6 Karl Friedrich (1728 – 1811), Markgraf und später Großherzog von Baden.
- 7 *Die leitenden Politiker sollen dafür sorgen, daß der Staat keinen Schaden erleidet* (Cicero: In Catilinam 2,1).
- 8 Bürger der Stadt London.
- 9 Figuren aus dem 4. Teil des Romans *Gullivers Reisen* von Jonathan Swift (1726).
- 10 auf der Stelle.
- 11 des Westfälischen Friedens (von 1648) und der Selbstverpflichtung des gewählten Kaisers.
- 12 Abhilfe.
- 13 Adam Philippe Graf von Custine (1740 – 1793), frz. General.
- 14 Louis Sébastien Mercier (1740 – 1814), frz. Schriftsteller.
- 15 *Sag', Euryalus, legt ein Gott das Feuer in die Herzen, oder machen wir zum Gott nur das eigene, heiße Begehren?* (Vergil: Aeneis 9,184 f.)
- 16 Kaiser Ferdinand II. (1587 – 1637) trug durch seine gegenreformatorische Politik wesentlich zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges (1618 – 1648) bei.
- 17 Spieltische.
- 18 Mainzer Abgeordneter. [Im Jahre 1793 existierte unter französischer Besatzung und maßgeblicher Beteiligung des Schriftstellers Georg Forster (1754 – 1794) für kurze Zeit eine ›Mainzer Republik‹.]
- 19 anziehend; beflügelnd.
- 20 Mitglieder der Turnbewegung Friedrich Ludwig Jahns (1778 – 1852).
- 21 Gerichtsbarkeit.
- 22 Friedrich Ludwig Lindner (1772 – 1845), Schriftsteller und Journalist.
- 23 Ludwig Wieland (1777 – 1819), Publizist; vgl. Bd. 2, Text 86.
- 24 man vergleiche die Parlamentsverhandlungen in England wegen des Entschädigungs-Gesetzes.
- 25 Johann Kaspar Bölling (gest. 1793), Kaufmann in Frankfurt/M.
- 26 400 Gulden [Währungseinheit].
- 27 Frühstück; bescheidenes Mittagessen.
- 28 Rolle eines schmach tenden Liebhabers.
- 29 gewöhnlich genannt.
- 30 Kasse.
- 31 Erziehungsanstalten, die nach den Grundsätzen Johann Bernhard Basedows (1724 – 1790) in Dessau und Christian Gottlieb Salzmanns (1744 – 1811) im thüringischen Schnepfenthal arbeiteten; vgl. Text 39 – 40.
- 32 Antiquitätenhändler und Genie in einer Person.
- 33 [dem römischen Historiker Tacitus zufolge] sagenhafter Stammvater der Germanen.
- 34 verwandelt.

- 35 Der Züricher Schriftsteller und Prediger Johann Kaspar Lavater (1741 – 1801) verfaßte vielgelesene *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (4 Bde., 1775 – 1778), denen zufolge aus Kopfform und Silhouette eines Menschen auf dessen Charakter geschlossen werden konnte.
- 36 klugen.
- 37 Durchlaucht [Anrede des regierenden Herzogs].
- 38 Vertrieb.
- 39 Frage.
- 40 Druckerlaubnis.
- 41 der zuständige Beamte im Vatikan.
- 42 Tommaso Maria Mamachi (1713 – 1792), Dominikanerpaten, oberster Index- und Zensurbeamter des Heiligen Stuhls.
- 43 Ich habe es gelesen im Auftrag des Hochwürdigsten [Herrn Mamachi].
- 44 Steigerung der Staatseinnahmen.
- 45 Bezahlung.
- 46 etwa 400 Seiten.
- 47 Matthias Claudius (1740 – 1815), Schriftsteller und Herausgeber.
- 48 Karl Hohnbaum (1780 – 1855), Arzt; Karl Barth (1787 – 1853), Maler.
- 49 aus einem Klagegesang zu einem Freudenruf.
- 50 Vgl. Text 10 – 12.
- 51 Vgl. Text 13 – 15.
- 52 Karl Ludwig Nonne (1785 – 1854), Schul- und Kirchenrat.
- 53 Friedrich Rückert (1788 – 1866), Schriftsteller.
- 54 Achte auf das, was du sagst, und es wird dir sehr gut ergehen.
- 55 Umgangsformen.
- 56 Perückenmacher.
- 57 Anredeform.
- 58 Ehrgeizlingen.
- 59 sich vorstellt.
- 60 Reich der Dichtkunst [benannt nach einem griechischen Gebirgszug].
- 61 Förderin von Kunst und Literatur [benannt nach der Frau des athenischen Politikers Perikles].
- 62 Emilie von Berlepsch (1757 – 1831), Lyrikerin und Reiseschriftstellerin.
- 63 Charlotte von Kalb (1761 – 1843), Lyrikerin.
- 64 von dem freigebigen Glückspilz durch ein Fest geehrt zu werden.
- 65 Schutzgeist eines Ortes; geistiges Klima, das an einem Ort herrscht.
- 66 Bewerber um ihre Liebe.
- 67 Hofstaat der Liebe; Liebesgesellschaft.
- 68 Karoline Gräfin von Eglloffstein (1789 – 1868).
- 69 passend ausgewählt.
- 70 angeblicher.
- 71 Johannes Daniel Falk (1768 – 1826; vgl. Text 46 u.a.) hatte ein Memoirenwerk mit dem Titel *Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt* (Leipzig 1832) veröffentlicht.
- 72 Zwang.
- 73 Die genannte Publikation *Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue*. o.O. 1800 stammt von August Wilhelm Schlegel (1767 – 1845); Karoline von Eglloffstein bezieht sich wohl auf August von Kotzebues Stück *Der hyperboreische Esel* (Leipzig 1799).
- 74 anonyme Schmähschrift.

- 75 William Pitt Earl of Chatham (1708 – 1778), englischer Politiker; David Garrick (1717 – 1779), englischer Schauspieler und Dramaturg; Friedich Gottlieb Klopstock (1724 – 1803), Schriftsteller.
- 76 nebensächlich.
- 77 Christian Felix Weisse (1726 – 1804), Schriftsteller.
- 78 gute Totengeister [römische Mythologie].
- 79 Tagesbefehl.
- 80 *Glauben Sie mir, Madame, es ist die Vorsehung, die alles lenkt und ich bin nichts als ihr Instrument.*
- 81 *Das ist eine Frau, der sogar unsere 200 Kanonen keine Furcht haben einjagen können.*
- 82 Johann Heinrich Meyer (1760 – 1832), Schweizer Maler und Kunstschriftsteller.
- 83 Juwelier-Waren.
- 84 Unterredung; Zusammenkunft.
- 85 Quartiermeister.
- 86 *Es lebe der Kaiser!*
- 87 Steuerangelegenheiten [bezüglich des Unterhalts französischer Besatzungstruppen].
- 88 *Ihr seid ein (interessanter) Mann.*
- 89 oder sagte *Ja!* oder gar *Sehr gut.*
- 90 *Was meint Herr Göt[he] dazu.*
- 91 possenreißerischen Hauptstadt der Welt, nämlich Paris.
- 92 französisches Hemd.
- 93 Emporkömmling.
- 94 Frauen von Juristen.
- 95 wohl Initialen der Wilhelmine von Chézy (1783 – 1856), Schriftstellerin.
- 96 Bezeichnung einer christlichen Religionsgemeinschaft [mit antitrinitarischer Ausrichtung].
- 97 Bezeichnung einer philosophischen Richtung, der zufolge alle Existenz allein aus der Natur zu erklären ist; Religionslose.
- 98 Abführmittel.
- 99 schimpfte.
- 100 Verdoppelung [rhetorisches Stilmittel].
- 101 Gesetze des höflich-schmeichlerischen Umgangs [besonders von Männern mit Frauen].
- 102 das sittlich Gute und Angemessene.
- 103 (mit Buntstiften) ausmalen.
- 104 Südostindien.
- 105 aus dem Norden Südamerikas.
- 106 assyrischer König und Kriegsherr [des 7. Jh.s v.Chr.]; hier übertragen auf Napoleon I.
- 107 wie Tamerlan [Timur]; grausamer mongolischer Herrscher und Kriegsherr des 14. Jh.s
- 108 Publikation J. D. Falks aus dem Jahre 1815.

Weiterführende Literatur

Einführung

- Bimmer, Andreas C. (Hg.): Hessen und Thüringen. Kulturwissenschaftliche Bilanz und Perspektive. Marburg 1992
- Dietl, Walter (Hg.): Thüringen. Geschichte und Geschichten. 2 Bde. Gotha 1990
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M. 1983
- Hansen, Klaus P.: Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften. Tübingen 1993
- Hansen, Klaus P.: Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung. Tübingen 1995
- Heckmann, Hermann (Hg.): Thüringen. Historische Landeskunde Mitteldeutschlands. 3. Aufl. Würzburg 1991
- Hitzler, Ronald: Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur. Opladen 1988
- Ignasiak, Detlef (Hg.): Herrscher und Mäzene. Thüringer Fürsten von Hermenefried bis Georg II. Rudolstadt 1994
- John, Jürgen (Hg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u.a. 1994
- Leich, Tina: Bibliographie zu Thüringen. Zwischen 1989 und 1997 erschienene Titel. Erfurt 1997
- Lindner, Rolf (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt/M. 1994
- Mast, Peter: Thüringen. Die Fürsten und ihre Länder. Graz u.a. 1992
- Patze, Hans u. a. (Hg.): Bibliographie zur thüringischen Geschichte. 2 Bde. Köln 1965/66
- Patze, Hans u. a. (Hg.): Geschichte Thüringens. 8 Bde. Köln u. a. 1967-1984
- Patze, Hans u. a. (Hg.): Thüringen (Handbuch der historischen Stätten Deutschlands 9). Stuttgart 1989
- Pleticha, Heinrich: Kulturlandschaft Thüringen. Freiburg u. a. 1991
- Schlichting, Rainer (Hg.): Genius huius loci, Weimar. Kulturelle Entwürfe aus fünf Jahrhunderten. Ausstellungskatalog. Weimar 1992
- Thüringen-Bibliographie. Regionalbibliographie. Jena 1969 ff.
- Wilpert, Gero von: Goethe-Lexikon. Stuttgart 1998

Politische Kultur

Sachsen-Weimar-Eisenach zwischen den Großmächten

- Crämer, Ulrich: Carl August von Weimar und der deutsche Fürstenbund 1783 – 1790. Wiesbaden 1961
- Hartung, Fritz: Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775 – 1828. Weimar 1923
- Sengle, Friedrich: Das Genie und sein Fürst. Stuttgart 1993
- Stieverman, Dieter: Der Fürstenbund von 1785 und das Reich. In: Volker Press (Hg.): Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit. München 1995, S. 209-226
- Tümmler, Hans: Zu Herders Plan einer deutschen Akademie (1787). In: Euphoriion 45 (1950), S. 198-211
- Tümmler, Hans: Carl August von Weimar, Goethes Freund. Eine vorwiegend politische Biographie. Stuttgart 1978

Aufgeklärter Absolutismus in Sachsen-Meiningen

- Hertel, Ludwig: Meiningische Geschichte von 1680 bis zur Gegenwart. Hildburghausen 1904, S. 241-307
- Heß, Ulrich: Der aufgeklärte Absolutismus in Sachsen-Meiningen. In: Forschungen zur Thüringischen Landesgeschichte 1958, S. 1-42
- Levi, Franz u. a.: Die Frühphase der Judenemanzipation in Sachsen-Meiningen. In: Thomas Bahr (Hg.): Beiträge zur Geschichte jüdischen Lebens in Thüringen. Jena 1996, S. 39-58
- Wöfling, Günter: Geschichte des Henneberger Landes zwischen Grabfeld, Rennsteig und Rhön. Hildburghausen 1992

Thüringen und die Französische Revolution

- Höhle, Thomas: Revolution, Bürgerkrieg und neue Verfassung in Cyrene. In: Arno Hertzig u. a. (Hg.): ›Sie und nicht Wir‹. Die Französische Revolution und ihre Wirkung auf Norddeutschland. Bd. 2. Hamburg 1989, S. 591-605
- Hohenstein, Siglind: Friedrich Justin Bertuch (1747 – 1822). Bewundert, beneidet, umstritten. Berlin u. a. 1989, S. 49-76; 128-149
- Martini, Fritz (Hg.): Christoph Martin Wieland. Meine Antworten. Aufsätze über die Französische Revolution 1789 – 1793. Marbach 1983 [mit ausführlichen Erläuterungen]
- Schäfer, Klaus: Christoph Martin Wielands Beitrag zur Revolutionsdebatte in der Endfassung seines Romans ›Die Geschichte des Agathon‹ (1794). In: Zeitschrift für Germanistik 1 (1991), S. 323-329
- Weyergraf, Bernd: Der skeptische Bürger. Wielands Schriften zur Französischen Revolution. Stuttgart 1972

Die Einführung des Code Napoléon

- Berding, Helmut: Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik im Königreich Westfalen 1807 – 1813. Göttingen 1973
- Berding, Helmut: Napoleonische Herrschaft zwischen Okkupation und Staatsneubildung. Die Regentschaft in Kassel. In: Winfried Speitkamp (Hg.): Staat, Gesellschaft, Wissenschaft. Beiträge zur modernen hessischen Geschichte. Marburg 1994, S. 7-21
- Fehrenbach, Elisabeth: Traditionale Gesellschaft und revolutionäres Recht. Die Einführung des Code Napoléon in den Rheinbundstaaten. Göttingen 1974
- Grossert, Werner: Zur Geschichte der Emanzipation der Juden anhand der jüdischen Zeitschrift ›Sulamith‹. In: Jürgen John (Hg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u. a. 1994, S. 371-383
- Rob, Klaus: Napoleonische Bauernbefreiung. Staatskunst im Großherzogtum Berg, Staatsversagen im Königreich Westphalen. In: Burkhard Dietz (Hg.): Das Großherzogtum Berg als napoleonischer Modellstaat. Eine regionalhistorische Zwischenbilanz. Köln 1995, S. 66-78

Eine landständische Verfassung

- Blesken, Hans: Der Landtag im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach vom Erlaß des Grundgesetzes bis zum Vorabend der Revolution von 1848. In: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte 38 (1933), S. 117-214
- Mittelsdorf, Harald (Hg.): Thüringische Verfassungsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Jena 1993
- Müller, Gerhard: Ernst August Freiherr von Gersdorff und der frühe Konstitutionalismus im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. In: Jürgen John (Hg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u. a. 1994, S. 407-422

- Ortloff, Hermann: Die Verfassungsentwicklung im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. Jena 1907
- Tümmler, Hans: Weimar, Wartburg, Fürstenbund 1776 – 1820. Geist und Politik im Thüringen der Goethezeit. Bad Neuenstadt 1995

Das Wartburgfest (18./19. Oktober 1817)

- Asmus, Helmut: Das Wartburgfest. Studentische Reformbewegungen 1770–1819. Magdeburg 1995
- Dedner, Burghard: Das Wartburgfest und die oppositionelle Bewegung in Hessen. Marburg 1994
- Hehl, Ulrich von: Zwei Kulturen – eine Nation? Die frühe burschenschaftliche Einheitsbewegung und das Wartburgfest. In: Historisches Jahrbuch 111 (1991), S. 28-52
- Maletke, Klaus (Hg.): 175 Jahre Wartburgfest. Studien zur politischen Bedeutung und zum Zeithintergrund der Wartburgfeier. Heidelberg 1992

Eine verhängnisvolle Kontroverse: »Vaterlandsverrat«?

- Bräuning-Oktavio, Hermann: Oken und Goethe im Lichte neuer Quellen. Weimar 1959
- Echternkamp, Jörg: Erinnerung an die Freiheit. Zum Verhältnis von Frühliberalismus und Nationalismus in der Geschichtsschreibung Karl von Rottecks und Heinrich Ludens. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 8 (1996), S. 69-88
- Ehrentreich, Hans: Heinrich Luden und sein Einfluß auf die Burschenschaft. In: Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung 4 (1913), S. 48-129
- Keller, Mechthild: »Agent des Zaren«. August von Kotzebue. In: Dies. u. a. (Hg.): Rus- sen und Rußland aus deutscher Sicht. Bd. 3. München 1992, S. 119-150
- Tümmler, Hans: Wartburg, Weimar und Wien. Der Staat Carl Augusts in der Auseinandersetzung mit den Folgen des Studentenfestes von 1817. In: Historische Zeitschrift 215 (1972), S. 49-106

Nach der Verkündigung der Karlsbader Beschlüsse (31. Oktober 1819)

- Bauhaus-Universität Weimar (Hg.): Architektur im Spannungsfeld zwischen Klassizismus und Romantik. Weimar 1996
- Brümmer, Manfred: Staat kontra Universität. Die Universität Halle-Wittenberg und die Karlsbader Beschlüsse. 1819 – 1848. Weimar 1991
- Büßem, Eberhard: Die Karlsbader Beschlüsse von 1819. Die endgültige Stabilisierung der restaurativen Politik im Deutschen Bund nach dem Wiener Kongreß von 1814/15. Hildesheim 1974
- Ehrentreich, Hans: Die freie Presse in Sachsen-Weimar von den Freiheitskriegen bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Halle 1907
- Koch, Hans-Jörg: Vor 175 Jahren. Karlsbader Beschlüsse. In: Geschichte, Erziehung, Politik 5 (1994), S. 529-537

Gesellschaftskultur

Der »Weimarer Musenhof«

- Bamberg, Eduard von (Hg.): Die Erinnerungen der Karoline Jagemann. Dresden 1926
- Bräuning-Oktavio, Hermann: Goethe und Johann Heinrich Merck. Darmstadt 1970
- Ebner, Fritz (Hg.): Johann Heinrich Merck (1741 – 1791). Ein Leben für Freiheit und Toleranz. Darmstadt 1991

- Gerhardt, Katharina: Christian Joseph Jagemann. Ein Vermittler italienischer Sprache und Kultur im klassischen Weimar. In: Klaus Manger (Hg.): Italienbeziehungen des klassischen Weimar. Tübingen 1997, S. 245-263
- Grieger, Astrid: ›Sie freuen sich über das, was sie verstehen‹. Kriterien bürgerlicher Kunstsanschauung in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts am Beispiel Johann Heinrich Mercks. In: Lenz-Jahrbuch 3 (1993), S. 163-182
- Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren, Texte, Themen. Stuttgart 1997
- Maurach, Bernd: Zeitgenosse Goethe. Karl August Böttigers verschmähte kritische Notizen über Goethe. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1978, S. 225-255
- Plachta, Bodo u. a. (Hg.): Sturm und Drang. Geistiger Aufbruch 1770 – 1790 im Spiegel der Literatur. Tübingen 1997
- Salentin, Ursula: Anna Amalia. Wegbereiterin der Weimarer Klassik. Köln u. a. 1996
- Sauder, Gerhard: ›Wunderliche Großheit‹. Johann Heinrich Merck (1741 – 1791). In: Lenz-Jahrbuch 1 (1991), S. 207-227
- Seifert, Siegfried: ›Wissen und Dichten in geselliger Wirkung‹. Literarische Kultur im Umkreis Anna Amalias. In: Wolfenbütteler Beiträge 9 (1994), S. 197-217
- Sondermann, Ernst F.: Karl August Böttiger. Journalist der Goethezeit in Weimar. Bonn 1983
- Wartusch, Rüdiger (Hg.): Carl August Böttiger, Johannes Daniel Falk. Weimarer Klatsch. In: Griffel Heft 3 (1996), S. 80-91

Leihbibliotheken und Bücherverbote

- Hüttel, Adolf: Goethes wirtschafts- und finanzpolitische Tätigkeit. Ein wenig bekannter Teil seines Lebens. Hamburg 1995
- Koppitz, Hans Joachim: Goethes Verhältnis zur Zensur. In: Gutenberg-Jahrbuch 61 (1986), S. 228-240
- Martino, Alberto: Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756 – 1914). Wiesbaden 1990
- Marwinski, Felicitas: Lesen in Gesellschaft. Gelehrte, literarische und Lesegesellschaften in Thüringen vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts. In: Jahrbuch für Regionalgeschichte 12 (1985), S. 116-140
- Marwinski, Felicitas: Lektüre zwischen Selbstbestimmung und Kommerz. Thüringer Lesegesellschaften und Leihbibliotheken um 1800. In: Jürgen John (Hg.): Kleinstaat und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u.a. 1994, S. 315-331
- Schierenberg, Kurt A.: ›In Goethes Haus – in Goethes Hand‹. Goethe und seine Diener und Helfer. Wetzlar 1994

›Volksaufklärung‹

- Böning, Holger u. a.: Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. Bd. 1. Stuttgart 1990 [weitere Bände in Vorbereitung]
- Chlond, Adelheid: Carl Hohnbaum (1780 – 1855). Leibarzt, Psychiater, Volksaufklärer. Rodach 1987
- Heydenreich, Helmut: Leben und Werk Carl Hohnbaums. München 1961
- Kösler, Udo: Modelle der bäuerlichen Arbeit in Texten der Volksaufklärung (1780 – 1798). In: Harro Segeberg (Hg.): Vom Wert der Arbeit. Tübingen 1991, S. 115-136
- Siegert, Reinhart: Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolf Zacharias Becker und seinem ›Noth- und Hülfsbüchlein‹. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 19 (1978), Sp. 565-1348

- Tölle, Ursula: Rudolph Zacharias Becker. Versuch der Volksaufklärung im 18. Jahrhundert in Deutschland. Münster 1994
- Völpel, Annegret: Der Literarisierungsprozeß der Volksaufklärung des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Frankfurt/M. u. a. 1996

Umgangsformen

- Bois, Pierre-André: Soziale Kommunikation im Dienste der politischen Emanzipation am Beispiel Knigges. In: Alain Montandon (Hg.): Über die deutsche Höflichkeit. Bern u. a. 1991, S. 185-196
- Gottert, Karl-Heinz: Die deutsche Umgangsliteratur des 18. Jahrhunderts im europäischen Kontext. In: Alain Montandon (Hg.): Über die deutsche Höflichkeit. Bern u. a. 1991, S. 101-115
- Pastor, Eckart: ›Seit wann siezen wir uns eigentlich?‹ Zur Geschichte der pronominalen Anredeformen im Deutschen. In: Germanistische Mitteilungen Heft 42 (1995), S. 3-17

Weimar. Ein zeitgenössischer Reiseführer

- Bierdzynski, Effi: Goethes Weimar. Das Lexikon der Personen und Schauplätze. München 1992
- Borchmeyer, Dieter: Weimarer Klassik. Portrait einer Epoche. Weinheim 1994
- Bruford, Walter H.: Kultur und Gesellschaft im klassischen Weimar 1775 – 1806. Göttingen 1966
- Günter, Gitta u. a. (Hg.): Weimar. Lexikon zur Stadtgeschichte. Weimar 1993
- Kühnlenz, Fritz: Weimarer Porträts. Rudolstadt 1993
- Raabe, Paul: Spaziergänge durch Goethes Weimar. Zürich 1990
- Steinbach, Dietrich: Epochenzentrum Weimar und Jena. Literarische Kultur und gesellschaftliches Leben zwischen 1789 und 1806 in Deutschland. In: Mitteilungen des Deutschen Germanisten-Verbandes 40 (1993) H. 4, S. 21-29

Bürgerliche Geselligkeit. ›Mittwochs-Kränzchen‹ beim ›Olympier‹ (1801/1802)

- Düntzer, Heinrich: Die Stiftung von Goethes Mittwochskränzchen. In: Goethe-Jahrbuch 5 (1884), S. 333-342
- Klauss, Jochen: Alltag im klassischen Weimar 1750 – 1850. Weimar 1990.
- Köhler, Astrid: Salonkultur im klassischen Weimar. Geselligkeit als Lebensform und literarisches Konzept. Stuttgart 1996
- Mettele, Gisela: Der private Raum als öffentlicher Ort. Geselligkeit im bürgerlichen Haus. In: Dieter Hein u. a. (Hg.): Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt. München 1996, S. 155-169
- Pöthe, Angelika: Schloß Ettersburg. Weimars Geselligkeit und kulturelles Leben im 19. Jahrhundert. Weimar u. a. 1995
- Seibert, Peter: Der literarische Salon. Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz. Stuttgart u. a. 1993
- Seifert, Siegfried: Geselligkeit im vorklassischen und klassischen Weimar. In: International congress on the enlightenment. Bd. 2. Oxford 1996, S. 946-950

Friedrich Schillers Begräbnis

- Bradish, Joseph A.: Drei Legenden um Schillers Beisetzung. In: Monatshefte für den deutschen Unterricht 26 (1934), S. 213-216
- Hecker, Max: Schillers Tod und Bestattung. Leipzig 1935
- Schwabe, Julius: Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine 1805, 1826, 1827. Leipzig 1852 [Nachdr. Bremen 1980]

**Bürgerliches Kriegs-Erleben. Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt
(14. Oktober 1806)**

- Althaus, Horst: Hegel und die heroischen Jahre der Philosophie. Eine Biographie. München 1992
- Crämer, Ulrich: Der politische Charakter des weimarischen Kanzlers Friedrich von Müller und die Glaubwürdigkeit seiner Erinnerungen. Jena 1934
- Houben, H. H. (Hg.): Damals in Weimar. Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer. Leipzig 1924
- Keil, Richard u. a.: Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Leipzig 1882
- Köhler, Astrid: Geselligkeit als Lebensform und literarisches Konzept. Johanna Schopenhauers Roman ›Gabriele‹ im Kontext ihres Weimarer Salons. In: Margaret C. Ives (Hg.): Women writers of the age of Goethe. Lancaster 1996, S. 26-45
- Nowak, Helmut u. a.: Die Schlacht bei Jena und Auerstedt am 14. Oktober 1806. Jena 1994
- Schulze, Friedrich: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806 bis 1815. Leipzig 1913
- Schumann, Detlev W.: Goethe und die Familie Schopenhauer. In: Hans-Joachim Mähl u. a. (Hg.): Studien zur Goethezeit. Festschrift Erich Trunz. Heidelberg 1981, S. 257-280
- Schuster, Wolf-Jörg: Man lädt uns ein zum Stelldichein. Napoleon in Thüringen 1806. Jena 1993
- Verene, D. P.: Hegel's account of war. In: Jon Stewart (Hg.): The Hegel myths and legends. Evanston 1996, S. 142-153 [siehe auch S. 131-141; 154-166]
- Weber, Rolf (Hg.): Johanna Schopenhauer. Im Wechsel der Zeiten, im Gedränge der Welt. München 1986

**Ein gesellschaftliches Ereignis. Napoleon und der ›Erfurter Fürstenkongreß‹
(1808)**

- Arnold, J. F. Kajetan: Erfurt in seinem höchsten Glanze. Erfurt 1808
- Fink, Gonthier-Louis: Goethe und Napoleon. In: Goethe-Jahrbuch 107 (1990), S. 81-101
- Priegnitz, Christoph: ›Vive l'Empereur‹. Zum Napoleon-Bild der Deutschen zwischen Spätaufklärung und Freiheitskriegen. In: Harro Zimmermann (Hg.): Schreckensmythen – Hoffnungsbilder. Die Französische Revolution in der deutschen Literatur. Frankfurt/M. 1989, S. 106-121
- Reiss, Hans: Goethe und die Politik. Französische Revolution, Napoleon, Restauration. In: Friedrich Strack (Hg.): Evolution des Geistes. Jena um 1800. Stuttgart 1994, S. 175-196
- Scheffler, Sabine u. a.: So zerstieben geträumte Weltreiche. Napoleon I. in der deutschen Karikatur. Stuttgart 1995
- Venohr, Wolfgang: Napoleon in Deutschland. Tyrann und Reformator. Erlangen 1991
- Vierhaus, Rudolf: Napoleon und die Deutschen. In: Winfried Speitkamp (Hg.): Konflikt und Reform. Festschrift Helmut Berding. Göttingen 1995, S. 80-98

Damenmode (nach den Befreiungskriegen 1813/14)

- Belting, Isabella: Mode und Revolution. Deutschland 1848/49. Hildesheim 1997, S. 36-66
- Kreuch, Knut: Trachtenland Thüringen. Rudolstadt 1998
- Moritz, Marina: Trachten machen Leute. Ländliche Kleidungsstile im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Erfurt 1997
- Ottjann, Helmut (Hg.): Mode, Tracht, regionale Identität. Historische Kleidungsforschung heute. Cloppenburg 1985

Volkert, Dominica: Frauenzeitschriften und das Zeichensystem. Mode im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Ernest W. B. Hess-Lüttich (Hg.): Medienkultur – Kulturkonflikt. Opladen 1992, S. 413-429

Pädagogische Kultur

Christian Gotthilf Salzmann: Das Schnepfenthaler Erziehungskonzept

- Bolz, Reinhard: Christian Gotthilf Salzmann, ein Pädagoge von Weltruf. In: Paedagogica historica 30 (1994), S. 565-592
- Dietrich, Theo: Mensch und Erziehung in der Pädagogik Christian Gotthilf Salzmanns (1744 – 1811). Studien zur Anthropologie Salzmanns. München u. a. 1963
- Kemper, Herwart u.a.: Menschenbild und Bildungsverständnis bei Christian Gotthilf Salzmann. Weinheim 1995
- Kronauer, Ulrich: Das Bild des Juden in der deutschsprachigen Literatur der Aufklärungsepoche. 2 Bde. Hagen 1992/1994
- Lachmann, Rainer: Der Religionsunterricht Christian Gotthilf Salzmanns. Ein Beitrag zur Religionspädagogik der Aufklärung. Bern 1974
- Lindner, Frank: Schnepfenpfad ›Salzmanien‹. Auch eine Wegmarke an der Thüringer Klassikerstraße. In: Palmbaum 2 (1994) Heft 4, S. 6-16
- Pfauch, Wolfgang: Schnepfenthal und Weimar 1784 bis 1832. In: Pädagogische Rundschau 50 (1996), S. 535-546
- Schröder, Willi: Johann Christoph Friedrich GutsMuths. Leben und Wirken des Schnepfenthaler Pädagogen. Sankt Augustin 1996
- Seidelmann, Ulrich: Der Deutschunterricht am Thüringer Philanthropinum in Schnepfenthal im Zeitraum von 1784 bis 1811. In: Horst Erhard u. a. (Hg.): Historische Aspekte des Deutschunterrichts in Thüringen. Frankfurt/M. 1995, S. 75-93

Johann Gottfried Herder: Pädagogik als Humanwissenschaft

- Andress, James M.: Johann Gottfried Herder as an educator. New York 1916 [Nachdr. Ann Arbor 1979]
- Finzel-Niederstadt, Wiltraud: Lernen und Lehren bei Herder und Basedow. Frankfurt/M. u. a. 1986
- Hermanowski, Anno: Johann Gottfried Herders Schulreform. Bonn 1986
- Müller-Michaels, Harro: Literatur und Abitur. Über die Zusammenhänge zwischen Literaturtheorie und Bildungspraxis in Herders Schulreden. In: Kurt Moeller-Vollmer (Hg.): Herder today. Berlin u. a. 1990, S. 228-245
- Owren, Heidi: Herders Bildungsprogramm und seine Auswirkungen im 18. und 19. Jahrhundert. Heidelberg 1985

Didaktik des Kinderbuchs

- Brüggemann, Theodor u. a. (Hg.): Handbuch zur Kinder- und Jugendliteratur. Bd. 4. Stuttgart u. a. 1998 [zu Heinrich August Müller]
- Heinemann, Albrecht von: Friedrich Johann Justin Bertuch. Ein weimarerischer Buchhändler der Goethezeit. Bad Münster 1950
- Hohenstein, Siglinde: Friedrich Justin Bertuch (1747 – 1822). Ausstellungskatalog. Mainz 1985
- Müller, Helmut: Die Vorläufer des Kinderbilderbuches in Deutschland bis 1845. Frankfurt/M. 1980

- Seifert, Siegfried: ›Verbortete Literatur‹ oder Die unendliche Geschichte vom Autor und vom Verleger am Beispiel Goethes und Friedrich Justin Bertuchs. In: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 5 (1995), S. 111-134
- Ziersch, Amélie (Hg.): Bilderbuch – Begleiter der Kindheit. Ausstellungskatalog. München 1986

Weibliche Erziehung

- Fetting, Friederike: ›Ich fand in mir eine Welt‹. Eine sozial- und literaturgeschichtliche Untersuchung zur deutschen Romanschriftstellerin um 1800. München 1992
- Gigli, Donatella: Die goldne Welt der Täuschung. Traum und Wirklichkeit in Karoline von Wolzogens Roman ›Agnes von Lilien‹. In: Helga Gallas u. a. (Hg.): Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800. Tübingen 1990, S. 160-171
- Golz, Jochen: Caroline von Wolzogen (1763 – 1847). Weimar 1998
- Hopfner, Johanna: Mädchenerziehung und weibliche Bildung um 1800. Im Spiegel der populär-pädagogischen Schriften der Zeit. Bad Heilbrunn 1990
- Kahn-Wallerstein, Carmen: Die Frau im Schatten. Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen. Bern u. a. 1970
- Kleinau, Elke: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. 2 Bde. Frankfurt u. a. 1996
- Petschauer, Peter: The education of women in eighteenth-century Germany. Lewiston 1989

Anfänge der Sozialpädagogik. Das ›Falksche Institut‹ in Weimar

- Blanke, Ingrid: Erziehung und Sittlichkeit. Ideengeschichtliche Studien zu den Anfängen heutiger Pädagogik, Heil- und Sozialpädagogik in der späten deutschen Aufklärung. Heinsberg 1984
- Niemeyer, Christian: Klassiker der Sozialpädagogik. Einführung in die Theoriegeschichte einer Wissenschaft. Weinheim 1998
- Sachße, Christoph (Hg.): Bettler, Gauner und Proleten. Armut und Armenfürsorge in der deutschen Geschichte. Reinbek 1983
- Sachße, Christoph u. a.: Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Bd. 1. 2. Aufl. Stuttgart 1998
- Saue, Paul: Johannes Daniel Falk 1768 – 1826. Weimar 1979
- Schering, Ernst: Johannes Falk. Leben und Wirken im Umbruch der Zeiten. Stuttgart 1961
- Schering, Ernst (Hg.): Johannes Falk. Pädagogische Schriften. Weinheim 1967

Friedrich Fröbel: ›Romantische‹ Pädagogik und ›Sphärisches Gesetz‹

- Bollnow, Otto F.: Die Pädagogik der deutschen Romantik. Von Arndt bis Fröbel. Stuttgart 1952
- Heiland, Helmut: Fröbel und die Nachwelt. Studien zur Wirkungsgeschichte Friedrich Fröbels. Bad Heilbrunn 1982
- Heiland, Helmut: Fröbelforschung. Darmstadt 1983
- Heiland, Helmut: Die Schulpädagogik Friedrich Fröbels. Hildesheim u. a. 1993
- Heller, Lieselotte: Friedrich Fröbel. Die zahlenmystischen Wurzeln der Spieltheorie. Frankfurt/M. 1988
- Hoffmann, Erika (Hg.): Friedrich Fröbel. Ausgewählte Schriften. Bd. 5: Briefe und Dokumente über Keilhau. Erster Versuch der sphärischen Erziehung. Godesberg 1986

Register

- Alexander I., Zar von Rußland (1777–1825) ♦ 70, 122, 126, 162 f., 165 ff.
- Ancillon, Johann Peter Friedrich (1767–1837) ♦ 59
- Anna Amalia von Sachsen–Weimar–Eisenach (1739–1807) ♦ 9, 86, 88 f., 91 ff., 136 ff., 141, 156–161, 170
- Archenholz, Johannes Wilhelm von (1743–1812) ♦ 150–153
- Aristoteles (384–322 v. Chr.) ♦ 190
- Ascher, Saul (1767–1822) ♦ 59
- Aspasia (geb. vor 450 v. Chr.) ♦ 137
- Baden, Amalie Friederike, Markgräfin von (1754–1832) ♦ 158
- Bardua, Caroline (1781–1864) ♦ 160
- Barth, Karl (1787–1853) ♦ 14, 121 ff.
- Basedow, Johann Bernhard (1724–1790) ♦ 89, 196, 198
- Bechstein, Johann Matthäus (1757–1822) ♦ 12, 101–120
- Becker, Rudolf Zacharias (1752–1822) ♦ 12, 101–120
- Behrisch, Ernst Wolfgang (1738–1809) ♦ 89
- Bentzel–Sternau, Christian Ernst von (1767–1849) ♦ 59
- Berlepsch, Emilie von (1757–1831) ♦ 138
- Berlichingen, Gottfried (Götz) Ritter von (1480–1562) ♦ 134
- Bernadotte, Jean Baptiste Jules, Karl XIV. von Schweden (1763–1844) ♦ 156
- Berthier, Louis Alexandre, Herzog von Neufchâtel (1753–1815) ♦ 165, 170
- Bertuch, Friedrich Justin (1747–1822) ♦ 39, 73, 75, 80 f., 88, 127–135, 139, 159, 196–205
- Bertuch, Karl (1777–1815) ♦ 159 f.
- Bölling, Johann Kaspar (gest. 1793) ♦ 82
- Böttiger, Karl August (1760–1835) ♦ 86–90, 139, 142, 148
- Bonaparte, Jérôme (1784–1860, König 1807–1813) ♦ 42–47
- Bornschein, Johann Ernst Daniel (1774–1838) ♦ 12
- Bourgoing, Jean François Baron de (1748–1811) ♦ 168
- Brentano, Clemens (1778–1842) ♦ 9
- Campe, Joachim Heinrich (1746–1818) ♦ 196
- Chatham, William Pitt Earl of (1708–1778) ♦ 150
- Chézy, Wilhelmine von (1783–1856) ♦ 172–177
- Cicero, Marcus Tullius (106–43 v. Chr.) ♦ 189, 192
- Claudius, Matthias (1740–1815) ♦ 117
- Cölln, Georg Friedrich Willibald Ferdinand von (1766–1820) ♦ 59
- Comenius, Johann Amos (1592–1670) ♦ 195 f.
- Constantin Paulowitsch, Großfürst von Rußland (1779–1831) ♦ 163, 165 ff.
- Conta, Christian Erdmann ♦ 160
- Corday, Charlotte (1768–1793) ♦ 39 ff.
- Corneille, Pierre (1606–1684) ♦ 163, 167
- Cotta, Heinrich von (1763–1844) ♦ 12
- Coudray, Klemens Wenzeslaus (1775–1845) ♦ 83 ff.
- Crome, August Friedrich Wilhelm (1753–1833) ♦ 59
- Custine, Adam Philippe Graf von (1740–1793) ♦ 34
- Dabelow, Christoph Christian Freiherr von (1768–1830) ♦ 59
- Dalberg, Karl Theodor Freiherr von (1744–1817) ♦ 18
- Demosthenes (384–322 v. Chr.) ♦ 192
- Edling, Albert Cajetan von, Graf (1772–1841) ♦ 76 f.
- Egloffstein, Augst Friedrich Karl Freiherr von und zu (1771–1834) ♦ 147
- Egloffstein, Karoline Freifrau von (1767–1828) ♦ 147
- Egloffstein, Karoline von, Gräfin (1789–1868) ♦ 147
- Egloffstein, Wolfgang Gottlob Christoph Freiherr von und zu (1766–1815) ♦ 147
- Einsiedel, Friedrich Hildebrand von (1750–1828) ♦ 147
- Ekhof, Hans Konrad Dietrich (1720–1778) ♦ 10
- Epiktet (um 50–138 n. Chr.) ♦ 192
- Falk, Johannes Daniel (1768–1826) ♦ 136, 147 f., 159, 213–216
- Ferdinand II., Kaiser (1587–1637) ♦ 39

- Fernow, Karl Ludwig (1763–1808) ♦ 159
 Fichte, Johann Gottlieb (1762–1814)
 ♦ 9, 138, 140, 217
 Friedrich Wilhelm III., König von
 Preußen (1770–1840) ♦ 158
 Fries, Jakob Friedrich (1773–1843)
 ♦ 9, 53 f., 65–69
 Fröbel, Friedrich (1782–1852) ♦ 10 ff.,
 217–227
 Frommann, Friedrich Johannes
 (1797–1886) ♦ 69
 Frommann, Karl Friedrich Ernst
 (1765–1837) ♦ 69
 Garrick, David (1717–1779) ♦ 150
 Georg I., Herzog von Sachsen–Meiningen
 (1761–1803) ♦ 10, 24–31
 Göchhausen, Luise von (1752–1807)
 ♦ 92, 141, 143 f., 147 ff., 161
 Görtz, von → Schlitz, Johann Eustachius
 von, gen. von Görtz
 Goethe, Johann Wolfgang (1749–1832)
 ♦ 9–12, 14, 69, 86–91, 93–101, 135 ff.,
 139–149, 151, 159, 162, 167–171, 208
 GuthsMuth, Johann Christoph Friedrich
 (1759–1839) ♦ 178
 Haller, Karl Ludwig von (1768–1854)
 ♦ 59
 Hans Sachs (1494–1576) ♦ 84
 Hardenberg, Friedrich von (1772–1801)
 ♦ 217
 Harl, Johann Paul (1772–1842) ♦ 59
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
 (1770–1831) ♦ 155 f.
 Heideloff, Johann Friedrich Karl
 (1773–1816) ♦ 163
 Heinse, Gottlob Heinrich (1766–1812)
 ♦ 12
 Helvig–Imhoff, Amalie von (1776–1831)
 ♦ 135, 138, 147
 Herder, Johann Gottfried (1744–1803)
 ♦ 9, 11, 15, 86, 135 ff., 139 f., 151,
 186–195, 217
 Hölderlin, Friedrich (1770–1843) ♦ 9
 Hohnbaum, Karl (1780–1855)
 ♦ 12, 14, 121 ff.
 Horatius Flaccus, Quintus (65–8 v. Chr.)
 ♦ 169
 Hufeland, Christoph Wilhelm
 (1762–1836) ♦ 9
 Humboldt, Wilhelm von (1767–1835) ♦ 9
 Jagemann, Karoline (1777–1848)
 ♦ 86, 91 ff.
 Jean Paul → Richter, Jean Paul Friedrich
 Jeanne d'Arc (1410–1431) ♦ 39 ff.
 Joseph II. von Habsburg, Kaiser
 (1741–1790) ♦ 21
 Jung–Stilling, Johann Heinrich
 (1740–1814) ♦ 82
 Justinian I., oström. Kaiser
 (482–565 n. Chr.) ♦ 134
 Kalb, Charlotte von (1761–1843) ♦ 138
 Kalb, Johann August Alexander von
 (1747–1814) ♦ 87 f.
 Kalb, Karl Alexander von (1712–1792)
 ♦ 88
 Kamptz, Karl Albert von (1769–1849)
 ♦ 59
 Karl August, Großherzog von Sachsen–
 Weimar–Eisenach (1757–1828) ♦ 9 ff.,
 17 f., 23, 31, 47–54, 76, 84–91, 93, 137,
 155–159, 166, 168, 170
 Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen–
 Weimar–Eisenach (1783–1853) ♦ 138
 Karl Friedrich, Markgraf und Großherzog
 von Baden (1728–1811) ♦ 23, 38
 Kaufmann, Christoph (1753–1795)
 ♦ 86, 89
 Kieser, Dietrich Georg (1779–1862) ♦ 53 f.
 Kirms, Franz (1750–1826) ♦ 91 f.
 Klinger, Friedrich Maximilian
 (1752–1831) ♦ 86, 88 f.
 Klopstock, Friedrich Gottlob (1724–1803)
 ♦ 11, 150, 153
 Koch, Heinrich Gottfried (1703–1775)
 ♦ 91
 Kosegarten, Gotthard Ludwig
 (1758–1818) ♦ 59
 Kotzebue, August von (1761–1819) ♦ 10,
 14, 59, 70 f., 73–82, 122, 141 ff., 148 f.
 Kotzebue–Gildemeister, Amalie
 (1759–1844) ♦ 88
 Kranz, Johann Friedrich (1754–1807) ♦ 92
 Kraus, Georg Melchior (1733–1806) ♦ 200
 Lafon, Pierre (1775–1846) ♦ 167
 Lannes, Jean von Montebello
 (1769–1809) ♦ 168, 171
 Lavater, Johann Kaspar (1741–1801)
 ♦ 89 f.
 Lenz, Jakob Michael Reinhold
 (1751–1792) ♦ 86, 88

- Lindner, Friedrich Ludwig (1772–1845) ♦ 73 f.
- Lips, Johann Heinrich (1758–1817) ♦ 200
- Locke, John (1632–1704) ♦ 196
- Loeben, Otto Ferdinand Freiherr von (1741–1804) ♦ 18
- Lucchesini, Girolamo Marches di (1751–1825) ♦ 156
- Luden, Heinrich (1778–1847) ♦ 9, 70–72, 75, 79–82, 122
- Ludwig XVI., König von Frankreich (1754–1793) ♦ 31
- Luise Augusta von Sachsen–Weimar–Eisenach (1757–1830) ♦ 170
- Luther, Martin (1483–1546) ♦ 66
- Mahr, Johann Heinrich Christian (1787–1868) ♦ 12
- Mamachi, Tommaso Maria (1713–1792) ♦ 100
- Marat, Jean Paul (1743–1793) ♦ 39 f.
- Marcus Aurelius Antoninus (121–180 n. Chr.) ♦ 192
- Maret, Hugues Bernard (1763–1839) ♦ 164, 168, 171
- Maria Paulowna, Großherzogin von Sachsen–Weimar–Eisenach (1786–1859) ♦ 138
- Mercier, Louis Sébastien (1740–1814) ♦ 37
- Merck, Johann Heinrich (1741–1791) ♦ 86 f., 89
- Meyer, Johann Heinrich (1760–1832) ♦ 147, 159 f.
- Müller, Friedrich von (1779–1849) ♦ 157 ff.
- Müller, Heinrich August (1766–1833) ♦ 12, 196, 205 ff.
- Napoleon I. Bonaparte, Kaiser v. Frankreich (1769–1821) ♦ 42–47, 156–159, 161–165, 167–171, 173, 213
- Niethammer, Friedrich Immanuel (1766–1848) ♦ 156
- Nonne, Karl Ludwig (1785–1854) ♦ 10, 12, 83 f., 123
- Novalis → Hardenberg, Friedrich von
- Oken, Lorenz (1779–1851) ♦ 9, 53 f., 60–64, 69, 122
- Otto, Johann Friedrich Gottlob (1749–1826) ♦ 156
- Platon (428–347 v. Chr.) ♦ 192
- Plutarch (46–120 n. Chr.) ♦ 190
- Polybius (200–120 v. Chr.) ♦ 190
- Pythagoras (570–500 v. Chr.) ♦ 192, 194
- Racine, Jean–Baptiste (1639–1699) ♦ 163
- Rapp, Jean von (1771–1821) ♦ 158
- Reck, Louise, Freifrau von der (1784–1849) ♦ 168
- Rehberg, Friedrich (1758–1835) ♦ 123
- Richter, Jean Paul Friedrich (1763–1825) ♦ 9, 135 f., 138
- Ridel, Cornelius Johann Rudolf (1759–1821) ♦ 159
- Rousseau, Jean–Jacques (1712–1778) ♦ 113
- Rudorff–Knebel, Luise Dorothea Ulrike Emilie von (1777–1852) ♦ 91 f.
- Rückert, Friedrich (1788–1866) ♦ 123
- Salzmann, Christian Gotthilf (1744–1811) ♦ 9, 12, 178–186, 196, 217
- Sand, Karl Ludwig (1795–1820) ♦ 70
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph (1775–1854) ♦ 9, 217
- Schiller, Friedrich (1759–1805) ♦ 9, 135, 138, 140, 147, 149–155
- Schiller, Luise Antoinette Charlotte, geb. Lengefeld (1766–1826) ♦ 147
- Schlegel, August Wilhelm (1767–1845) ♦ 149
- Schlegel, Friedrich (1772–1829) ♦ 149, 208
- Schlitz, Johann Eustachius Graf von, gen. von Görtz (1737–1821) ♦ 17 f., 23, 87
- Schmalz, Theodor Anton Heinrich (1760–1831) ♦ 59
- Schneider, Christian Wilhelm (1734–1797) ♦ 94
- Schopenhauer, Adele (1797–1849) ♦ 159
- Schopenhauer, Arthur (1788–1860) ♦ 159 ff.
- Schopenhauer, Johanna (1766–1838) ♦ 135, 141, 159 ff.
- Schütze, Johann Stephan (1771–1839) ♦ 152
- Schweitzer, Christian Wilhelm (1781–1856) ♦ 53 f.
- Solon (640–560 v. Chr.) ♦ 32
- Sophokles (ca. 496–406 v. Chr.) ♦ 190
- Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien (1769–1851) ♦ 156, 170
- Stein, Charlotte von (1742–1827) ♦ 88

- Stolberg–Stolberg, Christian Graf zu
(1748–1821) ♦ 86, 90
- Stolberg–Stolberg, Friedrich Leopold
(1750–1819) ♦ 86, 90
- Sutor, Christoph Erhard (1754–1838)
♦ 93 ff.
- Swift, Jonathan (1667–1745) ♦ 32
- Talleyrand–Périgord, Charles Maurice
Duc de (1754–1838) ♦ 168 ff.
- Talma, Charlotte, geb. Vanhove
(1771–1860) ♦ 167, 171
- Talma, François Joseph (1763–1826)
♦ 167 f., 171
- Taentzien, Bogislaw Friedrich von
(1710–1791) ♦ 89
- Vergilius Maro, Publius (70–19 v. Chr.)
♦ 38
- Voltaire, François Marie Arouet
(1694–1778) ♦ 163, 169
- Voß d. J., Johann Heinrich (1779–1822)
♦ 152
- Weigel, Karl Christian Leberecht
(1769–1845) ♦ 123
- Werner, Friedrich Ludwig Zacharias
(1768–1823) ♦ 59
- Weyland, Philipp Christian (1766–1843)
♦ 160
- Wieland, Christoph Martin (1733–1813)
♦ 9, 11, 31, 86, 135 ff., 139 f., 151,
160, 213
- Wieland, Ludwig (1777–1819) ♦ 76, 122
- Wolzogen, Karoline von (1763–1847)
♦ 12, 135, 138, 147, 208–212
- Wolzogen, Wilhelm Ernst Friedrich von
(1762–1809) ♦ 138, 147, 158
- Xenophon (430–355 v. Chr.) ♦ 192
- Zach, Franz Xaver (1754–1832) ♦ 12

Abbildungsverzeichnis und Druckgenehmigungen

- Abb. 1a–d (S. 61–64) *Original der weitgehend konfiszierten Nr. 195 von Lorenz Okens Zeitschrift ›Isis‹ (Text 10)*
- Abb. 2 (S. 72) *Zensurhinweis in Heinrich Ludens Zeitschrift ›Nemesis‹ durch Einschaltung mehrerer Leerseiten (Text 13)*
- Abb. 3 (S. 183) *Titelblatt von Christian Gotthilf Salzmanns ›Krebsbüchlein‹ (vgl. Text 40)*
- Abb. 4 (S. 204) *Illustrationen aus Friedrich Justin Bertuchs ›Bilderbuch für Kinder‹ (zu Text 43)*

Für die freundliche Genehmigung des Abdrucks von Texten und Abbildungen danken wir den nachfolgend aufgeführten Institutionen.

Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart – *Texte 1, 2, 3*

Hauptstaatsarchiv Meiningen – *Text 4*

Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen – *Text 9*

Stiftung Weimarer Klassik – *Text 10, Abb. 1a–d, 2*

Hermann Böhlau Nachfolger Weimar – *Texte 22, 37*

Stadtmuseum Hildburghausen – *Text 25*

Felix Meiner Verlag Hamburg – *Text 33*